



*Nach der von Joh. Schäfer zu Cassel in Lebensgrösse  
modellirten Büste.*

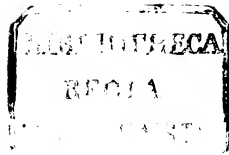
# Louis Spohr's Selbstbiographie.



Zweiter Band.

---

Cassel und Göttingen:  
Georg H. Wigand.  
1861.





Neapel, den 1. Februar.

Neapel, ohne sich durch schöne Bauart auszuzeichnen, gehört doch durch seine Lage und manche Eigenthümlichkeiten zu den schönsten Städten der Welt. Kommt man von Rom, so vermißt man zwar den großen, durch das Studium der Antiken gebildeten und gereinigten Geschmack in den Gebäuden und anderen Werken der bildenden Kunst, der jene Stadt für ewige Zeiten zu der interessantesten für das Studium der Architekten, Bildhauer und Maler gemacht hat; man wird aber durch andere Vorzüge, die Rom abgehen, hinlänglich entschädigt. Die Stadt gewährt durch ihre amphitheatralische Lage einen sehr imposanten Anblick und gewinnt durch die flachen Dächer und die mit lackirten, bunten Ziegeln gedeckten Kuppeln und Thürme ein für einen Nordländer sehr ungewöhnliches orientalisches Ansehen. Sie ist überdies eine der lebhaftesten Städte der Welt, wenigstens eine der lärmendsten; denn obgleich Wien und Hamburg, die beiden vollreichsten Städte, die ich bis jetzt sah, verhältnißmäßig eben so viel Einwohner haben mögen, wie Neapel, so scheint dieses doch, theils durch die südliche Lebhaftigkeit, theils durch den Umstand, daß hier alle Stände mehr auf den Straßen müßig gehen, als zu Hause arbeiten, noch viel belebter, als jene Städte. Der Lärm auf den Straßen ist wirklich über alle Beschreibung groß, und man wird, bis man sich ein wenig daran gewöhnt hat, davon



völlig betäubt. Alle Handwerker haben ihre Werkstätten auf der Straße: Schmiede, Schlosser, Kupferschmiede, Tischler, Schneider und Schuster — Alles sitzt vor den Häusern bunt durcheinander und arbeitet. Dazu das Rasseln der Wagen und Fiaker, die in den Hauptstraßen fast immer in zwei Reihen fahren, das wilde Geschrei der Verkäufer, die einer den anderen immer zu überbieten suchen, und endlich die Lebhaftigkeit der sich auf der Straße Begegnenden und Unterredenden, von denen ein Deutscher immer glaubt, daß sie sich heftig zanken, wenn sie doch nur vom Wetter oder unbedeutenden Stadt-Neuigkeiten reden. Auffallender wie in irgend einer Stadt der Welt ist aber auch der Contrast zwischen dem Lutz in den Equipagen und der Garderobe der Vornehmen, und dem Schmutz und der Blöße der ärmeren Klasse, besonders der sogenannten Lazzaroni. Diese sieht man mitten unter der eleganten Welt in ganzen Familien auf der Straße liegen und sich von den halbnackten Körpern das Ungeziefer absuchen. Einen ekelhafteren Anblick habe ich nie gehabt! Und doch gab es vor Murat's Regierung, der alle rüstigen Lazzaroni unter die Soldaten steckte, hier von diesem Gefindel eine noch weit größere Menge.

Den 3. Februar.

Gestern machten wir unseren ersten Ausflug. In Gesellschaft unserer schlesischen Landsleute, der Herren von Raumer, von Lattorf, Hagen und Kruse, fuhren wir zuerst nach Portici und besahen das Museum. In einer Reihe von Zimmern werden die in Herculaneum und Pompeji gefundenen Gemälde und Zimmer-Verzierungen aufbewahrt, die man dort mit dem Gyps aus der Wand genommen und hier in Rahmen mit Glashüren versehen aufgehängt hat. Die Farben haben sich auf den meisten vortrefflich gehalten, besonders ein sehr schönes Roth. Die Zimmer-Verzierungen, in Arabesken, kleinen Landschaften und Thierstücken bestehend, sind fast alle gut gemalt. Die aus Tempeln und öffentlichen Gebäuden genommenen größeren historischen Ge-

malde haben großen Kunstwerth und zeichnen sich durch Zeichnung und Colorit aus. Einige davon sind wunderbar gut erhalten und scheinen erst kürzlich gemalt zu sein. Außer diesen Gemälden bewahrt man noch in einem Zimmer allerhand Metall-Geräthe, einen Helm, sowie einige irdene Vasen und verschiedene Sorten von der glühenden Asche halb verbrannter Getreide-Arten, als Roggen, Gerste, türkischen Weizen, Bohnen u. dgl. m. auf. Man erkennt dieses Getreide sehr deutlich und wir fanden es in Größe und Gestalt völlig dem unserigen gleich. Alle übrigen Antiquitäten, die ehemals hier aufbewahrt wurden, sind jetzt in Neapel, und man ist willens, auch die Gemälde dorthin zu bringen.

Da das Wetter sehr schön war, so bekamen wir Lust, alsbald den Vesuv zu besteigen. Doch ist es für Frauen und Kinder fast unmöglich, die letzte steile Höhe zu erklimmen, und so lehrten denn Dorette und die Kinder in Gesellschaft von Herrn Kruse nach Neapel zurück. Wir Anderen mieteten uns Esel für den Hin- und Herweg zu dem äußerst geringen Preise von vier Carlini (etwa 11 gGr.) und machten uns sogleich Mittags zwölf Uhr auf den Weg. Anfangs geht es zwischen Weinbergen etwa anderthalb Stunden lang nur allmählig bergauf; doch wird der Weg schon beschwerlich, weil er sehr uneben und steinig ist. Wir sahen mehrere Weinberge statt der Hecken mit großen Aloe-Stauden eingefast. Nach anderthalb Stunden kamen wir an eine Ebene, die in grauser Verwüstung vor uns lag und bis an den Fuß des eigentlichen Vesuv reichte. Nirgends eine Spur von Vegetation, allenthalben nur aufeinander geschobene Lava-Massen! Unser Weg führte uns nun links quer hinüber zu einem Berg-rücken, der wie eine Insel mitten aus dieser furchtbaren Wüstenei hervorragt. Auf diesem liegt die sogenannte Einsiedelei, ein aus zwei Stockwerken bestehendes Gebäude, wo wir uns mit Brod, Wein, Käse und Früchten erquickten und die herrliche, schon ziemlich ausgebreitete Aussicht genossen. Nach kurzer Ruhe machten wir uns in Gesellschaft von zehn Engländern, die wir

hier voranden, wieder auf den Weg, der immer auf der Schärfe des Bergrückens bis an den Fuß des Kegels fortläuft. Dieser Theil des Weges ist der bequemste, immer zwischen niedrigem Gebüsch von süßen Kastanien, mit dem Blick auf die mit schwarzer Lava bedeckte Ebene. Nach einer halben Stunde gelangten wir zu der steilsten Anhöhe, an deren Fuß die Esel zurückbleiben müssen. Nun fängt ein saueres Stück Arbeit an. In tiefer Asche ohne festen Grund gleitet man bei jedem Schritte so weit wieder zurück, daß man oft kaum einen Zoll vorwärts zu kommen vermag; und dabei ist der Berg noch so steil, daß man auch die Hände zu Hülfe nehmen muß. Glücklicherweise läuft fast von der ganzen Höhe ein Lavaguß herab, der wie ein Felsenriff aus der Asche hervorragt. Hat man diesen erst erreicht, so geht es leichter, weil man nun wieder einen festen Boden hat. Sollte man immer wie im Anfang in der Asche waten, so würde man einen ganzen Tag allein zu dieser Anhöhe gebrauchen. Eine gute Stunde ging indessen doch darauf, obgleich wir mit frischen Kräften und mit der Begierde, bald oben zu sein, unsere Wanderung antraten. Oben angelangt, sahen wir wieder eine kleine Ebene vor uns, wo an vielen Stellen zwischen den Lava-Felsen ein weißer Schwefeldampf aufstieg. Der Boden war hier mehr oder weniger heiß und die Fußtritte klangen hohl. Nachdem wir schnell darüber weggeeilt waren, hatten wir noch eine, jedoch kleinere Anhöhe zu ersteigen und sahen dann in mäßiger Entfernung die beiden jetzt feuerspeienden Regel vor uns. Wir setzten uns zwischen den Lava-Felsen auf den Boden und befanden uns da wie in einer geheizten Stube, indem eine große Hitze aus der Erde quoll, die uns aber sehr behaglich war. Nachdem wir einige Zeit hier geruht hatten, that Jemand aus der Gesellschaft die Frage, ob man nicht zwischen den beiden Regeln hinauf bis dicht an den Krater vordringen könne? Alle Führer antworteten aber mit Nein und versicherten, es sei sehr gefährlich, sich noch mehr demselben zu nähern. So viel sahen

wir wohl selbst, daß es nicht möglich sein würde, von unserem Standpunkte gerade hinaufzusteigen, weil wir sonst Gefahr gelaufen hätten, von dem Rauche des zur Linken gelegenen Kraters erstickt zu werden. Allein einen Weg links um die Krater herum zu finden und dann von der Windseite zu dem einen hinaufzusteigen, schien uns in dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen, und so machten wir uns auch sämmtlich auf den Weg; nach einigen Einwendungen folgten auch die Führer. Wir waren aber kaum ein paar hundert Schritte gegangen, so warf der eine der Krater mit einem fürchterlichen Getöse eine ungeheuere Menge glühender Steine aus, von denen einige nicht allzuweit von uns niederfielen. Dieses Ereigniß brachte schnell die ganze Caravane in's Stocken; nach einigem Bedenken machten sich indessen die Vordersten doch wieder auf den Weg und wir Uebrigen folgten. So gelangten wir nach einem mühevollen Wege hinter den linksgelegenen Krater und fingen von da an den Regel zu ersteigen. Dies war aber die beschwerlichste Arbeit des ganzen Tages, weil wir jetzt, bis an die Knie in der Asche, eine sehr steile Anhöhe erklimmen mußten. Nach vieler Mühe sahen wir uns indessen doch endlich oben und standen nun auf dem schmalen Rande des Kraters, der wie ein Trichter, etwa zweihundert Fuß an der oberen Oeffnung im Durchmesser, gestaltet ist. Nachdem wir einige Minuten hier verweilt und den Ausbrüchen des anderen Kraters, der unter'm Winde vor uns lag, zugeesehen hatten, wurde der, bei welchem wir standen, plötzlich ganz von Rauch befreit, und wir konnten nun in die grause Tiefe hinabschauen. Da sahen wir in dem Grunde des Trichters zwischen Felsenmassen große Schlünde, aus denen die Flammen hervorbrachen; doch da gleich wieder Rauch darauf folgte, so war dieser Blick nur von kurzer Dauer. Einer der Engländer bekam sogar Lust, in einem Augenblick, wo der Rauch von dem Krater, auf dessen Rande wir standen, nicht stark war, auch zu dem anderen hinüber zu laufen, um einen Blick in dessen Tiefe zu werfen. Er hatte aber kaum den

4. Rand erreicht, so erfolgte ein glücklicherweise nicht sehr starker Ausbruch, vor dem er kaum noch Zeit genug hatte, sich wieder zu uns zu retten. In demselben Augenblicke fing auch ein dritter Krater hinter uns an zu lärmern, und nun war es hohe Zeit, uns aus dem Staube zu machen. Jener warf zwar nur Asche aus, wurde aber durch den Schrecken, den er uns eingejagt hatte, unser Erretter vom völligen Untergange; denn kaum waren wir wieder auf unserem alten Lagerplatze, so warf der bis jetzt sehr ruhige Krater, an dessen Rande wir gewesen waren, eine solche Menge glühender Steine aus, und zwar gerade nach der Seite hin, wo wir gestanden hatten, daß wir sämmtlich erschlagen und verschüttet worden wären, hätten wir uns noch fünf Minuten dort oben verweilt. Nachdem sich die verwegene Gesellschaft von ihrem starren Schrecken erholt hatte, mußten wir unseren Vorwitz eingestehen, trotz der Warnung der Führer uns so weit hinaufgewagt zu haben.

Wir lagerten nun wieder auf unserem warmen Platze und verzehrten die mitgebrachten Vorräthe. Es war ein schaueriger Gedanke, bei anbrechender Nacht, weit entfernt von allen lebenden Wesen, hier auf einer vielleicht nicht sehr dicken Kruste, die doch über kurz oder lang einmal einbrechen wird, über einem Feuermeer zu schweben, rund umgeben von der schrecklichsten Verwüstung. Mehrere aus der Gesellschaft machten die Bemerkung, daß es doch eine wahre Thorheit sei, sein Leben so dem Ungefähr anzuvertrauen, um eine eitele Neugierde zu befriedigen. Diese Betrachtungen hinderten indessen nicht, daß wir die mitgebrachten Eier, welche die Führer zu unseren Füßen in der heißen Asche kochten, mit vielem Appetit verzehrten und uns dazu einen Trunk Lachrymae Christi trefflich schmecken ließen.

So erwarteten wir die Nacht, sahen die Sonne in's Meer untertauchen und hinter den Kratern den Vollmond aufgehen, dessen gelbes Licht zu dem rothen Feuer derselben einen herrlichen Contrast bildete. Zu unserer Rechten erblickten wir zu gleicher Zeit den Widerschein der aus einer Seiten-Öffnung des

Berges hervorbrechenden Lava, wohin man aber ohne große Gefahr nicht gelangen kann.

Um sieben Uhr machten wir uns auf den Rückweg, der anfangs, weil wir auf der Schattenseite des Berges hinabsteigen mußten, sehr beschwerlich und wegen der Dunkelheit auch gefährlich war. Als wir dann aber die steile Stelle erreicht hatten, brachten uns die Führer auf einen anderen Rückweg, wo wir in hoher Asche mit Riesenschritten hinabrutschten. Unten fanden wir unsere Esel, auf denen wir im herrlichsten Mondenscheine nach Portici zurückritten. Abends um zehn Uhr langten wir höchst vergnügt über den äußerst interessant verlebten Tag wieder in Neapel an.

Den 7. Februar.

Bei dem fortdauernd schönen Frühlingswetter machen wir täglich einen Spaziergang, um mit den nahen Umgebungen der Stadt bekannt zu werden. Der Lieblings-Spaziergang der Kinder ist zum Hafendamm, auf dem der Leuchtturm steht, weil sie theils das bunte Leben im Hafen selbst, sowie der Anblick der verschiedenartigsten Schiffe, vom Kriegsschiff von hundert Kanonen an bis zur Fischerbarke herab, unendlich ergötzt, theils der Weg dahin das Treiben der niederen Volksklassen recht lebendig dem Auge vorüberführt. Vom St. Carlo-Theater bis zum Hafen ist nächst der Toledo-Straße das größte Gedränge; da befinden sich in geringer Entfernung alle die kleinen Winkel-Theater, die den ganzen Tag über spielen und zu deren Besuch auf einer Erhöhung ein paar Geiger und ein Hanswurst unaufhörlich einladen. Zwischen denselben stehen die Buden der Marktschreier, die hoch auf einem Tische ihren zahlreichen Zuhörern und Käufern ihre Medicamente anpreisen. Auf dem Hafendamme, wo es kein Wagengeräusch gibt, schlagen die Puppenspieler ihre ambulirenden Theater auf und die Improvisatoren unterhalten die Neapolitaner von den Heldenthaten ihrer Vorfahren. Zuweilen liest ein solcher auch vor und erklärt nachher das Gelesene. Hier

wimmelt es aber auch von unverschämten und ekelhaften Bettlern und verschmitzten Taschendieben, so daß man sich vor denselben nicht genug in Acht nehmen kann. Bei den ersten Spaziergängen dahin habe ich jedesmal mein Taschentuch eingebüßt. Erwartet man hier die Nacht, so gewährt der Vesuv mit seinem rothen Feuer im Contraste zu dem weißen Leuchten des Pharus einen herrlichen Anblick.

Das Ziel eines zweiten, eben so interessanten Spazierganges ist der königliche Garten an der Chiaja. Er zieht sich in einer beträchtlichen Länge dicht am Meere hin und besteht aus drei sehr breiten Alleen und kleinen englischen Anlagen zu beiden Seiten. Es zieren ihn viele schöne Statuen und Gruppen von Marmor; in der Mitte steht der berühmte Farnesische Stier, eine vortreffliche Antike von einem griechischen Meister, an beiden Seiten viele vortreffliche Copien antiker Meisterwerke, wie die des Apoll von Belvedere, des Sabinerraubs und anderer. Von elf Uhr an versammelt sich hier an schönen Tagen die beau monde, um zu schauen und sich beschauen zu lassen. Geht man an der Chiaja immer weiter, so kommt man bald auf die Straße, die durch die Paußlipp-Höhle nach Puzzuoli führt. Diese wenigstens tausend Schritt lange Durchfahrt quer durch einen beträchtlich hohen Berg ist wohl die merkwürdigste in ihrer Art; denn die durch Felsen gesprengten Passagen auf der Straße über den Simplon sind nur Kinderspiel gegen dieses Werk. Der Eingang auf dieser Seite zwischen himmelhohen Felsen ist besonders romantisch; schon von weitem hört man den Donner der durchfahrenden Wagen und man behauptet, daß in der Nacht, wenn hier Alles einsam ist, selbst die in den Straßen der Stadt fahrenden Wagen einen donnerähnlichen Wiederhall in diesem Felsenwege verursachen. Das Innere der Höhle ist Tag und Nacht mit vielen Laternen erleuchtet. Am Eingange und in der Mitte befinden sich Kapellen, bei welchen die Durchpassirenden um Almosen gebeten werden. Ueber dem Eingang hoch auf Felsen zeigt

man eine kleine Höhle, wo der unsterbliche Dichter Virgil begraben sein soll.

Vor einigen Tagen bestiegen wir auch das Fort St. Elmo, von wo man eine köstliche Aussicht über die ganze Stadt und den weiten Meerbusen hat.

Den 12. Februar.

Gestern Abend sind wir von einer herrlichen Ausflucht nach den Inseln zurückgekommen. Am Sonntag Mittag fuhren wir in Gesellschaft unserer drei schlesischen Landsleute in einer eigens gemietheten Barke nach Ischia. Zuerst mußten wir das Vorgebirge Pauslippo umschiffen, dann lag Nisida und Procida ganz nahe, Cap Misen etwas zurück und Ischia in weiterer Ferne in gerader Richtung vor uns. Diese Inseln und Vorgebirge mit ihren steilen, himmelanstrebenden Felsen am Meerbusen und mit ihrer üppigen Fruchtbarkeit im Inneren gewähren jeden Augenblick, je nachdem man sich wendet, neue Ansichten bald lieblichen, bald kühnen, großartigen Charakters. Procida besonders, einer der bevölkertsten Punkte des ganzen Erdbodens, gewährt vom Meer gesehen eine herrliche Ansicht, weil die ganze Insel nur eine große Stadt zu sein scheint. Da der Wind uns ziemlich heftig entgegen wehete, so kam die Nacht heran, ehe wir Ischia erreichen konnten. Der schöne Abend ließ uns aber die Verspätung nicht bedauern. Die Sterne leuchteten mit einem Glanze, wie sie in Deutschland wenigstens nie gesehen werden; besonders glänzte die Venus in einem so klaren Lichte, daß dieses auf dem Meere einen Schein warf, wie sonst der Mond und man recht deutlich einen Schatten bemerken konnte. Auch das Meer leuchtete bei jedem Ruderschlage gleich Tausenden von Johanniswürmchen. Gegen acht Uhr landeten wir endlich an der nördlichen Küste der Insel und fanden in dem schönen Hause eines Geistlichen ein bequemes Nachtlager.

Am anderen Morgen machten wir uns bald auf den Weg, um das Innere der Insel zu sehen und den Epomeo zu besteigen.



Da es auf Ischia weder Wagen noch Fahrstraßen gibt, so setzten wir uns sämmtlich auf Esel, die uns bequem und sicher auf der steinigten und unebenen Straße forttrugen. Wir kamen durch sehr fleißig angebaute Ebenen nach der kleinen, aber lebhaften Stadt Ischia, am Ufer des Meeres; dann immer am Fuße des Epomeo zwischen Weinbergen an die entgegengesetzte Seite des Berges, wo er bequemer zu ersteigen ist. Nachdem wir auf schlechten Wegen bis zur Hälfte hinaufgekommen waren, wurde zur Erfrischung der Thiere eine Stunde Halt gemacht und dann die zweite noch beschwerlichere Hälfte zurückgelegt. Leider hatte sich aber unterdessen der Himmel umwölkt, und auf der Bergspitze angelangt, wurden wir in eine dichte Nebelwolke eingehüllt. Wir traten in eine geräumige, aus mehreren Zimmern, Gängen und einer Kapelle bestehende Eremitage; sie ist der bei Freiburg in der Schweiz ähnlich und eben so wie jene von zwei fleißigen Einsiedlern in Felsen gehauen. Hier erwarteten wir sehnsuchtsvoll, daß es sich auflären würde, und hatten auch einigemal freie Blicke durch die Wolken auf die Fläche der Insel, die wie eine Landkarte in weiter Tiefe vor uns lag; allein die Fernsicht nach Neapel, Capri und Sorrento blieb uns verdeckt. Wir mußten uns endlich wieder auf den Weg machen, ohne von oben diese herrliche Aussicht, die vielleicht eine der schönsten der Welt ist, genießen zu haben, und glaubten schon unsere beschwerliche Tour ganz nutzlos, als sich plötzlich, nachdem wir wieder etwas niedriger unter der Wolkendecke angekommen waren, die ganze prachtvolle Ansicht der Inseln, Vorgebirge und Meerbusen mit dem rauchenden Vesuv im Hintergrunde unseren entzückten Augen darstellte. Lange blieben wir in diesem einzig herrlichen Anblick versunken und als dann endlich die scheidende Sonne zum Aufbruch mahnte, lehrten wir auf dem kürzesten, aber steilsten Wege, wo wir uns der Esel nicht bedienen konnten, zu unserem vorigen Nachtquartiere zurück. Der Epomeo, der vor 450 Jahren noch ein feuerspeiender Berg war, trägt auf dieser Seite, die noch

viel wilder als die entgegengesetzte ist, Spuren ehemaliger vulkanischer Ausbrüche. Der Weg führte uns beinahe fortwährend über nun fast verwitterte Lava. Auf den Felsen sahen wir häufig Leblojen in der Blüthe, die hier und auch bei Neapel wild wachsen. Am Wege blüheten Veilchen und andere, bei uns nicht einheimische Blumen, so wie in den Gärten der Mandelbaum. Zuletzt kamen wir noch an einen Ort, wo sich warme Bäder befinden, die im Sommer von den Neapolitanern häufig besucht werden. Zu Hause erwartete uns eine reich besetzte Tafel, an der wir es uns nach all' den Beschwerden des Tages trefflich schmecken ließen. Besonders behagte uns ein feuriger weißer Ischia-Wein von 1811.

Am anderen Morgen um acht Uhr schifften wir uns wieder ein und landeten zuerst am Cap Misén, wo wir den großen unterirdischen Behälter von süßem Wasser, aus dem die römische Flotte versorgt wurde, und die cento camera des Nero, wahrscheinlich Gefängnisse für Kriegsgefangene, besahen. Dann ließen wir uns quer über den Meerbusen nach Pozzuoli übersetzen und begannen dort eine neue Wanderung nach Alterthümern. Beim Hineinfahren in den Hafen waren wir an den noch stehenden Pfeilern und Bogen der Brücke des Caligula vorbei gekommen, die dieser über den Meerbusen schlagen wollte. Obgleich nur von Backsteinen erbaut, trugen diese Ueberbleibsel, durch ihren vortrefflichen Kitt zusammen gehalten, nach so vielen Jahrhunderten, den ewig sich daran brechenden Bogen des Meeres.

Unser Cicerone führte uns zuerst nach der Solfatara, einem runden, flachen, ringsum mit Felsen umgebenen Felde, augenscheinlich ein ehemals eingestürzter Krater. Das unterirdische Feuer brennt aber noch fortwährend, denn an vielen Stellen dringt Rauch aus der Erde und setzt, wie auf dem Vesuv, Schwefel an. Der Boden ist an diesen Orten glühend heiß und die Fußtritte klingen hohl. Unser Führer warf einen großen Stein auf die Erde, wodurch der Boden weit im Umkreise erschüttert wurde und einen hohlen, sehr starken Ton von sich gab.

Von da gingen wir zu einem ebenfalls unterirdischen Wasserbehälter, der dem auf Cap Misén ähnlich ist; dann sahen wir Ruinen von einem Amphitheater und mehreren Tempeln und gelangten zuletzt zu dem interessantesten Alterthum der ganzen Gegend — zu den wiederaufgegrabenen Ruinen des Serapis-Tempels nahe am Meere. Es ist über alle diese Alterthümer so viel geschrieben worden, daß es überflüssig wäre, hier etwas darüber zu sagen. Die Ruinen des Serapis-Tempels sind aber so merkwürdig und geben einen so anschaulichen Begriff von seiner ehemaligen Pracht und Größe, daß es ihrewegen schon allein der Mühe lohnt, eine Reise hierher gemacht zu haben. Gegen Abend kehrten wir in einem Wagen durch die Pausilipp-Höhle nach Neapel zurück.

Den 15. Februar.

Da ich jetzt einigemale das St. Carlo-Theater besucht habe, so getraue ich mir ein Urtheil darüber niederzuschreiben. Beim ersten Besuche ging es mir damit, wie mit der Peterskirche, es schien mir nicht so groß, als es wirklich ist, und ich mußte mir wiederholt versichern lassen, daß es um vier Schuh breiter und ich weiß nicht um wie viel länger sei, als das Mailänder, ehe ich daran glauben konnte. Als aber der Vorhang aufgezogen wurde und ich das Verhältniß der Menschen gegen die auf den Dekorationen gemalten Gegenstände sah, merkte ich wohl, daß ich hier ebenfalls durch die guten Verhältnisse der kolossalen Einzelheiten getäuscht worden war. Hier zum ersten Male kamen mir die Pferde nicht unverhältnißmäßig groß gegen das Uebrige vor, und die Menschen, welche man in der äußersten Tiefe des Theaters sah, standen noch in richtigem Verhältniß gegen die sie umgebenden Gegenstände. Für das Ballet und die Pantomime kenne ich daher kein passenderes Lokal, und es lassen sich hier militärische Evolutionen von Infanterie und Cavallerie, Gefechte, Seestürme u. dgl. geben, ohne ins Kleinliche und Lächerliche zu fallen; für die Oper ist das Haus aber zu

groß. Obgleich die Sänger, Madame Colbran und die Herren Rossini, Benedetti u. s. w. sehr starke Stimmen haben, so hört man doch nur die höchsten, mit Anstrengung herausgeschrieenen Töne; aller zarte Gesang geht durchaus verloren. Dies soll nun freilich vor dem Brande nicht der Fall und das Theater damals eben so sonor wie das Mailänder della Scala gewesen sein. Man schreibt diese nachtheilige Veränderung drei Ursachen zu: 1) ist das Proscaenium um einige Schuh erweitert worden; 2) die Decke nicht mehr so gewölbt, wie ehemals, und 3) hemmen die hoch vorstehenden Stuccatur-Verzierungen den Ton und werfen ihn nicht zurück. Ist das Haus wirklich ehemals so sonor gewesen, so hat man es bei dem neuen Bau gewaltig verballhornt, und man thäte sehr gut, alle den unnöthigen Plunder von Verzierungen und Vergoldungen, der überdies gewaltig schwer und nicht im besten Geschmack ist, je eher je lieber hinauszuerwerfen, um die ehemaligen Vorzüge wieder zu gewinnen.

Die erste Oper, die ich sah, war „Gabriele de Vergi“, vom Grafen Caraffa, der ehemals blos Dilettant war, jetzt aber, als ein unbemittelter, jüngerer Sohn der Familie, Künstler geworden ist und als solcher sein Brod zu gewinnen sucht. Die Oper hat mir sehr wohl gefallen, ohne mich gerade besonders anzuziehen. Der Styl ist gleich und würdevoll, das Orchester aber zu überladen und die Singstimmen sind zu sehr gedeckt. Die Aufführung war sehr präcis, sowohl von Seiten der Sänger, als auch des Orchesters. Letzteres ist unter der genauen, feurigen, nur etwas zu lauten Direction des Herrn Festa sehr gut eingespielt, hat aber zu wenig Nuancen von piano und forte; besonders sind die Blas-Instrumente im piano immer zu stark. Von den Sängern läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie gute, starke Stimmen haben. Ob sie sich aber durch guten Vortrag auszeichnen, kann man in diesem Theater nicht beurtheilen; denn entweder hört man sie schreien, oder man hört sie gar nicht. Nach der Oper gab

man das von Duport in Scene gesetzte Ballet „Aschenbrödel“ mit einem großen Aufwand in Decorationen, Garderobe und Comparserie. Außer Duport und seiner Frau zeichnete sich noch der Tänzer Bestris aus. Die Musik war beinahe die nämliche, die wir bei demselben Ballet in Wien hatten; eine neu hinzugekommene Polonaise vom Grafen Gallenberg, dem hiesigen Ballet-Componisten, gefiel durch Originalität und Lieblichkeit.

Eine andere Oper, ebenfalls von einem Dilettanten, Herrn Carlo Saccenti, wurde vor acht Tagen gegeben, nachdem man länger als drei Monate daran studirt und probirt hatte. Der König, der den Componisten gewaltig protegirt, hatte sie zur Eröffnung des St. Carlo-Theaters bestimmt, und Mayer, den der Impresario hierher berufen hatte, um eine neue Oper für diesen Zweck zu schreiben, mußte mit der seinigen zurückstehen. Da man aber später sah, daß es unmöglich sein würde, sie zur bestimmten Zeit einzustudiren, so ließ man von Mayer noch in der Geschwindigkeit eine Cantate schreiben, mit welcher das Theater sodann am 12. Januar wirklich eröffnet wurde. Diese Cantate soll nach dem Urtheile der Kenner, obgleich sehr schnell geschrieben, doch viel schöne Musik haben; da aber der Text, der den Brand des Theaters zum Gegenstande hat, sich sehr wenig zur Composition eignete, mußte sie wohl etwas kalt gerathen. So konnte es nicht fehlen, daß bei der geringen Aufmerksamkeit des Publikums, welches durch die brillante Beleuchtung des Hauses und die Pracht und spanische Etikette, in welcher der Hof der Eröffnung des Theaters beigewohnt, zerstreut wurde, auch die Aufnahme der Cantate sehr kalt sein mußte. Eigentlich mißfallen hat sie aber nicht. Nachdem dieselbe in Scene gesetzt war, begann man von neuem, an der Oper von Saccenti zu studiren. Alles, was von diesen Proben in's Publikum kam, klang sehr widersprechend. Seine Freunde meinten, er habe ein Werk gemacht, das durch seine Originalität und Vortrefflichkeit eine gänzliche Reform in der Gesangs-Com-

position herbeiführen würde, die Sänger und Musiker hingegen, daß sie in ihrem Leben noch nichts Berrückteres, Langweiligeres und Incorrekteres gesungen und gespielt hätten, als diese unglückliche Oper. Die Unparteiischen vermutheten, es würde die Wahrheit, wie gewöhnlich bei so verschiedenen Urtheilen, in der Mitte liegen; ich überzeugte mich aber bald in einigen Proben, denen ich beistand, daß die Musiker in ihrem Urtheile vollkommen recht hatten. Man würde mit aller Mühe kaum etwas Tolleres von Musik zusammenbringen, wenn man auch mit Fleiß darauf ausginge, allen bis jetzt durch Erfahrung bewährten Regeln von Rhythmus, Periodenbau, Harmonie und Instrumentirung entgegenzuhandeln. Da war keine Spur von Gesang oder vernünftiger Fortführung einer Idee; alle drei Tacte etwas anderes mit den incorrektesten Modulationen. Gleich in der Introduction kommen drei häßliche Quinten hintereinander vor. Auf Erinnern eines der Musiker hat sie der Componist sehr sinnreich mit dem Beispiele jenes englischen Matrosen vertheidigt, der angeklagt wurde, drei Weiber genommen zu haben, nach den Gesetzen aber freigesprochen werden mußte, weil in ihnen nur das Verbot, „zwei Weiber auf einmal zu nehmen“ enthalten, von dreien aber nicht die Rede war; auf gleiche Weise, meint der Componist, sei es verboten, zwei Quinten auf einander folgen zu lassen, aber durch drei würde das Verbot aufgehoben.

Nach unzähligen Proben fand endlich in Gegenwart des Hofes und bei voll gedrängtem Hause die Aufführung statt. Trotz der hier herrschenden sehr steifen spanischen Etiquette, die z. B. besteht, daß beim Eintritt des Königs in die Loge der Vorhang aufgezogen werden muß, wodurch die armen Sänger in die Lage versetzt werden, sich während der ganzen Dauer der Ouvertüre beschauen lassen zu müssen, ohne sich in den Geist ihrer Rollen bewegen zu können; die ferner jede Aeußerung von Beifall oder Mißfallen verbietet; trotz dieses Zwanges, der ein unbefangenes Urtheil hemmt, wurde die Oper in optima forma ausgepiffen; ein gleiches Schicksal hatte

sie auch am folgenden Tage, ohne daß es auch nur einer von den Freunden des Componisten gewagt hätte, zu klatschen. Mit dieser zweiten Vorstellung, der auch ich beizuwohnte, wurde die Oper auf ewige Zeiten begraben. Sie heißt „Aganabeca“, der Dichter Signore Vincenzo de Nittis. Die Dichtung nach Ossian soll nicht ohne Verdienst sein, und man bedauert, daß sie keinem besseren Componisten in die Hände gefallen sei. Dieser ist übrigens noch nicht zur Erkenntniß gelangt; er gibt der wenigen musikalischen Bildung des neapolitanischen Publikums die Schuld und will sein Werk nach Deutschland schicken. Apollo und die Musen mögen ihren Segen dazu geben!

Den 20. Februar.

Vorgestern ist der Carneval geschlossen worden und die Fasten haben begonnen. Nach dem Lärm der letzten Carnevals-Tage thut die nun eingetretene Stille recht wohl, obgleich die Abende auch ein wenig langweilig werden, da sämtliche Theater auf vier Tage geschlossen sind. Im St. Carlo-Theater wird man statt der sonst gebräuchlichen Oratorien dieses Jahr Opern wie gewöhnlich geben, doch ohne Ballette, die in dieser Zeit ganz verboten sind. Im Theater Fiorentino sahen wir eine Oper von Guglielmi dem Sohne, „Paolo e Virginia“, die nicht ohne Beifall blieb. Sie hat viele recht artige Musikstücke, ohne daß sich indessen etwas besonders auszeichnete. Recht italienisch abgeschmackt ist aber die Musik zum dritten Akt, wo Paul während des Meersturmes eine Arie in der gewöhnlichen Form mit den eben so gewöhnlichen, faden Zwischenspielen singt und sich in Trillern und Passagen abarbeitet, während er weit gescheiter thäte, seiner Geliebten zu Hülfe zu eilen. Dieser Meeresturm ohne eine passende Musik war daher das Lächerlichste, was ich je auf dem Theater gesehen habe und ließ gar keine Theilnahme an der Handlung bei dem Zuschauer aufkommen. Freilich war auch die Maschinerie auf diesem Theater gewaltig kleinlich und kindisch. Unter den Sängern zeichnen sich die Damen

Chabran und Canonici sehr aus. Erstere hat eine schöne Sopranstimme, viel Geläufigkeit und gute Schule, Letztere dieselben Vorzüge bei einer kräftigen Contre-Altsstimme. Besonders gut haben sie ihre Duetten zusammen einstudirt. In diesem Theater fanden wir bei vollem Hause und bei einer schon oft wiederholten Vorstellung zum erstenmale in Italien ein aufmerksames, ruhiges und empfängliches Publikum. Das Haus ist geräumig und hübsch decorirt, die Scene aber sehr schmal und eng.

Den Schluß des Carnevals hatte ich mir weit lustiger gedacht, als ich ihn gefunden habe. Der ganze Spaß bestand darin, daß sich halb Neapel zu Wagen und zu Fuß, maskirt und unmaskirt, in der Straße Toledo sammelte, dort auf- und ab- und ab- und auf mit Gipskugeln warf. Die Masken in den Wagen hatten hierzu ganze Körbe voll solcher Kugeln, und Schaufeln, um sie bis zu den Balkonen hinaufzuschleudern. An der Linken waren sie mit einem Schilde von Blech bewaffnet, um die Würfe anderer Masken aufzufangen. Da die Kugeln oft von ziemlich großem Kern waren und mit aller Kraft geworfen wurden, so fiel der Spaß für die unmaskirten Personen ziemlich derb aus und manche Dame mag wohl an Hals und Armen blaue Flecken davongetragen haben. Demungeachtet entstand nirgends Streit, da die Masken-Freiheit aller Unart zur Entschuldigung dient. Auf den Maskenbällen im St. Carlo-Theater soll es ziemlich langweilig gewesen sein; an Charakter-Masken hat es zwar nicht gefehlt, wohl aber an Witz und Geschick, um die Charaktere dem Costüm gemäß durchzuführen.


Den 26. Februar.

Ich habe zweimal das Conservatorium besucht. Das erste mal wohnte ich einem Uebungs-Concerte der Eleven bei, wo mehrere Duvertüren oder erste Sätze von Symphonien von einem derselben, der zu gleicher Zeit auch erster Geiger ist, probirt wurden. Sie waren nicht ohne Phantasie geschrieben, in der Form und in



der Instrumentirung aber ganz den Ouvertüren von Rossini nachgebildet, die doch gewiß nicht als Muster dienen sollten. Die Execution war sehr mittelmäßig; es fehlt den jungen Leuten, besonders den Geigern und Violoncellisten, ganz an Schule; sie wissen weder wie sie die Geige, noch wie sie den Bogen halten sollen und spielen weder rein, noch deutlich. Es kann auch bei dem schlechten Unterrichte, den sie erhalten, nicht anders sein; der einzige hiesige Geiger, welcher eine gute Schule hat, Festa, ist nicht beim Conservatorium angestellt. Auch ist es sehr zu tadeln, daß die jungen Leute nicht unter Aufsicht und Anführung ihrer Lehrer ihre Uebungs-Concerte halten; ihrem ersten Geiger und Direktor, der selbst noch Schüler ist, fehlt es durchaus an Ruhe und Uebersicht. Er hubelt die Allegro-Tempi so, daß an gar keine Deutlichkeit zu denken ist. Unter den Blas-Instrumenten zeichnet sich ein Hornist, ein Knabe von elf Jahren, sehr vorthellhaft aus. Bei der zweiten Musik, der ich beiwohnte, traten auch ein paar Sänger auf, die aber weder gute Stimmen, noch gute Methode hatten. Alles was ich bis jetzt hörte, bleibt weit unter dem, was die Mailänder Eleven leisten. Herr Zingarelli, Direktor des hiesigen Conservatoriums und Lehrer der Theorie und des Gesanges, mag als Opern-Componist manche Verdienste haben; allgemein behauptet man aber, daß seit seiner Anstellung das Conservatorium sehr in Verfall gerathen sei. Daß er zum wenigsten nicht weiß, wie ein Orchester geführt und eine Symphonie executirt werden muß, beweist er dadurch, daß er den Standal so ruhig in seiner Gegenwart geschehen läßt. Von den Verdiensten unserer deutschen Componisten hat er sehr verkehrte Begriffe. Bei einem Besuche, den ich ihm machte, sprach er lange von Haydn und einigen anderen unserer Componisten sehr ehrenvoll, ohne auch nur ein einzigesmal Mozart's zu erwähnen; ich brachte also die Rede auf diesen, worauf er äußerte: „ja, auch dieser sei nicht ohne Anlagen gewesen, er habe nur zu kurze Zeit gelebt, um sie gehörig ausbilden zu können; wenn er noch zehn Jahre fortstudirt

hätte, so würde er wohl einmal etwas Gutes haben schreiben

können.“ 

Den 3. März.

Eine schon vor mehreren Jahren geschriebene Oper von Mayer ist wieder in Scene gesetzt worden. Sie heißt „Cora“ und hat dasselbe Sujet, wie Kogebue's „Sonnenjungfrau.“ Die Musik hat zwar einige schöne Stellen, im Ganzen genommen jedoch die Erwartung, die ich von Mayer's Musik hatte, nicht befriedigt. Er ist denn doch auch gewaltig tief in die italienische Manier hineingerathen und verleugnet fast ganz den Deutschen. Seine Art, den Gesang zu führen und zu instrumentiren, ist rein italienisch. Verwundern darf man sich darüber freilich nicht, da er seit seinem vierzehnten Jahre in Italien lebt und nie für andere als italienische Zuhörer geschrieben hat. Ich glaube, daß er sich, seinem angeborenen Talent unbeschadet, bloß dadurch über die Anderen emporgehoben hat, daß er sich von jeher alle vorzüglichen deutschen Werke zu verschaffen suchte, sie studirte und benutzte, und zwar letzteres wohl manchmal ein wenig zu sehr. Er wird in ganz Italien und besonders hier sehr geschätzt und geliebt und verdient es auch in jeder Hinsicht und ist als Mensch noch immer der rechtschaffene, schlichte und bescheidene Deutsche. Sein Vaterland liebt er sehr und scheint nur zu bedauern, daß ihn das Schicksal nicht seine Carrière als Componist in Deutschland machen ließ. In Bergamo, wo er Kapellmeister ist, will er sich jetzt ganz zur Ruhe begeben und sodann nur noch für seine Kirche schreiben. Er versicherte mir, daß ihn bloß die Ehre, zur Eröffnung des St. Carlo-Theaters zu schreiben, habe bewegen können, sein Asyl noch einmal zu verlassen, daß aber die Oper: „Die Rache der Juno“, die er nun beendet habe, sicher seine letzte Arbeit für das Theater sein solle. In der „Cora“ ist das Lieblingsstück des

Publikums der Schlußgesang, bestehend in einem Thema in drei Variationen im Style der früheren Pleyel'schen; einer der Sänger singt das Thema, Davide die erste Variation in Achtern; dann Rozzari die zweite in Triolen und zum Schlusse die Colbran die dritte in Sechszehnteln. Da es gut gesungen wird, so gefällt es dem Publikum sehr, und die Kritik muß schweigen.

Den 6. März.

Gestern Abend gab im Theater Fondo Herr Pio Chiancettino Concert. Er ist Nefte und Schüler von Dussek und spielte auch zwei Concerte von diesem Meister ganz in dessen Manier. Obgleich sein Spiel rein, deutlich und selbst ausdrucksvoll war, so bewährte sich doch auch hier wie überall die Erfahrung, daß das Pianoforte als Concert-Instrument die Zuhörer ganz kalt läßt, und dies in dem Maße mehr, als das Lokal größer ist. Es gefielen daher heute auch alle Gesangsstücke weit mehr, als die Concerte, obgleich Niemand etwas an seinem Spiel aussetzen mußte. Mir selbst ging es ebenso; denn wiewohl ich das Piano sehr liebe, wenn ein ideenreicher Componist phantastirt, so läßt es mich als Concert-Instrument doch auch völlig kalt und ein Pianoforte-Concert kann meiner Meinung nur dann Effect machen, wenn es wie die Mozart'schen geschrieben, wo das Piano nicht viel mehr bedacht ist, wie jedes andere Orchester-Instrument. Die Sänger Madame Chabran und die Herren Davide, Rozzari und Benedetti zeichneten sich sämmtlich aus und wurden lebhaft applaudirt. Die Vorzüge derselben lernt man erst recht kennen, wenn man sie in einem kleineren Lokale, als das St. Carlo-Theater ist, hört. Davide und Rozzari sind fast vollendete Sänger zu nennen; sie haben Beide sehr schöne Stimmen, Ersterer einen sehr hohen Tenor, Letzterer einen hohen Bariton, merkwürdige Geläufigkeit und viel wahren Ausdruck. Benedetti hat eine sehr schöne Bassstimme, singt aber etwas kalt.

Den 7. März.

Wir haben wieder einige etwas weitere, höchst interessante Spaziergänge gemacht. Das Ziel des einen war das Camaldulenser-Kloster, welches ungefähr zwei Stunden von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt auf einer Anhöhe liegt. Bis an den Fuß des Berges führen wir; da der Fahrweg aber nicht weiter führt, so mußten wir die Höhe ersteigen. Die Aussicht aus dem Klostergarten ist vielleicht eine der reichsten und schönsten der Welt. Auf der einen Seite sieht man Ischia, Capri, Procida, Nisida und die Vorgebirge, die wir auf unserer neulichen Partie besuchten, vom blauen Spiegel des Meeres umflossen; auf der entgegengesetzten Seite Capua, Caserta und im Hintergrunde die beschneieten Gebirge; auf der nach Neapel einen Theil der Stadt selbst, den ganzen Meerbusen mit den gegenüberliegenden Küsten, und zur Linken den rauchenden Vesuv; auf der vierten Seite endlich die Küsten und vorspringenden Vorgebirge bei Gaeta bis nach Terracina. Da das Wetter uns sehr begünstigte, so war dies einer der herrlichsten Tage, die wir je im Genuße der schönen Natur verlobt haben. Die Mönche, deren wir einige zu Gesicht bekamen, schienen nicht mit uns in gleicher Laune zu sein; denn sie hatten alle ein finsternes Ansehen.

Einen kürzeren, aber nicht weniger interessanten Spaziergang machten wir auf der neuen Straße nach Rom, die unter Murat angefangen wurde, nach seiner Entthronung aber unvollendet liegen blieb. Sie führt über einen Berg, von dem man die wundervollste Ansicht der Stadt hat, und es ist sehr zu bedauern, daß sie nicht vollendet ist, weil dann doch der Reisende noch vor seinem Eintritt in Neapel eine würdige Idee von der Stadt bekommen hätte, während er jetzt auf der alten Straße, die sich durch eine enge Bergschlucht windet, nicht eher etwas von Neapel sieht, als bis er den schmutzigsten und unansehnlichsten Theil der Stadt betreten hat, der ihn lange in Zweifel lassen wird, ob er sich auch wirklich in dem weltberühmten Neapel befinde.

Einen sehr vergnügten Tag haben wir auf der Villa des Banquier Heigelin zugebracht, die in der Nähe der Strada Nuova ebenfalls auf einem Berge liegt und von der man eine prachtvolle Aussicht genießt. Der alte Heigelin, ein liebenswürdiger, braver Deutscher, hat diese seine Schöpfung mit so viel Herrlichkeiten, als Grotten, Ruinen, Tempeln, Bassins u. s. w. ausgeschmückt, daß man auf einen so kleinen Raum wirklich nicht mehr zusammendrängen könnte. Obgleich nun das Ganze in der Anlage ein wenig kleinlich ist, so bietet es doch im Einzelnen viel Vorzügliches dar. Für uns Nordländer hatten namentlich die vielen fremden Gewächse, die meist schon in voller Blüthe standen, das größte Interesse.

Den 11. März.

Gestern Abend fand unsere Akademie statt. Da mir der Impresario der Hofbühnen, Barbaja, ein höchst eigennütziger Mensch, für die Theater zu viel Geld abforderte, für Fondo nämlich 100 neapolitanische Ducati und für St. Carlo gar 200, so nahm ich lieber seinen Vorschlag an, mein Concert im Redoutensaal des St. Carlo-Theaters zu geben, welchen er mir mit der Beleuchtung gratis anbot. Dieser scheinbar uneigennützige Vorschlag war übrigens ebenfalls auf seinen Vortheil berechnet, indem der Redoutensaal und die angrenzenden Zimmer das Lokal für die Hazard-Spiele sind, die er gepachtet hat und zu denen er durch mein Concert die angesehenste und reichste Gesellschaft der Stadt hinziehen wollte. Diesen Nutzen, der mir keinen Nachtheil brachte, konnte ich ihm wohl gönnen. Da der Saal nicht sehr groß ist, so setzte ich den Eintrittspreis, wie in Rom, auf einen Piafter und hatte ein zwar nicht größeres, aber weit empfänglicheres Publikum, als dort. Hierdurch begeistert und durch das sehr genaue Accompagnement unter Festa's Leitung auf's trefflichste unterstützt, so wie durch das für mein Instrument so vortheilhafte Lokal, spielte ich aber auch besser, als in allen übrigen Städten Italiens. Außer meinen Sachen wurde ein

Duett von Mayer und ein Terzett von Cherubini von den Herren Davide, Mozziari und Benedetti gesungen. Es ergingen am Abende selbst von allen Seiten Aufforderungen an mich, ein zweites Concert im Theater zu geben.

Den 18. März.

Heute früh besuchten wir die Studii, d. h. das Gebäude, wo die Kunstschätze aus Pompeji und Herculenum und schon früher gemachte Sammlungen von Statuen und Gemälden aufbewahrt werden. Auch befindet sich die Bibliothek in eben demselben Gebäude. Da es unmöglich ist, in einem Tage Alles zu sehen, so wählten wir für heute die Statuen und die Bibliothek. Unter den ersteren sind sehr viel ausgezeichnete und durch Gipsabgüsse vervielfältigte, berühmte Statuen aus der Farnese'schen Sammlung, so wie die in Pompeji gefundenen zwei Statuen zu Pferde von vorzüglichem Kunstwerthe. In dem einen Zimmer befinden sich zwei Schränke voll antiker Bronzen, ebenfalls aus Pompeji und Herculenum, bestehend in Lampen, kleinen Hausgöttern und allerlei Hausgeräth. Diese Sachen sowohl, als auch die Statuen in Marmor sind vollkommen gut erhalten und scheinen kaum so viel Tage alt zu sein, wie sie Jahre haben; nur alles Eisen ist ganz von Rost zerfressen, wie z. B. die Griffe und Ringe an mehreren Gefäßen von Bronze.

Die Bibliothek befindet sich in einem sehr schönen, großen Saale und mehreren angrenzenden Zimmern. Auf dem Boden des Saales ist die Mittagslinie gezogen, und durch ein kleines Loch in der Wand fällt darauf der Mittagsstrahl. Wenn man an einem gewissen Punkte in die Hände klatscht, antwortet ein Echo mehr als dreisigmal sehr schnell hinter einander. Es entsteht wahrscheinlich durch die Fenster-Vertiefungen, die sich oben nahe an der Decke befinden.

Zulezt besuchten wir die Zimmer, wo die Papyrus-Rollen aufbewahrt und aufgerollt werden. Sie sehen vollkommen wie Kohlen aus und man würde sie auch dafür halten, wenn man

nicht auf dem Schnitt die über einander liegenden Blätter erkennen könnte. Ein völlig aufgerolltes Manuscript auf Leinwand gezogen, hängt unter Glas und Rahmen an der Wand. Da das Papier ganz schwarz gebrannt ist, so sind die Buchstaben kaum zu erkennen, und man muß die Geduld, den Scharfsinn und die Sprachkenntniß Desjenigen bewundern, der den Sinn zu enträthseln wußte. Man zeigte uns das gedruckte Werk, in welchem die Ausbeute dieses zuerst aufgerollten Manuscripts der gelehrten Welt mitgetheilt wurde. Es betrifft einen Traktat über Musik. Jede Seite ist in drei Columnen abgetheilt. Auf der ersten sieht man in Kupferstich eine genaue Abbildung des aufgerollten Papyrus mit allen Lücken und Rissen; auf der zweiten den Inhalt mit neugriechischen Buchstaben, in welcher das Fehlende mit rothen Lettern ergänzt ist, und auf der dritten eine lateinische Uebersetzung davon. Man rollt jetzt wieder ein Manuscript auf, scheint aber nicht sehr zu eilen, denn wir fanden nur einen einzigen Menschen damit beschäftigt. Die Verfahrensart ist sehr einfach. Man klebt mit Gummi kleine Streifen einer feinen Haut dicht neben oder vielmehr halb auf einander auf die verrollten Rollen und löst dann das Papier nach und nach behutsam ab. Die Arbeit geht zwar langsam von statten, man hätte aber doch schon weit mehr aufrollen können. Besäße ein deutscher Fürst diese kostbaren Ueberbleibsel alter Gelehrsamkeit, so wären sie schon längst sämmtlich entziffert.

Den 22. März.

Da ich die Mühe scheute, ein zweites Concert zu arrangiren, so nahm ich gern einen Vorschlag des Impressario an, zweimal im St. Carlo-Theater zwischen den Akten der Oper für die Summe von 300 Ducati zu spielen. Vorgestern Abend fand dies zum erstenmale statt. Ich war sehr besorgt, daß die Violine das kostbare Haus nicht ausfüllen könne, wurde aber bald darüber beruhigt, da man mir bei der Probe sagte, selbst in den entferntesten Winkeln des Hauses würde jeder Ton deutlich gehört.

Auf alle feineren Chancen mußte ich indessen natürlicherweise verzichten. Obgleich das Haus sehr gefüllt war, so herrschte doch während ich spielte die größte Stille, und nach dem zweiten Musikstücke wurde ich herausgerufen.

Gestern Abend spielte ich im Casino nobile in einem sehr schönen Saale mein Concert in Form einer Gesangs-Szene und einen Potpourri, mit Begleitung des Pianoforte. Da das Lokal für Musik sehr vortheilhaft ist, so machten beide Sachen viel Wirkung auf die Zuhörer. Das Uebrige des Concertes, in Symphonien und Harmonie-Musik bestehend, war nicht von Bedeutung.

Ich habe vergessen, eines Concertes der Madame Paravicini zu erwähnen, dem wir im Teatro Nuovo am vorigen Mittwoch beiwohnten. Sie spielte in den Zwischenacten einer Comödie das erste Violin-Concert von Rode in D-moll, einen Potpourri von Kreuzer und zum Schlusse ein Adagio und Rondo von demselben. Ich bin es schon gewohnt, mein Instrument von Frauenzimmern mißhandeln zu hören, so arg wie von Madame Paravicini aber habe ich es noch nicht erlebt. Dies nahm mich um so mehr Wunder, da sie sich einigen Ruf erworben hat und voller Präensionsen ist; so hat sie z. B. hier erzählt, sie habe Rode in Wien gehört, er habe bei ihr aber nur Mitleid erregt. Hier war die Reihe nun an ihr, Mitleid zu erregen, wenn man es für Arroganz und Ungeschicklichkeit überhaupt haben kann. Sie hat eine sehr vorzügliche Violine von Stradivari und zieht im Gesange einen leidlichen Ton heraus; dies ist aber auch ihr ganzes Verdienst. Uebrigens spielt sie in schlechtem Geschmac mit überladenen und gehaltlosen Verzierungen und die Passagen undeutlich, unrein in der Intonation und überhübelt in den Bogenstrichen. Der Beifall war sehr lau und äußerte sich nur dann, wenn der Prinz Leopold, ihr Beschützer, zu klatschen anfang. Weit interessanter, als das Spiel der Paravicini, war die Comödie, die vortrefflich gegeben wurde. Besonders zeichnete sich Herr de Marini aus, der überhaupt einer der vorzüglichsten jetzt

x 2.



lebenden Schauspieler ist. Das Theater ist zwar kleiner als Fiorentino und Fondo, aber ebenso hübsch.

Ich habe einigemal in Privat-Gesellschaften meine Quartetten und Quintetten zu hören gegeben, die mir sehr vorzüglich accompagnirt wurden, und zwar von den Herren Dauner und Sohn, dem jungen, talentvollen Geiger Onario, dem ich einige meiner Sachen einstudirt habe, und dem ausgezeichneten Violoncellisten Fenzi, der ehemals in Cassel war. Sie gefielen sehr und Mayer versicherte, er habe nie einen größeren musikalischen Kunstgenuß gehabt. Das zweitemal machten wir sie bei der Marquise Douglas, die selbst sehr gut Piano spielt und ehemals auch vorzüglich gesungen haben soll. Sie und ihr Mann sind die ersten Engländer, bei denen ich wahren Sinn für Musik gefunden habe.

Den 23. März.

Beim Durchblättern dieses Tagebuches bemerkte ich, daß ich auch zweier Aufführungen von Messen, die der Fürst Esterhazy aus Wien auf seine Kosten geben ließ, zu erwähnen vergessen habe. Die erste, vom alten Umlauf in Wien, zeichnete sich durch nichts Besonderes aus; die zweite aber von Haydn, in D-moll, welche mit vieler Feierlichkeit und großem militärischen Pompe am Geburtstage des Kaisers gegeben wurde, gewährte großen Kunstgenuß. Die Damen Chabran und Canonici und die Herren Nozzari und Benedetti sangen die Solopartien ganz vorzüglich, und Chor und Orchester zeichneten sich ebenfalls sehr aus. Unglücklicherweise wurden fast alle Tempi auf ausdrückliches Verlangen des Fürsten gar zu schnell genommen und dadurch vieles verdorben.

Mailand, den 22. April.

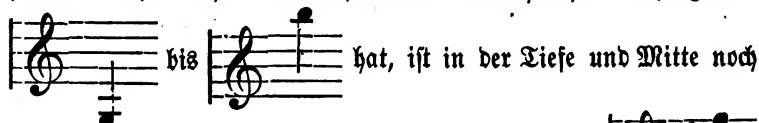
Durch die Menge von Geschäften in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Neapel und die eilige, fast ohne Aufenthalt fortgesetzte Rückreise vom Schreiben abgehalten, bin ich sehr in Rück-

stand gekommen und habe daher Vieles, selbst von Neapel noch, nachzuholen.

Mayer's neue Oper wurde endlich vierzehn Tage vor Ostern, nachdem man sie nochmals umgetauft hatte, in Scene gesetzt, mißfiel aber gänzlich, so daß sie nur drittehalb Vorstellungen erlebte und wahrscheinlich auf ewig ruht. Am dritten Abend gab man nämlich nur noch den ersten Akt und dazu noch einen Akt von Paer's „Sergino.“ Das Sujet und die Musik von Mayer's Oper sind beide gleich uninteressant und langweilig. Letzterer fehlt es besonders an allem Leben und Feuer; sie ist so alltäglich und in die Länge gezogen, daß man sie, ohne einzuschlafen, kaum anhören kann. Bei der Generalprobe ist dies mir, dem Grafen Gallenberg und noch mehreren Anderen wirklich begegnet. Mayer scheint sich erschöpft zu haben, was bei der ungeheuern Menge von Opern, die er geschrieben hat, kein Wunder ist. Es ist wirklich hohe Zeit für ihn, als Opern-Componist abzutreten, um den einmal erworbenen Ruhm nicht wieder einzubüßen, und er hätte vielleicht recht gut gethan, den letzten Ruf nach Neapel nicht anzunehmen. Am Abende nach der ersten Vorstellung seiner Oper reißte er nach Bergamo ab.

Die Ankunft der Madame Catalani setzte um diese Zeit alle Musikfreunde Neapels in große Bewegung. Sie benutzte auch sogleich diesen Enthusiasmus und kündigte wenige Tage nachher eine Akademie im Theater Fiorentino zu siebenfach erhöhten Preisen an. Am Tage vor dem Concerte erhielt ich nur noch mit Mühe und weil ich sie früher bestellt hatte, zwei Billets ins Parterre, das Stück zu 22 Carlini. Nie ist wohl ein Publikum in einer gespannteren Erwartung gewesen, als das neapolitanische an diesem Abende. Auch meine Frau und ich, die wir uns seit Jahren darnach gesehnt hatten, diese bewunderte Sängerin zu hören, konnten kaum den Augenblick ihres Auftretens erwarten. Endlich erschien sie und eine Todtenstille verbreitete sich im Hause. Sie trat mit einem etwas kalten und

prätentiösen Air vor und grüßte weder den Hof, noch das Publikum, was sichtlich eine unangenehme Sensation machte. Vielleicht hatte sie erwartet, mit einem Applaudissement empfangen zu werden, was aber in Neapel nicht Sitte ist, und so mochte sie verstimmt sein. Als sie aber nach ihrem ersten Gesange sehr stürmischen Beifall fand, wurde sie freundlicher und blieb es den übrigen Abend. Sie sang viermal, zwei Arien von Pucitta, ombra adorata von Bingarelli (oder, wie die Neapolitaner behaupten, von Crescentini, dessen Namen auch auf dem Zettel stand) und Variationen über das tausendmal variirte „Nel cor non più mi sento.“ Die Arien von Pucitta waren höchst erbärmlich; das berühmte ombra adorata kann nur schön gefunden werden, wenn man nicht an den Text denkt; die Variationen waren alltäglich, wurden aber pikant durch die Art ihres Vortrags. Sie gewährte uns durch ihre immer reine Intonation, durch die Vollendung, mit der sie alle Arten von Gesangs-Verzierungen und Passagen macht, und durch ihre eigenthümliche und besondere Art zu singen, großes Vergnügen; das Ideal einer vollendeten Sängerin, das wir in ihr zu finden erwarteten, erreicht sie aber nicht. Ihre Stimme, die den beträchtlichen Umfang von

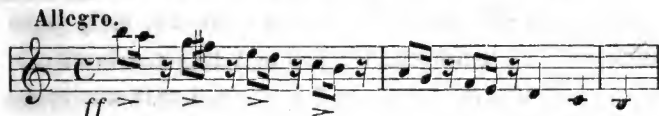


hat, ist in der Tiefe und Mitte noch voll und kräftig, der Uebergang zur Kopfstimme bei



aber sehr merklich, und drei bis vier Töne in dieser Gegend sind viel schwächer, als die tieferen und höchsten, daher sie auch alle Passagen, die in diesen Tönen vorkommen, nur mit halber Stimme macht, um die Ungleichheit zu verbergen. Auch fehlt ihrer Stimme der jugendliche Klang, was indessen bei einer Sängerin in einem Alter von vierzig Jahren nicht verwundern darf. Ihr Triller ist von besonderer Schönheit; sie macht ihn gleich rein sowohl auf dem halben, als ganzen Tone. Eine

besondere Art von Lauf durch die halben Töne, eigentlich die enharmonische Scala, weil jeder Ton zweimal vorkam, wurde als etwas ihr ganz Eigenthümliches sehr bewundert. Ich habe ihn aber mehr merkwürdig, als schön gefunden; denn er klang mir fast wie das Heulen des Sturmes im Schornstein. Eine andere Art von Gesangs-Verzierung, welche an und für sich gewöhnlich ist, machte sie aber auf eine Art, die ihr großen Reiz verliet. Sie würde sich in Noten ungefähr so ausdrücken lassen:



wobei aber noch zu bemerken ist, daß sie bei jeder Sechszehntel-Pause Athem schöpfte, wodurch diese Stelle etwas sehr Leidenschaftliches bekam. Unter den Variationen war eine mit synkopirten Noten, die durch ihren besonderen Vortrag auch etwas sehr Eigenthümliches und Interessantes erhielt, und eine andere in Triolen legato machte sie in höchster Vollendung. Was wir an ihrem Gesang aber hauptsächlich vermiften, war Seele. Im Recitativ singt sie ohne Ausdruck, ich möchte sagen nachlässig, und im Adagio läßt sie kalt. Wir waren auch nicht einmal ergriffen, sondern hatten nur das Gefühl von Freude, das man immer hat, wenn man mechanische Schwierigkeiten mit Leichtigkeit besiegen hört oder sieht. Und so war allen Zuhörern in unserer Nähe zu Muth.

Einiger unangenehmer und störender Angewohnheiten, die sie aber schwerlich mehr ablegen wird, muß ich noch erwähnen. Dahin gehört, daß sie erstlich bei Passagen, besonders wenn sie dieselben stark macht, jeden Ton, ich möchte sagen, heranstauet, wodurch ein Stocktauber, wenn er sie singen sähe, in Stand gesetzt werden würde, Achtel von Sechzehntheilen und hinauf- und herablaufende Passagen von einander zu unterscheiden. Im Triller hauptsächlich ist die Bewegung des Unterkinn, an dem man jeden Schlag abzählen könnte, sehr auffallend und entstehend. Zweitens

geräth ihr ganzer Körper bei leidenschaftlichen Stellen in eine süßliche, aber höchst unweibliche Beweglichkeit, an der ein Tauber ebenfalls die Figuren, die sie eben singt, mit Sicherheit zu entnehmen vermöchte.

Einige Tage später hörten wir sie noch einmal in der Probe zu ihrem zweiten Concerte, wo sie fünfmal ~~lang~~ und dieselben Vorzüge entwickelte, aber ebenfalls nicht ein ~~einzelnes~~ durch gefühlvollen Vortrag ergriff. Sie kam mir hier weit ~~weniger~~ anspruchsloser und liebenswürdiger vor; auch war sie sehr artig gegen das Orchester und die Personen, die sich zum Zuhören hereingedrängt hatten, so daß ich um so leichter glaube, was man mir versicherte, daß ihr präntensfüßes Air bei ihrem öffentlichen Auftreten mehr Verlegenheit als Stolz sei und daher komme, weil sie ihre Furcht damit bemänteln wolle. Ein junger Mensch, der während ihres Concertes hinter den Coulissen gestanden hat, versicherte, sie habe bei ihrem ersten Hinaustreten am ganzen Körper gezittert und vor Beklemmung kaum athmen können. Hier in Mailand hat sie, wie man mir sagt, nicht ~~allgemein~~ gefallen; auch waren die letzten Concerte weit weniger besucht, als die ersten. Ein Theil des Publikums war auf ~~Beiten~~ Seiten der Grassini, die wir hier nun auch gehört haben, von der ich aber erst später sprechen werde. Die Anbeter der Letzteren hatten der Catalani einen boshaften Streich gespielt, indem sie die ihr nachtheiligen Beurtheilungen in der Musikalischen Zeitung von Hamburg und Leipzig in's Italienische übersetzt beim ersten Concerte am Eingange ausbieten ließen. Die Catalani selbst, in der Erwartung, darin ein Sonett oder etwas der Art zu ihrem Lobe zu finden, kaufte auch ein Exemplar davon.

Am Tage nach dem ersten Concerte der Catalani in Neapel wurde im St. Carlo-Theater Rossini's „Elisabetta“ gegeben, in welcher die Colbran ihre Hauptrolle hat. Da Jedermann wußte, daß es bei ihr darauf abgesehen war, mit der Catalani zu wetteifern, so war das Haus ungewöhnlich stark besucht, sowohl von Anhängern, als auch von Widersachern der Colbran.

Letztere hatten am Abend vorher das Concert der Catalani die Requien der Colbran genannt, und man war daher sehr gespannt auf den Erfolg des heutigen Abends. Gleich bei ihrem ersten Auftreten wurde sie mit einem Pfeifen-Concert, aber auch zugleich mit einem heftigen Applaudissement empfangen. Da sie aber diesmal wirklich ganz vorzüglich sang und spielte, so wurden der Clatscher immer mehr und der Pfeifer weniger, und am Ende wurde sie fast einstimmig herausgerufen. Sie steht der Catalani in Stimme und allem Mechanischen weit nach, singt aber mit wahren Gefühl und spielt mit vieler Leidenschaft. Die Composition dieser Oper gehört unter die vorzüglichsten von Rossini, hat aber neben den Vorzügen auch alle Schwächen der anderen. — Man unterhielt sich im Theater über einen lächerlichen Zug vornehmer Großthuererei der Catalani, welche einige Abende früher, als sie das Theater zum erstenmale besuchte, ihren Sekretär während des Zwischenaktes auf das Theater schickte und der Colbran und den übrigen Sängern sagen ließ, „sie sei vollkommen mit ihren Leistungen zufrieden!“

Freiburg im Breisgau, den 20. Juni 1817.

Vor unserer Abreise von Neapel widmeten wir dem Besuche Pompeji's noch einen ganzen Tag. Wir waren so glücklich, dazu einen heiteren, ziemlich warmen Tag zu treffen, im Laufe des Monat März eine wahre Seltenheit! Während von Mitte Januar bis Ende Februar das schönste Frühlingswetter fast ununterbrochen gewesen war, wurde es Anfangs März plötzlich wieder Winter. In den Thälern fiel ein kalter Regen mit Sturm und auf den Bergen ein so hoher Schnee, daß man sie nicht mehr besteigen konnte. Auf dem Vesuv soll er drei bis vier Schuh hoch gelegen haben. Der März ist aber gewöhnlich sehr kalt und der eigentliche Wintermonat der Neapolitaner.

Die Ruinen von Pompeji, welche dadurch, daß sie fast 2000 Jahre mit einer leichten, trockenen Asche bedeckt waren,

weit besser erhalten sind, als alle freistehenden Ueberbleibsel aus jener Zeit, haben auch auf uns einen tiefen, ja wirklich schauerigen Eindruck gemacht. Während man durch die Ruinen des Colosseums und anderer antiker Prachtgebäude in Rom einen Begriff von dem Kunstgeschmacke, dem Reichthum und der Prachtliebe der Alten bekommt, wird man hier durch die Ansicht von einfachen, kleinen Privathäusern, die fast eben so unverfehrt wie am Tage der unglücklichen Katastrophe sind, mit ihrem bürgerlichen Leben und Treiben bekannt gemacht und kann sich durch den Augenschein von manchen, unserer Lebensweise fremden Gebräuchen, die uns die alten Schriftsteller beschreiben, unterrichten. Betritt man das Innere eines solchen Hauses, was wahrscheinlich einem Wohlhabenden aus dem Mittelstande gehört haben mag, so findet man eine Reihe kleiner, niedlicher Zimmer, alle so al fresco gemalt, wie die aus der Wand geschnittenen Gemälde aus Herculaneum, die in Portici aufbewahrt werden. Die Ausgänge dieser Zimmer, die selten Fensteröffnungen, sondern nur eine Thür haben, wodurch Luft und Licht hineindrang, gehen in den Hof, der durch eine verdeckte, überbaute Gallerie eingefast ist. In der Mitte des Hofes befindet sich ein Springbrunnen, neben diesem, ehemals wahrscheinlich im Schatten von Bäumen, ein runder Eßtisch von Marmor, umgeben von Marmorbänken zum Liegen bei Tisch, mit Erhöhungen für den Ellenbogen, und an einer Seite des Hofes ein oder auch mehrere geschmackvoll decorirte Bäder. Alle diese Häuser hatten nur ein Stockwerk und waren viel kleiner als unsere Wohngebäude. Ewig schade ist es, daß man die dort gefundenen Geräthschaften nicht auf ihrem Plage lassen konnte! Man hätte sich sonst einen ganz deutlichen Begriff von der Lebensweise der ehemaligen Bewohner dieser merkwürdigen Stadt machen können. Das Pflaster in den Straßen ist noch ganz wie damals, und man sieht sowohl die Eindrücke von den Wagen, als auch die Spuren der Fußgänger auf den Straßen. Ueber den Läden findet man noch mit griechischer Schrift, mit dem Pinsel auf die

Wand gemalt, die Waaren bezeichnet, die da zu Kauf standen; auch an einer Straßenecke eine Ankündigung aus jener Zeit. In den Läden, wo Del verkauft wurde, sieht man noch jetzt Löffale, irdene Krüge in die vordere Wand eingemauert, aus denen beim Verkauf geschöpft wurde. Eben solche hohe Krüge, nur mit sehr engem Halse, findet man auch in mehreren sehr gut erhaltenen Kellern, in welchen der Wein aufbewahrt wurde. In einem derselben wurde das Gerippe einer Frau gefunden, und zwar so von Asche umgeben, daß man die Formen ihres Körpers daran erkennen konnte. Ein Stück dieser Form, in welchem ihre Brust abgedrückt ist, wird in Portici aufbewahrt. In ihrer Hand fand man einen großen, lederen Beutel mit Münzen.

Am besten erhalten ist die sogenannte Gräberstraße, wo man auf beiden Seiten fast nur Grabmäler erblickt, die bald in ägyptischer Pyramiden-Form, bald im römischen Style gebaut sind. In diesen Grabmälern hat man Vasen gefunden, in denen die Asche und Gebeine der verbrannten Todten aufbewahrt wurden. Die Inschriften an diesen Grabmälern sind bald griechisch, bald lateinisch und fangen sehr oft mit dem Anruf an: „Siste viator, Wanderer, stehe still“ u. s. w., was hier in einer belebten Straße sehr an seinem Plage war, auf unseren gewöhnlich sehr abgelegenen Kirchhöfen aber, wo man dies nachgeahmt hat, ziemlich unpassend erscheint.

Was man in Pompeji an öffentlichen Gebäuden, als Theatern, Tempeln u. s. w. bewundert, ist zwar nicht von der Größe, Pracht und Schönheit der in Rom, Puzzuoli und anderen Gegenden, übertrifft aber doch Alles an Bedeutung, was man in neueren Zeiten in einer Provinzialstadt zu sehen bekommt. Wo fände man jetzt wohl in einer solchen einen großen Circus zu öffentlichen Spielen und sogar zwei Theater! Von den letzteren war das eine überbaut und diente wahrscheinlich zur Comödie; das andere, mit einer Bühne, dem Orchester und einem runden, sehr hohen Amphitheater, kann uns einen Begriff von dem Lokale



geben, wo die römischen Schauspieler, zur Verstärkung des Schalls mit Masken versehen, ihre Tragödien vor einem Publikum von 10 — 15,000 Zuschauern aufführten. Aber auch die Tempel, deren prächtigster jetzt eben aus dem Schutte ausgegraben wird, geben von der Prachtliebe und dem guten Geschmacke der Alten in der Baukunst einen anschaulichen Begriff.

Die Weinberge und Ländereien, die über dem noch unaufgegrabenem Theile der Stadt liegen, sind bereits von dem vorigen Könige von Neapel angekauft worden. Würde daher mit Eifer fortgearbeitet, woran aber bei der jetzigen Regierung, die all' dergleichen sehr schläfrig betreibt, wohl zu zweifeln ist, so könnte in wenigen Jahren die ganze, so höchst interessante Stadt offen daliegen und von dem hohen Rande, der sie umgibt, mit einem Blicke übersehen werden. Jetzt sind die verschiedenen bereits ausgegrabenem Theile noch durch lange Strecken, auf denen geackert und geerntet wird, wie durch Berge, die man übersteigen muß, getrennt, und man ist sehr überrascht, wenn man nach einem Gange über ein solches Feld wieder einen neuen Theil der Stadt in der Tiefe liegen sieht, der mit den Weinreben, Bäumen, Feldern und Bauernhütten auf der Höhe so seltsam contrastirt.

Am Tage vor unserer Abreise aus Neapel besuchten wir auch noch einmal die Studii und betrachteten die große Sammlung etruskischer Vasen von den mannigfaltigsten Formen und erfreuten uns dann ebenwohl an der reichen, herrlichen Gemälde-Sammlung, worin uns die aus Sicilien kürzlich zurückgebrachten Bilder von Raphael besonders entzückten.

Am 29. März traten wir unsere Rückreise nach Rom an. Der Morgen der Abreise war sehr stürmisch und unangenehm für mich; denn erstlich hatte ich einen Streit mit dem Betturino, der uns als fünfte Person einen schmutzigen, übel riechenden Kapuziner in den Wagen setzen wollte, bis wir ihn nach vielem Hin- und Herreden in das Cabriolet complimentirten, und dann sollte meine Familie am Thore nicht passiren, weil ihrer in

dem neuen neapolitanischen Pässe, den man nehmen muß, um wieder zum Lande hinauszukommen, nicht erwähnt war. Ich zeigte vergebens meinen alten Paß vor, worin Frau und Kinder aufgeführt waren. Erst auf mein Versprechen, alsbald zurückzukehren um für uns einen anderen Paß zu holen, ließ man mich von der Stelle. Ich kehrte daher zum Minister zurück, während Frau und Kinder unbehindert weiter reis'ten. Dort fand ich Alles noch im tiefen Schlafe; doch mit guten Worten und dem bei Italienern noch weit wirksameren Gelde brachte ich es bald dahin, daß man mir einen neuen Paß ausfertigte. Mit diesem warf ich mich in eine Carriole und jagte meiner Familie nach, die ich auf halbem Wege nach Capua erreichte und dadurch aus einer großen Besorgniß um mich riß. Unter die Placereien, von denen der Reisende in Italien beinahe aufgerieben wird, gehört auch die Strenge bezüglich der Pässe, die oft ins Lächerliche geht. Wir erlebten später den Fall, daß ein Reisender dieses Parma an der lombardischen Grenze wieder nach Livorno zurückgeschickt wurde, weil sein Paß vom dortigen österreichischen Consul nicht unterschrieben war.

In einem zweiten Wagen, der den unserigen begleitete, fuhr ein Engländer, der eine besondere Geschicklichkeit hatte, die schönen Ansichten in wenig Minuten aufzunehmen. Er bediente sich dazu einer Maschine, die ihm die Landschaft im Kleinen auf's Papier warf. Zwischen Velletri und Albano, wo wir einen Theil des Weges zu Fuße machten, um die ganz herrliche Landschaft und die milde Luft besser genießen zu können, sahen wir seinem Verfahren zu, was besonders den Kindern unendliche Freude machte. Er zeigte uns nachher die Sammlung seiner Ansichten, deren er allein von der Gegend von Neapel mehr als zweihundert hatte, und gab mir seine Adresse: Major Cockburn in Woolwich, neun Meilen von London.

Unser Einzug in Rom erfüllte uns mit neuem Staunen über die Ueberreste altrömischer Baukunst, die wir nun seit drei Mo-

naten nicht gesehen hatten. Auch ergöhten uns die naiven Bemerkungen des Kapuziners, der zum erstenmale auf's feste Land kam und in allen Dingen so höchst unerfahren war. Seinen Schmutz abgerechnet, war er als ein gutmüthiger, kindlicher Mensch wohl zu ertragen. Er war voll ungeduldiger Erwartung, den Papst funktioniren zu sehen. Wie verschieden doch die Wünsche und Neigungen der Menschen sind! Ihm war wahrscheinlich so zu Muthe, wie uns am Tage vor dem Concerte der berühmten Catalani. Ich wünsche ihm von Herzen, daß er befriedigter nach seinem Kloster zurückreisen möge, als wir aus dem Concerte nach Hause kamen.

Mit Mühe fanden wir in einem Privathause ein schlechtes Zimmer, für welches wir demungeachtet täglich einen halben Piafter zahlen mußten. Alle Fremden aus ganz Italien hatten sich für die Zeit der heiligen Woche zusammengedrängt, wozu noch die Pilger und Frommen aus der halben Welt kommen, die hier Ablass für ihre Sünden holen. Es war ein Leben in den Straßen, daß wir beim Einfahren oft stille halten mußten.

Unsere Zimmer hatten einen Ausgang nach der Tiber über eine hölzerne Gallerie. Von ihr konnten wir den Lauf des Flusses verfolgen, von der Porta Romana an bis zur Brücke vor der Engelsburg. Die stille, im Abendroth und Mondlicht glänzende Gegend jenseits der Tiber contrastirte auffallend mit dem Gewühle, das sich über die Brücke hin- und herdrängte und dann in den Straßen verlor, die von der Engelsburg nach der Peterskirche führen. Ueber alle die Häuser und Paläste, die zwischen uns und der Peterskirche lagen, ragte diese stolz und majestätisch hervor und erfüllte uns mit Bewunderung über ihren Riesenbau. Wie ermüdet wir auch waren, so konnten wir uns doch von diesem herrlichen Anblicke nicht sobald losreißen und standen noch spät bei dem milden Abende auf unserem Balkon. Als wir uns dann endlich zur Ruhe legten, so riefen wir uns noch zu: „Morgen, morgen also werden wir das berühmte Miserere hören!“

Aachen, den 10. August 1817.

Hier finde ich endlich wieder einige Augenblicke Zeit, um in meiner Erzählung von unserer Rückreise aus Italien fortzufahren.

Am 3. April Abends hörten wir endlich das lang ersehnte Miserere in der Sixtinischen Kapelle. Man hatte uns gesagt, daß die Frauen Eintrittskarten haben und die Männer in Schuhen erscheinen mußten. Eine Karte war für Dorette jedoch nicht mehr zu bekommen, und so mußte ich mich entschließen, allein hinzugehen. Als ich aber unter der Schweizer-Garde am Eingange der Kirche einen Bekannten erblickte, dessen Gunst ich mir früher durch ein Geschenk für die Begleitung auf die Kuppel der Peterskirche erworben hatte, so fragte ich ihn, ob er meiner Frau nicht auch ohne Billet in die Kapelle verhelfen könne, und auf seine Versicherung, daß er sein möglichstes thun wolle, eilte ich schnell, sie zu holen. Nach einigem Hin- und Herreden mit den übrigen Schweizern kamen wir auch glücklich hinein, obgleich mehrere englische Damen von Stande, die ohne Billets kamen, abgewiesen wurden. Die Schweizer können nämlich die Engländer und Franzosen nicht leiden und begünstigen die Deutschen bei solchen Gelegenheiten weit mehr, und besonders wenn man sie mit einigen Worten „Schwizerdütsch“ anreden kann.

Wir kamen noch zeitig genug und bedauerten nur, nicht bei einander bleiben zu können, um uns den Eindruck, den die Musik auf uns machen würde, sogleich mitzutheilen.

Vor dem Anfange des Gesanges wurden neunzehn Psalmen abwechselnd von hohen und tiefen Stimmen auf dieselbe Art im unisono abgebetet, die uns schon um Weihnachten so viel Längeweile gemacht hatte, und acht oder neun davon hatten wir noch zu überstehen! Nach einem jeden, der etwa fünf lange Minuten dauert, wird eins von den Lichtern ausgelöscht, die auf einem kolossalen, pyramidenförmigen Armleuchter vor dem Hochaltare brennen. Wie sehr wünscht man, daß auch das letzte erlöschen möge! Endlich kommt der ersehnte Augenblick und es tritt nach

und nach einer Stille ein, welche die Erwartung auf Das, was nun folgt, nicht wenig steigert. Dieser Spannung, der feierlichen Dämmerung in der nur noch vom letzten Schein der Abendröthe matt erleuchteten Kirche und der Ruhe, die das Ohr nach dem rohen Abbrüllen der Psalmen nun endlich empfindet, war es wohl zuzuschreiben, daß der erste langgetragene Accord von C-moll solch' einen wohlthuenden Eindruck auf mich machte, daß es mir Musik aus einer anderen Welt zu sein schien. Doch nur zu bald wurde man erinnert, daß man eine irdische, und zwar eine von Italienern gesungene, höre; denn gleich im zweiten Takte wurde das Ohr von fürchterlichen Quintenfolgen zerrissen! Der Satz heißt ohne Zweifel so:



wurde von den Sängern aber auf folgende barbarische Art verzerrt vorgetragen:



Ich würde es keinem Anderen, ja meinen eigenen Ohren nicht geglaubt haben, daß man so in der Sixtini'schen Kapelle singen könne, wenn ich dieselbe Stelle später nicht noch einmal wiederholt gehört hätte. Ist das vielleicht die geheimnißvolle Art, diese alten Compositionen vorzutragen, von der man erzählt, daß

sie nur immer diesem Sängerkhor bekannt gewesen sei und sich durch Tradition fortgeerbt habe? Doch nein! So barbarisch können nur neuere Italiener singen, die wohl Sinn für Melodie haben, in allem aber, was Harmonie heißt, im höchsten Grade unwissend sind.

Als indessen dieses erste Miserere verschmerzt war, wurde ich bald wieder angezogen. Diese einfachen Harmonie-Folgen, fast nur aus Dreiklängen bestehend, dieses Mischen und Tragen der Stimmen, bald zum brausendsten forte anwachsend, bald im leisesten pianissimo verhallend; dieses ewig lange Aushalten einzelner Töne, welches nur einer Castraten-Lunge in dem Grade möglich ist, und dann hauptsächlich das zarte Einsetzen eines Accordes, wenn von anderen Stimmen der vorhergehende noch schwach und verklingend ausgehalten wird, geben dieser Musik bei allen Mängeln etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich davon angezogen fühlt. Ich kann nun wohl begreifen, daß dieselbe in früheren Zeiten, als der Sängerkhor noch besser war, auf Fremde, die noch nie eine reine Vokal-Musik und Castraten-Stimmen gehört hatten, einen ungeheuren Eindruck machen mußte. Auch jetzt könnte sie noch von hinreißender Wirkung sein, wenn die Sänger nur einen kenntnißreicheren Direktor hätten. So singen sie aber gewöhnlich nicht einmal rein.

An diesem ersten Tage wurden zwei Compositionen, von Allegri und Baini, gegeben, und eine jede derselben einmal wiederholt. Zwischen jedem dieser zehn nicht sehr langen Sätze wurde von den Cardinälen, Bischöfen und anderen Geistlichen ein halblautes Gebet gesprochen, welches, dem fernen Rollen des Donners ähnlich, einen guten Effect hervorbrachte. Am Ende der Funktion machten aber die Diener durch Scharren und Treten auf die Fußbänke ein für musikalische Ohren sehr unangenehmes Geräusch, welches auf eine störende Art den Eindruck der Musik, dem man sich gern länger überlassen hätte, wieder verwischte. Dieses Gepolter soll, wie man mir sagte, das Erdbeben vorstellen!

Am zweiten Abende richtete ich es so ein, daß ich erst beim Anfange des eigentlichen Gesanges, bei dem Verlöschen des letzten Lichtes, in die Kapelle trat. Das Gedränge war so groß, daß ich nahe am Eingange stehen bleiben mußte, von Engländern umgeben, die während der Musik überlaut mit einander sprachen und sich sogar durch kein Ruhegebeten darin stören ließen. Ueberdies sangen die Sänger viel nachlässiger, als Tags zuvor, und öfters recht falsch, so daß ich froh war, als mit dem Erdbeben der Funktion ein Ende gemacht wurde. Zu den zwei Compositionen von gestern waren noch drei neue hinzugekommen, weshalb jede nur einmal wiederholt zu werden brauchte. Im Uebrigen war Alles gerade wie das erstemal.

Späterhin habe ich die bei Kühnel in Leipzig erschienene Miserere-Sammlung gesehen, aber keins von denjenigen vorgefunden, die wir in Rom gehört haben. Die Bibliothek der Sixtinischen Kapelle wird aber auch wohl so reich an solchen Compositionen sein, daß man mehrere Jahre hinter einander immer andere zur Aufführung wählen kann.

Beide Abende sahen wir nach dem Miserere die Kreuz-Beleuchtung in der Peterskirche. Beim Hereintreten durch den Haupt-Eingang, wo man das erleuchtete Kreuz in der weitesten Entfernung sieht, macht sie einen imposanten Eindruck, so bald man sich aber nähert, verliert sie sehr. Die Wirkung würde weit größer sein, wenn alle übrigen Lichter in der Kirche ausgelöscht wären. So brennen aber nicht allein hunderte von Lampen rund um den Eingang in die unterirdische Kapelle, sondern noch unzählige andere Lichter in allen Räumen der Kirche. Man sieht daher die blendende Erleuchtung am Kreuze keine reinen Schlagschatten werfen. Auch das Pantheon wird an diesem Abend erleuchtet, was von herrlicher Wirkung sein soll. Leider kamen wir erst, als die Lichter schon wieder ausgelöscht waren.

Am Abende vorher führte mich der Prinz Friedrich in eine Gesellschaft, wo von Dilettanten der fünfzigste Psalm oder das

Miserere von Marcello recht gut gesungen wurde. Da aber die Orchester-Begleitung, wie immer in Rom, sehr schlecht und die Composition durchaus monoton war, so wurde es mir bald langweilig und ich war froh, als es zu Ende war.

Sonnabends Vormittag machten wir einen weiten Spaziergang nach St. Paul, um die herrlichen, antiken Säulen in der übrigens häßlichen Kirche zu sehen. Auf dem Rückwege sahen wir die Pyramide des Cestius und den „Scherbenberg.“ Mittags trafen wir im Speisehause „zum Hermelin“ mit einem deutschen Zeichner, Herrn Bösel, zusammen, der uns leicht beredete, mit ihm noch einen zweiten Spaziergang zu machen. Zuerst zeigte er uns einen gewölbten, altrömischen, unterirdischen Kanal, die cloaca maxima glaub' ich, dann gingen wir nach einer kleinen, unbedeutenden Kirche, die aber schöne Alterthümer hat, um dort den griechischen Gottesdienst, der nur an diesem Tage gehalten wird, zu sehen; das Gedränge war aber so groß, daß wir nicht hinein konnten. Hierauf sahen wir den Tempel der Vesta und erstiegen zuletzt den Monte Aventino, wo uns unser Begleiter vor eine Gartenthür führte und durch das Schlüsselloch eine der überraschendsten Aussichten zeigte. Durch einen langen, überwachsenen Bogen- gang erblickt man nämlich die Kuppel der Peterskirche, von der untergehenden Sonne prächtig vergolbet. Wir ließen uns dann den Garten öffnen, um eine sehr große und schöne Palme, die gerade in der Blüthe stand, anzustaunen.

Helles Glockengeläute und Kanonensalven von der Engelsburg erinnerten uns am anderen Morgen, daß es erster Ostertag war, und mahnten uns zum schnellen Ankleiden, um die feierlichen Functionen in der Peterskirche nicht zu versäumen. Doch hätte uns das fürchterliche Gedränge auf der Brücke fast vermocht, wieder umzukehren. Förmlich getragen kamen wir endlich auf die andere Seite der Tiber und eilten nun in eine weniger angefüllte Seiten- straße, die uns auch auf den Platz vor der Kirche führte. Hier fanden wir schon viele tausend Menschen, worunter Pilger mit



ihren Muschelhüten, aus allen Gegenden der Welt versammelt, die ungeduldig auf den Moment warteten, wo der h. Vater den Segen vom Altar herab erteilt. Bis dahin war es aber noch lange Zeit, und wir machten deshalb vorher erst noch einen Gang durch die Kirche, wo wir Alles wie um Weihnachten aufgeputzt fanden, und zogen, da wir doch von der Ceremonie wenig sehen konnten, es vor, bei dem schönen Wetter lieber einen Spaziergang ins Freie zu machen. Gegen zwölf Uhr waren wir wieder zurück und fanden das Volk schon in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der Altar über dem Haupt-Eingange der Kirche war mit rothem Sammet decorirt und zum Schutz gegen die Sonne ein kolossales Zelt darüber ausgespannt. Auf dem Säulengange linker Hand war eine Loge für die ausgezeichneten Fremden errichtet. Zuerst erschienen auf dem Balkon Bagen mit Kerzen, dann kamen die Cardinäle und zuletzt der Papst auf einem Sessel getragen und zu beiden Seiten die Fächer von weißen Straußfedern. Sobald er erschien, warf sich alles Volk auf die Kniee, und es trat eine feierliche Stille ein, während vorher das wildeste Geschrei getobt hatte. Dieser Moment hatte etwas sehr Ergreifendes. Der alte, blasser Mann erhob sich dann und erteilte mit langsamer, würdevoller Handbewegung den Segen. Unterdessen wurden vom Balkon zwei Zettel herabgeworfen, wovon der eine, wie man mir sagte, die Verdamnung aller Ketzer, und der andere Ablass für alle anwesenden Rechtgläubigen enthält. Die Verdamnungs-Bulle erreichte aber den Boden nicht, sondern flog, vom Winde getrieben, in ein offen stehendes Fenster, während der Ablasszettel vom Volke, das sich darum balgte, aufgefangen wurde.

Auf dem Wege nach dem Speisehause gesellte sich Herr Kelle aus Stuttgart, den wir früher in Dresden gekannt hatten, zu uns. Er fragte uns unter Anderem, wie wir mit unserer Reise in Italien und dem, was wir gesehen hätten, zufrieden seien? Ich klagte ihm darauf, daß wir so Manches nicht den Erwartungen

gemäß gefunden hätten, die von früheren Reisenden in uns rege gemacht wären. Er fand das sehr natürlich und meinte, das käme daher, weil keiner der Reisenden bei seiner Rückkehr gestehen wollte, daß er von seinen Vorgängern gleichsam in den April geschickt sei. Es fällt mir, fuhr er fort, die bekannte Anekdote dabei ein, wo ein Mensch ankündigte, er habe ein Pferd im Stalle, welches den Kopf da habe, wo bei anderen der Schwanz säße. Die Neugierigen fanden aber nichts als ein Pferd, welches mit dem Schwanze an die Krippe gebunden war, hüteten sich indessen wohl, es den Anderen vor der Thür zu verrathen — weil sie sich schämten. Die Anwendung ist leicht!

Nachmittags machten wir noch einen Spaziergang in die Villa Borghese und rüsteten uns dann zur Abreise, die auf den nächsten Morgen bestimmt war.

In Gesellschaft von zwei Stuttgartern und einem Münchener, mit dem wir gemeinsam einen Betturino gedungen hatten, machten wir diesmal den weit interessanteren Rückweg über Perugia nach Florenz in sechs Tagreisen. Am zweiten Abend kamen wir nach Terni und beeilten uns, noch vor Sonnen-Untergang den berühmten Wasserfall zu besuchen, der zwei Stunden von da entfernt ist. Bis zum Fuße des Berges gingen wir, dann nahmen wir uns aber in dem daselbst sehr romantisch liegenden Dörfchen, zu dem bei dem milden Sonntags-Abend halb Terni gelustwandelt war, gesattelte Esel, die uns schnell und sicher hinauf bis zum Wasserfalle trugen. Die Aussicht von der Höhe des Berges, ehe man sich in das Thal wendet, wo der Wasserfall herabstürzt, ist reich und lieblich. Dann wird die Gegend, je mehr man sich diesem nähert, immer wilder und romantischer. Da die Sonne eben untergehen wollte, so hielten wir uns nicht lange auf und eilten so schnell als möglich, den Wasserfall noch vor Nacht zu erreichen, theils um das imposante Schauspiel noch in gehöriger Beleuchtung zu sehen, theils aber auch unserer Sicherheit wegen, da die Gegend eben nicht im besten Rufe steht. Mit dem letzten

Blicke der Sonne erreichten wir den Felsen, der dem Sturz gegenüber aus der dunkeln, schäumenden Tiefe emporsteigt, und wohin man zur Bequemlichkeit der Besuchenden einen Pavillon mit Bänken erbaut hat. Der Anblick des majestätischen Schauspielers von diesem Standpunkte aus läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Wir waren Alle wie versteinert. Wenigstens hat eine Naturschönheit früher niemals, selbst nicht der erste Anblick der Alpenkette, einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Nachdem wir wohl zehn Minuten hier verweilt und uns in dem Anblicke recht berauscht hatten, kehrten wir bei dem mildesten, schönsten Frühlings-Abend ohne Unfall und seelenvergnügt über den herrlichen Genuß nach Terni zurück.

Am vierten Tage der Reise wurde es auf einmal sehr kalt, so daß gegen Abend sogar Schnee fiel, der über Nacht liegen blieb. Als wir aber in das tiefe Thal hineinfuhren, in welchem Florenz liegt, fanden wir Alles in Blüthe. — Wir blieben nur einen Tag in Florenz, den wir aber recht benutzten. Vormittags besuchten wir den Dom, das Baptisterium und den Garten Boboli. Das Grabmal der Mediceer und den Palast Pitti konnten wir aber leider an dem Tage, da es Festtag war, nicht zu sehen bekommen. Nachmittags machten wir einen Spaziergang nach den Cascinen.

Am anderen Morgen, den 14. April, setzten wir die Reise nach Bologna ohne unsere bisherigen Reisegefährten, die noch länger in Florenz blieben, fort. Wir trafen auf den Apenninen sehr viel Schnee und kamen noch einmal ganz in den Winter. Im traurigen Bologna verweilten wir nur einen Tag. Der Wirth zum „Pellegrino“ hatte uns eine etwas unverschämte Rechnung gemacht; ich applicirte daher ein Mittel, welches ich schon mehrmals erprobt hatte, ich zog ihm nämlich ein Drittel ab, was er sich nach einigem Hin- und Herreden auch gefallen lassen mußte. Ich habe dies nachher immer gethan und es besser

gefunden, als das vorherige Accordiren, bei dem man doch immer noch gepresst wird.

Wir fuhren nun über Modena, Reggio, Parma, Piacenza nach Mailand. Da wir nirgends langen Aufenthalt machten, so weiß ich auch nichts von diesen Städten zu sagen, als daß wir allenthalben dasselbe Lumpen- und Bettlergesindel, dieselbe Presserei der Wirths und dieselbe Unreinlichkeit fanden. Auf dem Marktplatz in Piacenza betrachteten wir die zwei kolossalen Statuen von Bronze. Ob sie Kunstwerth haben, getraue ich mir nicht zu beurtheilen, da wir sie nur in der Abenddämmerung sahen.

In Mailand bezogen wir wieder die pension Suisse, die wegen ihrer Reinlichkeit und Billigkeit allen Reisenden zu empfehlen ist. Beim ersten Ausgange frappirte uns von neuem die Pracht und Schönheit des Aeußeren des Domes. Es ist doch ohne Zweifel das schönste Gebäude, welches wir je sahen, edler und reicher, als die Fassade der Peterskirche.

Die berühmte Grassini, welcher Rode durch Nachahmen ihres Gesangs das ihm Eigenthümliche seiner Spielart, was von der Bionti'schen Schule abweicht, zu danken haben soll, hatte sechs Vorstellungen im Theater della Scala angekündigt. Da sie aber wenig besucht wurden, so kamen nur drei zu Stande; der letzten wohnten auch wir bei. Sie bestand aus abgerissenen Scenen aus den Horatiern und Curiatiern von Cimarosa und einigen anderen Arien, worunter auch *ombra adorata* war. Die Grassini, die in der Blüthe ihrer Jahre wohl sehr vorzüglich gewesen sein mag, ist jetzt schon ein wenig passirt. In dem, was ihr die Zeit nicht rauben konnte, ist sie indessen immer noch ganz ausgezeichnet, d. h. sie hat eine gute Schule und spielt und singt sehr leidenschaftlich, und zwar mit weit mehr Gefühl und Ausdruck, als die Catalani, steht dieser jedoch an Geläufigkeit der Kehle und hinsichtlich der Stimme bedeutend nach. — Wo es daher blos auf's Brilliren ankam, befriedigte sie

nicht sehr, riß aber in leidenschaftlicher Recitation durch Wahrheit des Ausdrucks untwiderstehlich hin.

Das Theater della Scala fand ich auch diesmal für den Effect der Musik vortrefflich. Ich kenne kein Local, wo sowohl die Stimmen, als auch das Orchester so edel und dabei so deutlich klingen, und es ist in akustischer Hinsicht daher dem St. Carlo-Theater unendlich vorzuziehen.

Da wir bei unserem früheren Auftreten im Theater so schlechte Geschäfte gemacht hatten, so probirten wir es diesmal im Saale des Conservatoriums, setzten den Eintrittspreis auf drei Franken und gaben es des Theaters wegen am Vormittage. Lag es an dieser ungewöhnlichen Stunde oder war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, — genug, es war wieder sehr leer und warf nicht viel mehr als die Kosten ab.

In Gesellschaft von zwei Engländern, von denen der jüngste ziemlich liebenswürdig war, reißten wir am 2. Mai von Mailand ab, übernachteten in Arona, ergößten uns am anderen Morgen von neuem an den himmlischen Umgebungen des Lago maggiore, die wir nun auch im Schmuck des Frühlings sahen, und kamen gegen Abend im Dorfe Sempeln unter der Höhe des Simplon an. Hier wurden wir beim Abschiede aus Italien noch einmal auf gut Italienisch gepreßt, indem wir z. B. für jede Tasse Kaffee zwei Franken bezahlen mußten.

Am anderen Morgen traten wir die in dieser Jahreszeit etwas beschwerliche Fahrt über die Höhe des Gebirgspasses an und kamen eine Stunde hinter Sempeln in die Schneeregion. Hier mußte der Wagen auseinander genommen werden; der Kasten wurde auf einen, die Räder auf einen andern und unser Gepäck auf einen dritten Schlitten gesetzt, und so ging der Zug mit vielen Vorspannpferden langsam weiter. Auf der Höhe, so lange der Schnee hart blieb, gab es nicht viel Aufenthalt, aber weiter unten, wo die Wärme schon beträchtlich war und der Schnee doch noch sehr hoch lag, kam der Zug jeden Augenblick in's Stocken.

Bald sanken die Pferde bis an die Brust ein, bald klemmte sich der Wagen zwischen die haushohen Schneewände fest und mußte wieder losgearbeitet und bald der von Lawinen verschüttete Weg wieder aufgeräumt werden. Wir gingen daher voraus und kamen, zwar bis an die Kniee durchnäßt, aber doch zwei Stunden früher, im vierten Refuge, wo der Schnee aufhörte, an, und erholten uns bei einem einfachen Frühstücke von der beschwerlichen Promenade. Wir hörten viele Lawinen niederdonnern und waren in beständiger Besorgniß, daß es uns so gehen möchte, wie den Reisenden, die Tags vorher durchgekommen waren. Diese sahen in der Nähe eines Felsendurchganges eine fürchterliche Lawine auf sich losstürzen und hatten eben noch Zeit genug, sich in diesen zu flüchten. Zu ihrem Schrecken wurden beide Ausgänge verschüttet, so daß sie drei schrecklich lange Stunden eingesperrt blieben, bis sich die Wege-Aufseher zu ihnen hindurchgearbeitet hatten.

Nachdem der Wagen endlich angekommen war, fuhrn wir noch bis Brieg, wo wir das dritte Nachtlager machten und zum erstenmale wieder unsere Muttersprache reden hörten, was uns recht freudig stimmte. Unsere vierte Tagereise ging bis Sion, wo man schon Französisch redet. Das Frühjahr fanden wir in Wallis im Vergleiche mit der anderen Seite noch weit zurück. Hier blühten kaum die Kirschbäume, die in Mailand und am Lago maggiore längst abgeblüht waren. So kamen wir von neuem ins Frühjahr, in welchem wir seit Anfang Februar beständig gelebt hatten.

Auf der fünften Tagreise kamen wir zu der berühmten Pissavache, die hart am Wege ist. Unsere Erwartungen wurden aber nicht ganz befriedigt; denn im Vergleiche zu dem Wasserfalle bei Terni kam uns dieser doch ziemlich kleinlich vor. Unser Nachtlager nahmen wir in Vex, einem reizend gelegenen Dörfchen, welches die Bewohner nicht ohne Grund un paradisi terrestre nennen. Das Gasthaus dürfte mit den größten Hôtels der Hauptstädte wetteifern.

Am sechsten Tage fuhren wir immer am See her über Bevaux nach Lausanne. Diese gepriesene, im Sommer so häufig von Engländern besuchte und bewohnte Gegend habe ich wieder nicht so schön gefunden, als ich erwartete. Die Ansichten beim Thuner und noch mehr beim Züricher See sind viel mannigfaltiger; alle Schweizerseen aber bleiben, meiner Meinung nach, weit hinter dem Lago maggiore zurück. Am siebenten Tage kamen wir denn endlich in Genf an.

\* \* \*

Die Folgen einer Erkältung auf der Reise warfen mich für einige Tage auf's Bett. Während dieser Zeit waren Herr Düpant, Herr Pastor Gerlach und einige andere Musikfreunde bemüht, uns ein Concert zu arrangiren. Es war aber schon vorauszusehn, daß dies nicht sehr brillant ausfallen würde, denn theils war die Noth und Theurung noch zu groß, theils hatten vor kurzem mehrere Concerte zum Besten der Armen stattgefunden, so wie auch die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt und die meisten reichen Familien bereits auf's Land gezogen waren. In der That warf es nicht viel mehr als die Unkosten ab. Wir hatten uns überdies verleiten lassen, bei Herrn Piclet Rochemont und bei Herrn Düpant Privatmusik zu machen; die an beiden Orten sehr zahlreich versammelte Theegesellschaft fand es hierauf denn nicht mehr der Mühe werth, unser Concert zu besuchen. Den Gebrüdern Bohrer, die vier Wochen vor uns da waren, war es nicht besser ergangen. Im Ganzen genommen sollen die Genfer nicht viel Kunstsinne haben, sondern nur immer darauf spekuliren, wie sie die vielen Fremden, die sich im Sommer und Winter dort aufhalten, recht auspressen können. Wenigstens wissen sie von deutscher Kunst und deutschen Künstlern sehr wenig und kennen unsere klassischen Compositionen nicht einmal dem Namen nach. Die fremde Sprache und die lange französische Herrschaft machen das erklärlich.

Genf besitzt von allen Schweizerstädten die meisten ausgezeichneten Künstler, die aber auch hier, wie fast allenthalben, in zwei oder mehrere Parteien getheilt sind und wie Hunde und Ragen unter einander leben. Die Gebrüder Hensel und Wolf und Herr Berger (eigentlich Münzberger) sind die vorzüglichsten davon. Ich war so glücklich, diese Herren, die sonst nie zusammen spielen, in meinem Concerte zu vereinigen, und hatte so ein für eine Schweizerstadt recht vorzügliches Orchester beisammen. Herr Pastor Gerlach nahm uns auf's freundschaftlichste auf und erzeugte uns gar manche Gefälligkeit; ja er räumte uns sogar zu unserem Concerte die lutherische Kirche ein, in welcher die Musik einen sehr guten Effect macht. Außerdem wären wir genöthigt gewesen, dasselbe in dem finsternen und unfreundlichen Theater zu geben, wo man überdies noch bedeutende Unkosten (300 Franken) hat.

Ich erlebte in Genf die unerwartete Freude, meinen alten Lehrer Kunisch aus Braunschweig wiederzufinden. Dieser brave Mann hatte alle Tücken des Schicksals empfunden. In seiner Jugend war er ein vorzüglicher Hornist, bekam dann Blutspeien und mußte, um sich zu retten, diesem Instrumente ganz entsagen. Durch eisernen Fleiß brachte er es in drei Jahren zu ziemlicher Virtuosität auf der Violine und fand später eine Anstellung als Vorgeiger beim Nationaltheater in Berlin. Als nach der Schlacht bei Jena der preussische Hof flüchten mußte und die Kapelle auseinander ging, wurde er von Herrn Schick, der gern seinen Platz gehabt hätte, von Berlin wegcaballirt, ging dann anfangs nach der Schweiz, wo er in seinen alten Tagen das Französische noch erlernte und später nach Lyon, wo er wieder als Vorgeiger eine Anstellung am Theater fand. Hier fing es ihm eben an zu gefallen, als er durch einen unglücklichen Sturz die linke Hand verstauchte, die bald ganz steif wurde, so daß er gar nicht mehr Violine spielen konnte und folglich seine Stelle aufgeben mußte. Er war daher gezwungen, zum drittenmal ein anderes Instru-



ment zu erlernen und verdiente sich nun als Klavierlehrer sein kümmerliches Brod. Er hatte eine große Freude, mich wieder zu sehen und schien sehr stolz darauf, mich seinen Schüler nennen zu können.

\*

\*

\*

Beim Durchlesen des hier eingeschalteten Tagebuches der Italienischen Reise vermiße ich einiges Erlebte, das mir noch jetzt (im Jahre 1847) so lebhaft in der Erinnerung schwebt, daß ich nicht umhin kann, es gleichsam als Nachlese hier folgen zu lassen.

Erwähnt ist schon, daß ich es nur den Bemühungen des österreichischen Gesandten, Grafen Apponyi, zu verdanken hatte, daß ich in Rom in der Advents=Zeit, wo alle öffentliche Musik verboten ist, ein Concert zu Stande bringen konnte. Graf Apponyi übernahm es, mein Gesuch um die Erlaubniß dazu dem Gouverneur von Rom zu übergeben, rieth mir jedoch, die Antwort darauf nicht abzuwarten, sondern das Concert so schnell wie möglich zu arrangiren, während dessen er mir dann die Subscribenten dazu sammeln werde. Ich ging sogleich an's Werk; allein die Sache hatte ihre großen Schwierigkeiten. Der Saal im Palast Ruspoli, den mir Graf Apponyi verschafft hatte, war wie das ganze unbewohnte Prachtgebäude sehr verfallen. Es mußten erst Glascheiben in die Fenster eingesetzt, die Löcher in dem Marmor=Fußboden mit Backsteinen ausgefüllt und die nöthigen Möbel, z. B. Kronleuchter, Stühle, Pulte u. s. w. zusammengeborgt werden. Hauptsächlich aber war erst der Palast, vom Eingange an bis zum Saale, von Unrath zu reinigen, wovon der Vorplatz und die prächtige, mit Statuen geschmückte Marmortreppe überfüllt waren, so daß ganze Karren voll weggeschafft werden mußten. Auch hatte ich erst Sänger und Musiker einzeln in der großen Stadt aufzusuchen und für mein Concert zu engagiren, was Alles viel Zeit wegnahm. Bis zum Tage des

Concertes, und noch an diesem selbst bis zum Abend war ich nun in steter Angst, daß eine abschlägige Antwort auf mein Gesuch einlaufen und Alles über den Haufen werfen werde. Doch die Polizei war so human, mir diese erst am Tage nach dem Concerte zuzusenden, wo ich bereits eine ergiebige Einnahme in Händen hatte. Ich wurde durch diese von einer großen Sorge befreit, die mir den Aufenthalt in Rom bis dahin sehr verbitterte. Meine Reisefasse war nämlich bei den bisherigen schlechten Concert-Einnahmen in Italien so zusammengeschmolzen, daß ich mit Schrecken sah, sie werde zu einer Weiterreise nach Neapel gewiß nicht, kaum wohl zu einer direkten Rückkehr nach Deutschland, ausreichen. So nahe vor Neapel, dem erschnittesten Punkte der ganzen Reise, und nun umkehren — das war mir ein zu schrecklicher Gedanke, um mich an ihn gewöhnen zu können! Ich kam daher auf die Idee, die Familie Beer, die unterdessen von Venedig nachgekommen war, um ein Darlehn anzugehen. So sehr ich indessen auch mit dem Sohne Meyer Beer (später Meyerbeer) befreundet war, ich konnte es nicht über mich gewinnen, meinen Wunsch auszusprechen und zog es daher vor, mich deshalb an einen reichen Freund im Elsaß zu wenden, der mich jedoch, wie es bei solchen Gesuchen wohl öfters zu gehen pflegt, ohne Antwort ließ. Nun war nach der brillanten Concert-Einnahme alle Noth vorüber und ich durfte die Weiterreise nach Neapel ohne Bedenken wagen. Diese verzögerte sich aber wegen der Krankheit der Kinder noch bis in die zweite Hälfte des Januar, und da Dorette, die sie pflegte, mich nun nicht mehr auf meinen Excursionen begleiten konnte, so schloß ich mich häufig der Familie Beer an und konnte diesen später Angelangten nun schon als Cicerone dienen. Abends, wenn mit Anbruch der Nacht es nichts mehr zu sehen gab (denn die Theater waren wegen der Advents-Zeit noch immer geschlossen), begleiteten mich die drei Söhne zuweisen in meine Wohnung, und wir verkürzten uns dann die langen Abende durch eine Partie Whist. Da es aber zu jener Zeit in Rom sehr kalt

und mein Zimmer nicht zu heizen war, so setzten wir uns, mit dem Rücken nach den vier Weltgegenden gerichtet, in mein kolossales Bett, eine Tischplatte zwischen uns, und machten so in behaglicher Wärme und bester Laune unser Spiel.

Von dem Aufenthalte in Neapel ist noch Folgendes nachzutragen.

Den Tag nach meinem ersten Concerte im Foyer des Theaters St. Carlo erhielt ich einen Besuch von dem berühmten Sänger Crescentini, den ich bereits in Rom hatte kennen lernen. Nachdem er mir viel Verbindliches über mein Spiel und meine Compositionen gesagt hatte, machte er mir folgende Eröffnung. Der Minister des Innern gehe damit um, das Conservatorium der Musik neu zu organisiren, da es sehr in Verfall gerathen sei. Der jetzige Direktor Singarelli, der bei seiner frommen Richtung zwar fleißig mit den Schülern bete, aber wenig musciren, solle in Ruhe gesetzt werden und er, Crescentini, bewerbe sich nun um dessen Stelle. Da er aber von der Instrumental-Musik nichts verstehe, so beabsichtige der Minister, für diese noch einen zweiten Direktor anzustellen und habe sein Auge auf mich geworfen, da ihn mein Spiel und meine Compositionen im gestrigen Concerte ganz entzückt hätten. Sollte ich nun geneigt sein, mich um die Stelle zu bewerben, so möge ich ihn sogleich zu demselben begleiten, wo mir weitere Eröffnungen gemacht werden sollten. Dies geschah. Ich kehrte sehr zufrieden mit den Propositionen des Ministers zu Dorette zurück, und wir gefielen uns nicht wenig in dem Gedanken, in dem paradiesischen Neapel unsere Heimath zu finden. Doch eine Woche nach der anderen verging, ohne daß der Minister wieder etwas von sich hören ließ, und von Crescentini erfuhren wir, daß das Projekt an dem Kostenpunkte zu scheitern drohe. Wir durften daher, als die Zeit der Abreise herannahete, nicht länger zögern; denn ich bemerkte von neuem, daß meine Kasse durch die vielen Ausflüge in die Umgegend, die wir in Gesellschaft unserer

schlesischen Freunde gemacht hatten, und bei denen ich stets die Hälfte der Kosten tragen mußte, so zusammengeschmolzen war, daß sie kaum noch zur Rückreise in die Schweiz ausreichen würde.

Die Berechnung derselben war nur zu richtig gewesen; denn mit der Ankunft in Genf fand ich sie völlig leer. Da nun mein Concert dort auch nicht viel eintrug und ich im voraus wußte, daß bei der damals (im Frühjahr 1817) in der Schweiz herrschenden Hungersnoth auch in den übrigen Schweizerstädten nicht viel zu gewinnen sein würde, so lernte ich zum erstenmale in meinem Leben das Bittere der Nahrungssorgen kennen. Zwar besaßen wir einige Pretiosen, die wir an den Höfen geschenkt erhalten hatten; allein der Gedanke, diese verkaufen oder versetzen zu müssen, war uns doch gar zu widerwärtig. Die Noth zwang uns aber dazu. Schon war ich im Begriff, ein Leihhaus aufzusuchen, als Dorette den Vorschlag machte, sich lieber dem freundlichsten unserer dortigen Bekannten, dem Pastor Gerlach, anzuvertrauen und sich auch erbot, zu ihm zu gehen, wozu ich nicht den Muth gehabt hätte. Sie nahm ihren schönsten Schmuck, ein Diadem, das Geschenk der Königin von Bayern, und machte sich auf den Weg zum geistlichen Herrn. Nie im Leben habe ich so peinliche Minuten verlebt, als die während ihrer Abwesenheit. Nach einer ewiglangen halben Stunde kehrte sie endlich wieder und brachte das Pfand zurück — doch auch die zur Weiterreise erforderliche Summe. Sie war noch ganz in Aufregung von einem dort gehaltenen Schrecken. Als sie nämlich höchst verlegen und mit bebenden Lippen dem Herrn Pastor die augenblickliche Noth und die Bitte um einen Geldvorschuß gegen Unterpfand vorgetragen hatte, war er plötzlich in ein schallendes Gelächter ausgebrochen und in einem Nebenzimmer verschwunden. Doch bevor sie Zeit gewann, über die Bedeutung dieses, wie ihr schien, sehr unzeitigen Ausbruches von Heiterkeit nachzudenken, kehrte er zurück und brachte die verlangte Summe, indem er freundlich sagte: „Ich freue mich, dem braven Künstlerpaare, das

uns so vielen Genuß bereitet hat, gefällig sein zu können; aber wie konnten Sie nur glauben, ein Pastor werde wie ein Jude auf Pfänder borgen?!“

So war also die augenblickliche Noth beseitigt, und die Reise konnte fortgesetzt werden. Wir gingen nun zuerst nach Thierachern, um unseren Wagen und die Harfe, die wir dort im vorigen Herbst zurückgelassen hatten, abzuholen. Da Dorette einiger Zeit bedurfte, um sich auf ihrem Instrumente wieder einzuspielen und wir überdies nicht zu eilen brauchten, indem die für's Concertgeben günstigste Zeit schon vorüber war, so blieben wir vierzehn Tage dort, übten des Vormittags unsere Duetten für Harfe und Violine von neuem ein und besuchten Nachmittags bei dem herrlichsten Frühlingswetter noch einmal alle früheren Lieblingsplätze. Endlich mußten wir uns jedoch entschließen, das paradiesische Thierachern zu verlassen, um unsere Kunstreise weiter fortzusetzen. Es ging uns aber in der Schweiz sehr übel; denn allenthalben wurde wegen der herrschenden Hungersnoth die Erlaubniß zu öffentlichen Concerten verweigert, und nur in Zürich wurde sie gestattet, weil wir uns erbieten, einen Theil der Einnahme an die Armen abzugeben. Ich spielte dort zum erstenmale seit der Rückkehr nach Deutschland meine Gesangsscene und ein in Italien begonnenes und in Thierachern vollendetes Solo=Quartett (Op. 43); beide Compositionen erhielten außerordentlichen Beifall. Damit mußte ich mich aber auch begnügen; denn die Einnahme dieses Concertes war bei weitem nicht so ergiebig, als die des vorjährigen. Ich konnte daher den Termin zur Rückzahlung der in Genf geborgten Summe nicht einhalten, was mich sehr beunruhigte. Herr Pastor Gerlach gab mir jedoch auf die deshalb gemachte Entschuldigung die beruhigendste Antwort, und so konnte ich mit erleichtertem Herzen die Reise fortsetzen.

Der Concert-Gewinn war aber auch in Deutschland, wo wir Freiburg, Carlsruhe, Wiesbaden, Ems und Aachen besuchten

wegen der allgemein herrschenden Noth nur mittelmäßig, so daß kaum die Kosten der Reise dabei herauskamen, und erst in letzterer Stadt, wo unser Spiel große Sensation erregte und uns zu drei sehr besuchten Concerten verhalf, erübrigten wir so viel, um die Schuld bei Gerlach tilgen zu können.

Wir waren nun seit vier Monaten von Neapel bis Aachen fortwährend in der Richtung von Süden nach Norden gereist, ohne uns irgendwo sehr lange aufzuhalten. Wir hatten daher sowohl jenseits als diesseits der Alpen allenthalben die Baumbhülle getroffen und so das Frühjahr in einer Ausdehnung genossen, wie uns dies später nie wieder zu Theil geworden ist. Nach Aachen kamen wir aber im hohen Sommer, mitten in die Badesaison. Für die Weiterreise nach Holland war dies die ungünstigste Periode zum Concertgeben und ich beschloß daher, einige Wochen in Aachen zu verweilen. Wir hatten dort mehrere eifrige Musikfreunde kennen gelernt, bei denen häufig muscirt wurde. Auch hatte ich ein gutes Quartett-Accompagnement gefunden, mit dem ich meine Wiener Quartetten und Quintetten einübte und da sie bei den Zuhörern großen Anklang fanden, wiederholt zu hören gab.

So verlebten wir die Zeit unseres Aachener Aufenthaltes, zwischen Arbeit und Vergnügen getheilt, höchst angenehm. Der Unterricht der Kinder, der zwar auch auf der ganzen Reise nie ganz aufgehört hatte, indem wir selbst im Wagen während der Fahrt unterrichteten, wurde nun wieder mit mehr Ernst und Regelmäßigkeit betrieben. Auch begann ich wieder zu componiren und schrieb dort das erste Heft meiner vierstimmigen Männer-Gefänge (Op. 44), von welchen das Göthe'sche: „Dem Schnee, dem Regen“ später ein Lieblingslied der Liedertafeln geworden ist. K

Gegen den Herbst hin wurde die Reise nach Holland fortgesetzt, und wir gaben zuerst in Cöln und Düsseldorf sehr besuchte Concerte. Dann gingen wir nach Cleve, wo wir in Herrn Notar Thomae einen eifrigen Kunstfreund und aus-

gezeichneten Dilettanten, der mehrere Instrumente spielte, kennen lernten. Wir musicirten häufig in dessen Hause, und die beiderseitigen Familien, die Kinder mitgerechnet, gewannen sich bald so lieb, daß sie ein Freundschaftsbündniß für das Leben schlossen. Dadurch wurde uns der Aufenthalt in Cleve so anziehend, daß wir das freundliche Städtchen mit seinen reizenden Umgebungen nur höchst ungern verließen.

Nach Holland aber war der Ruf des Spohr'schen Künstlerpaars noch nicht gedrungen, und wir mußten uns daher erst Bahn brechen. Dies gelang jedoch sehr bald. Wir machten in dem reichen und für deutsche Kunst und Künstler günstig gestimmten Lande große Sensation und in Folge davon auch brillante Geschäfte. Schon hatten wir in Rotterdam und im Haag gespielt und befanden uns eben in Amsterdam, wo wir auch bereits in Felix meritis aufgetreten waren und darauf ein eigenes Concert gegeben hatten, als ich einen Brief vom Theater-Direktor in Frankfurt a. M., Herrn Ihlee, erhielt, worin mir dieser im Namen der Actionäre jenes Theaters die Stelle des Opern- und Musik-Direktors antrug und im Fall der Annahme bat, dieselbe schleunigst anzutreten. Die Bedingungen waren zwar nicht so glänzend, als die bei meiner Wiener Anstellung, der Gehalt aber doch genügend, um eine Familie davon ernähren zu können. Freilich hätte ich meine Kunstreise, auf der ich mir gefiel, gern noch wenigstens bis zum Frühjahr fortgesetzt; doch in Frankfurt drängte man, und Dorette sehnte sich nach häuslicher Ruhe. So sagte ich denn ohne weiteres Bedenken zu und machte mich sogleich auf die Rückreise. In Cleve, wo wir im befreundeten Thomae'schen Hause abtraten, mußten wir, so sehr die Reise auch beeilt wurde, doch einige Tage verweilen. Obgleich es nun hoher Winter war, wurde doch wieder von neuem Alles aufgeboten, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Musikpartien, Schlittensfahrten und andere Vergnügungen wechselten mit einander ab. Am Abend vor der Abreise, als wir beim Nach-

tisch saßen, Küsse knackten und der nahen Trennung wehmüthig gedachten, machte Freund Thomae den Vorschlag, die Familie Spohr solle, als Erinnerung an ihr Hiersein, eine der Nüsse im Hofe einpflanzen, was mit Akklamation angenommen wurde. Nachdem ein Grabscheit herbeigeht, zogen beide Familien, in warme Mäntel gehüllt, in Prozession in den Hof, wo ich im Mittelpunkte desselben, nachdem ich die Schneedecke weggeräumt hatte, ein Loch grub, in welches die Kinder die Nuss versenkten. Im folgenden Frühjahr wurde nach Frankfurt das Erscheinen des Reimes gemeldet. Dieser, durch eine Umsfriebigung sorgfältig geschützt, wuchs nach und nach zu einem stattlichen Baume heran, und noch jetzt (1852) gedenkt die Familie Thomae, wie einer der Söhne mir unlängst erzählte, jenes Abends und der entfernten Freunde.

In Frankfurt wurde ich von den Aktionären des Theaters wie auch von sämmtlichem Theater- und Orchester-Personal auf das Freundlichste empfangen. Man gab mir zu Ehren ein Festessen im Saal des „Weidenbusch“, bei welchem die üblichen Toaste und Reden nicht fehlten. Das Orchester, welches sich unter der vorzüglichen Leitung seines bisherigen Direktors, des Herrn Schmitt, den Ruf eines der besten Deutschlands erworben hatte, fand ich durch die lange Krankheit desselben ein wenig verwildert. Da man mir aber in meinen Anordnungen willfährig entgegen kam und sich an meine Art zu dirigiren bald gewöhnte, so wurde das frühere gute Ensemble in kurzer Zeit wiedergewonnen. Mein Vorgänger hatte mit der Geige dirigirt, und auf den Wunsch der Sänger begann auch ich in derselben Weise, indem ich mit dem Bogen taktirte und die Geige zur Hand hatte, um denselben nöthigenfalls einhelfen zu können. Doch bald gewöhnte ich sie an solch' genaues Einüben ihrer Partien, daß eine derartige Hülfe nicht mehr nöthig war. Nun legte ich die Geige weg und taktirte auf französische Weise mit dem Stäbchen.

Der Geschäftsgang bei der Frankfurter Bühne war damals



der, daß das von den Aktionären erwählte Direktorium wöchentlich einmal mit den technischen Direktoren (Herr Thlé für das Schauspiel, ich für die Oper) zu einer Sitzung zusammentam, in welcher das Repertoire entworfen und alle die Verwaltung betreffenden Gegenstände besprochen wurden. Der Präses oder Senior dieses Direktoriums war der Kaufmann Leers, der sich in dem Amte gefiel und daher Sorge trug, immer wieder gewählt zu werden. Er hatte sich durch die Länge der Zeit einige Routine in der Verwaltung des Theaters erworben und sprach daher gewöhnlich in sehr entscheidendem Tone. Sein ganzes Bestreben war auf Ersparnisse gerichtet, um das jährlich wiederkehrende Deficit von 14 bis 17,000 Gulden, das die Aktionäre decken mußten, zu beseitigen. Ihm waren daher die wohlfeilsten Sänger, Schauspieler und Musiker zum Engagement die liebsten, und bei der Wahl der aufzuführenden Opern und Schauspiele entschied er sich stets für die, für welche das geringste Honorar gefordert wurde. Auch Thlé und ich hatten ein besonderes Interesse, das fatale Deficit wegzuschaffen, da uns ein Antheil am Ueberschuß contractlich zugesichert war; wir glaubten aber, daß dies weit sicherer erreicht werden würde, wenn man das Kunst-Institut durch Engagement ausgezeichnete Talente und durch die Aufführung classischer Werke zu heben suche. Wir waren daher häufig in Opposition mit Herrn Leers und dessen Kollegen, und nur einer derselben, Herr Clemens Brentano, trat unserer Ansicht bei. Doch mußte er ihr selten den Sieg zu verschaffen, da er sie in der Regel nur mit leicht hingeworfenen Wigen und Sarkasmen zu vertheidigen pflegte. Die Animosität, die sich durch diese Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn Leers und mir erzeugte, wurde jedoch erst in späterer Zeit bemerklich; denn anfangs vertrugen wir uns ganz gut. Es wurde mir daher auch nicht schwer, die Zustimmung des Direktoriums zur Annahme und Aufführung meiner Oper „Faust“ zu erlangen. Ich war sehr begierig, dieses Werk, das ich schon vor fünf Jahren in Wien geschrieben hatte,

nun endlich einmal zu hören, und beeilte daher die Voranstalten nach Möglichkeit. Da unter dem Personale kein Baritonist war, der die Partie des Faust genügend geben konnte, so war ich genöthigt, sie dem ersten Tenor, Herrn Schelble, späterhin Gründer und Direktor des Cäcilien-Vereins, zuzutheilen, der in seinem Mezzo-Tenore den nöthigen Umfang, sowie auch die erforderliche Rehlfertigkeit besaß. Nachdem die Proben bereits begonnen hatten, sprach Schelble den Wunsch aus, daß ich ihm noch eine Arie, die dankbarer, als die in der Oper vorhandene, sei und ihm ganz in der Stimme liege, schreiben möchte. Da sich gleich nach dem Anfangs-Duett ein passender Platz dafür fand und Herr Georg Döring, (Oboist des Orchesters und später beliebter Romandichter), dazu einen mir zusagenden Text lieferte, so erfüllte ich Schelble's Wunsch sehr gern. Diese Arie „Liebe ist die zarte Blüthe“, welche später so oft in Con-  
-certen und von Fischer in London unzählige male gesungen wurde, ist daher das Erste, was ich in Frankfurt componirte. Unterdessen war das Einüben der Oper so weit gediehen, daß sie im März (1818) zum erstenmale gegeben werden konnte. Sie gefiel anfangs dem großen Haufen zwar weniger, als den Kennern, gewann aber mit jeder Aufführung mehr Publikum, so daß sie seit jener Zeit fast fortwährend auf dem Repertoire der Frankfurter Bühne geblieben ist und immer nach kurzen Zwischenräumen von neuem einstudirt wurde.

Dieser Erfolg ermunterte mich zu neuen dramatischen Compositionen. Ich sah mich daher nach einem Stoffe zu einer solchen Arbeit um und fand einen mir zusagenden im Gespensterbuche von Appel in der Erzählung: „Der schwarze Räger.“ Döring, mit dem ich mich deshalb besprach, erbot sich zu der Bearbeitung als Oper. Wir entwarfen gemeinschaftlich ein Scenarium, welches sich von dem Textbuche Kind's, das uns damals noch unbekannt war, hauptsächlich dadurch unterschied, daß der tragische Schluß der Erzählung beibehalten wurde. Sobald Döring die ersten

X  
hies.

Scenen bearbeitet hatte, machte ich mich auch sogleich an die Composition. Schon war die Introduction größtentheils in der Skizze vollendet, als die berühmte tragische Schauspielerin, Madame Schröder, und ihre Tochter, die später noch berühmter gewordene Schröder-Devrient, nach Frankfurt zu Gastspielen kamen, und bei ihrem Besuche diese angefangene Arbeit auf dem Claviere liegen sahen. Sie erzählten mir, daß C. M. von Weber denselben Stoff als Oper componire und bereits den ersten Akt vollendet hätte. Dies veranlaßte mich, meine Arbeit liegen zu lassen, da ich befürchten mußte, Weber würde weit früher als ich mit seiner Oper hervortreten. Es wäre das jedoch, wie sich später zeigte, nicht der Fall gewesen; denn „der Freischütz“ wurde erst im Jahre 1820 bekannt, und meine fast ein Jahr später begonnene Oper, „Semire und Azor“, bereits am 4. April 1819 zum ersten mal gegeben. Indessen hat es mich nie gereuet, den Appel'schen Stoff aufgegeben zu haben; denn mit meiner Musik, die nicht geeignet ist, in's Volk zu dringen und den großen Haufen zu enthußiasmiren, würde ich nie den beispiellosen Erfolg gehabt haben, den „der Freischütz“ fand.

Da ich mich nun erst wieder von neuem nach einem Opernbuche umsehen mußte, so begann ich unterdessen Quartetten zu schreiben. Die nächste Veranlassung dazu war eine Aufforderung der Freunde dieser Musikgattung, öffentliche Quartett-Aufführungen zu veranstalten, die bis dahin in Frankfurt noch nicht existirt hatten. Ich wünschte, dabei neue Compositionen vorführen zu können und schrieb deshalb im Laufe des Sommers die drei Quartetten Op. 45. Als ich das erste derselben in einer Musik-Soirée bei Schelble vortrug, war auch Jean Paul unter den Zuhörern. Er schien sich sehr für die neue Composition zu interessiren und legte ihr eine höchst poetische Deutung unter, an die ich bei der Arbeit zwar nicht gedacht hatte, welche mir aber als sehr treffend bei jeder späteren Vorführung des Quartettes wieder in Erinnerung gekommen ist.

Am 29. Juli 1818 vermehrte sich meine Familie wieder um ein Töchterchen, welches den Namen Therese von ihrer Pathe, der Frau Thomae in Cleve, erhielt und von meinem Freund Speyer über die Taufe gehalten wurde. Dorette fühlte sich nun sehr glücklich, einen festen Wohnsitz zu haben, um sich ganz der Pflege des neuen Ankömmlings widmen zu können.

Im Herbst begann der erste Cyclus der öffentlichen Quartetten im kleinen Saale des „Rothen Hauses.“ Die Mitwirkenden waren, bei der zweiten Violine Herr Concertmeister Hofmann, bei der Viola Herr Bayer, und beim Violoncell Herr Hasemann, damals Bass-Faunist im Orchester, später erster Violoncellist der Casseler Kapelle. Ich trug Quartetten von Haydn, Mozart, Beethoven und eigne vor und übte sie sorgfältigst in zwei Proben ein. Sie machten daher durch die Genauigkeit ihrer Ausführung große Sensation und fanden so viel Beifall, daß im Laufe des Winters noch ein zweiter Cyclus veranstaltet werden konnte.

Im September 1818 begann ich auch die Composition der neuen Oper. Herr Fhlée hatte mir dazu den Text der ehemals sehr beliebten Oper „La belle et la bête“ von Gretry vorge-Xschlagen. Da diese damals schon ganz vom deutschen Repertoire verschwunden und der jüngeren Generation unbekannt war, so ging ich gern auf den Vorschlag ein; denn ich hatte von frühester Jugend an eine Vorliebe für dieses Märchen und erinnerte mich auch noch einer Arie aus der Gretry'schen Oper, nämlich die der Gemire mit dem Echo, die ich als Knabe oft von der Mutter gehört und auch selbst gesungen hatte. Herr Fhlée erbot sich, den Text in die Form der modernen Oper umzugestalten, was er auch, als sehr bühnentrundig, zu meiner vollen Zufriedenheit ausführte. — Damals wurde die Rossini'sche Musik zuerst in Deutschland bekannt, und besonders war es „Tancréd“, der in Frankfurt einen wahren Beifallsturm erregte. Fast in jeder Theaterstimmung mußte ich von Herrn Leers die Worte hören: „Das ist eine

Oper, die das Publikum anzieht; solche müssen Sie uns mehr in Scene sehen!" — So wenig ich nun auch ein Verehrer der Rossini'schen Musik war, wie die scharfe Kritik derselben in dem Tagebuche der italienischen Reise zeigt, so blieb doch der Beifall, den „Tancred“ in Frankfurt fand, nicht ganz ohne Einfluß auf den Styl meiner neuen Oper. Dazu kam, daß ich über vier Sänger (Demoselle Friedel, die Schwestern Campagnoli und Hern Schelble) zu disponiren hatte, die bedeutende Rehfertigkeit besaßen. So erklärt es sich, daß die Musik zu „Zemire und Azor“ so viele Coloraturen und Gesangs-Verzierungen in den Partien der drei Schwestern und der des Azor enthält. Die Oper wurde von den Sängern wie vom Orchester mit vielem Eifer einstudirt und fand gleich bei der ersten Aufführung großen Beifall, ja sogar einen allgemeineren als der „Faust“, was sich jedoch später, sowohl in Frankfurt als im übrigen Deutschland, dem wahren Werth der Opern gemäß, wieder ausglich.

Im Laufe des Winters gab ich mit meiner Frau noch ein Concert, zu welchem ich eine neue Sonate für Harfe und Violine geschrieben hatte. Da sich auch, seit ich von neuem einen festen Wohnsitz hatte, wieder Schüler eingefunden, sowohl einheimische als fremde, so war ich während des ganzen Winters mit Arbeiten überhäuft. Ich sehnte mich daher, als endlich das Frühjahr herangekommen war, sehr nach einer Erholung, und es kam mir erwünscht, daß vier meiner früheren musikalischen Freunde aus Rudolstadt, die Herren von Holleben, Müller, Sommer und Methfessel nach Frankfurt kamen und mich zur Mitreise nach Mannheim, wo ein Musikfest stattfinden sollte, aufforderten. Ich erwirkte mir einen achttägigen Urlaub und schloß mich ihnen an. Von Darmstadt aus, wo die reizende Bergstraße beginnt, pilgerten wir bis Heidelberg zu Fuß und trugen unser Gepäck im Ranzen selbst auf dem Rücken. Drei der Rudolstädter, Müller, Sommer und von Holleben, die ausgezeichnet Horn bliesen, hatten ihre Hörner auf die Ranzen geschnallt, und Methfessel

der unsere vierstimmigen Gefänge mit der Guitarre begleitete, trug sein Instrument, das an einem Bande hing, über die Schultern. So hatte unsere Reise-Gesellschaft, trotz ihres konneten Aeußeren, doch ganz das Ansehen einer reisenden Musikbande, und da wir in fröhlichem Uebermuth durch alle Dörfer und Städtchen stets muscicirend oder singend einherzogen, so fehlte es uns niemals an einem Schweise jubelnder Zuhörer, sowie an zahlreichen Anträgen, aufzuspielen, die natürlich, wiewohl zu großem Bedauern der Anfragenden, abgelehnt wurden. Wir machten kleine Tagereisen und erstiegen mehrere der an unserem Wege gelegenen Burgen. Dort wurde das aus dem Wirthshause hinaufgeschaffte Mahl eingenommen und durch Hornmusik, Gesang und fröhlichen Scherz gewürzt. Am dritten Tage kamen wir nach Heidelberg, wo wir die Schloßruine besuchten. Eine Horn-Fanfare zog bald einen Zuhörer-Kreis in unsere Nähe, der sich sehr an unseren vierstimmigen Gesängen und Methfessel's komischen Liedern ergözte. Da wir unsere Namen in's Fremdenbuch eingetragen hatten, so wurde es bald in der Stadt bekannt, daß ich mit einer Gesellschaft Musiker zum Musikfest nach Mannheim ziehe. Es erschien daher am Abend eine Deputation des Heidelberger Gesang-Vereins bei uns mit der Einladung, die Fahrt nach Mannheim am anderen Morgen auf dem festlich geschmückten Schiffe des Vereins mitzumachen. Freudig wurde zugesagt.

Diese Fahrt war der Glanzpunkt der ganzen Reise. Als ich mit meinen Gefährten das bis in die Spitze des Mastes mit Blumenfestons geschmückte Schiff betrat, wurden wir von den bereits versammelten Sängern und Sängerinnen mit einem Chorgesang begrüßt und dann auf's Freundlichste bewillkommenet. Da das Schiff unterdeß zwischen hohe Felsenuser, die den Schall zurückwarfen, vorgeedrungen war, so revanchirten sich die Rudolstädter zuerst mit ihrer Hornmusik, die sich da prächtig ausnahm. Dann folgten unsere Lieder, und besonders war es wieder Methfessel, der durch den Vortrag humoristischer Gefänge, die er meisterhaft

mit der Guitarre begleitete, die ganze Gesellschaft in die fröhlichste Laune versetzte. Als wir uns dem Ziel der Reise näherten, wurden wir vom Mannheimer Verein auf mehreren mit Blumen und Flaggen geschmückten Schiffen eingeholt und bewillkommnet. Meine Anwesenheit auf dem Heidelberger Schiffe war bereits bekannt geworden; das Fest-Comité begrüßte daher auch mich und meine Gefährten und händigte uns Eintrittskarten für Proben und Aufführungen ein. Ja, sogar eine Wohnung in einem Privathause ward mir angetragen, die ich jedoch ablehnen mußte, da ich mich von meinen Begleitern nicht trennen wollte. Sobald daher die Landung bewerkstelligt war, suchten wir ein Gasthaus auf. Leider fanden wir es aber schon so von Fremden überfüllt, daß wir uns zu fünfen mit einem Zimmer behelfen mußten, und am anderen Tage wurde der Zubrang so groß, daß wir Mühe hatten, unser Zimmer gegen das Eindringen noch weiterer Gäste zu schützen. Abends legten wir uns, da es, wie leicht begreiflich, an Betten fehlte, ganz friedlich neben einander auf eine Streu, und unsere gute Laune wurde dadurch nicht im geringsten gestört.

Was nun die Musik-Aufführungen betrifft, so erinnere ich mich derselben nicht mehr nur so viel weiß ich noch, daß ich, und meine Gefährten, die sämmtlich den Frankenhäuser Festen beigewohnt hatten, hier von der Wirkung der Musik nicht so befriedigt wurden, wie dort, was sich aber schon durch den einzigen Umstand erklärt, daß die Aufführungen in Frankenhäusen in dem sonoren Raume einer Kirche, dagegen in Mannheim im Theater stattfanden.

Am dritten Tage traten wir die Rückreise an. Da der Weg von Mannheim nach Mainz für eine Fußreise zu uninteressant gefunden wurde, so mietheten wir uns ein Boot mit zwei rüstigen Ruderern und machten ihn zu Wasser. Aber auch so war die Reise noch ziemlich langweilig. Wir hatten überdies die Nacht vorher auf einem Balle zugebracht und fühlten uns sehr ermüdet; es war daher kein Wunder, daß wir die versäumte

Nachtruhe nachholten und die Fahrt zum großen Theile schlafend zurücklegten. Bei unserer Ankunft in Mainz erlebten wir jedoch noch ein kleines Abenteuer, das uns für die letzten Stunden unseres Zusammenseins die fröhlichste Laune zurückgab. Es dämmerte bereits, als wir nach unserer Landung das beste Gasthaus der Stadt aufsuchten. Als wir es eben, in dem bereits beschriebenen Aufzuge reisender Musikanten, betreten wollten, schrie uns der Wirth, der aus dem Fenster sah, mit zorniger Stimme entgegen: „Pact Euch! Leute wie Ihr werden hier nicht aufgenommen!“ Diese Anrede ergöhte mich sehr, weil ich meine Gefährten schon vielfach wegen ihres Aufzuges geneckt hatte, und lachend rief ich Herrn von Holleben zu: „Herr Oberforstmeister, man will uns hier nicht aufnehmen; suchen wir ein anderes Gasthaus auf!“ Der Wirth aber, dem der vornehme Titel in die Glieder gefahren war, stürzte pfeilschnell auf die Straße und bat unter unzähligen Bücklingen: „Meine gnädigen Herren, geruhen Sie näher zu treten und entschuldigen Sie huldreichst meine Bêtise!“ Im höchsten Grade komisch war nun seine Verlegenheit, als wir ihm in's Innere des Hauses gefolgt waren und dort, im hellen Lichterschein, von ihm gemustert wurden. Unser elegantes Aeußere schien ihn nun zu beruhigen, doch die unglücklichen Hörner, die auf die Tornister geschnallt waren, und die an Metzfessel's Halse hängende Guitarre erregten bei ihm immer von neuem Scrupel, ob er auch seines Hauses würdige Gäste aufgenommen habe. Als wir aber drei Zimmer mit Wachsbefleuchtung, wie ich absichtlich hinzusetzte, fünf Betten und ein gutes Abendessen bestellten, und zwar in dem kurz befehlenden Tone vornehmer Leute, da schwand bei ihm der letzte Zweifel, und sein Wesen wurde nun kriechende Unterwürfigkeit. Noch lange ergöhte uns diese gemeine Wirthsnatur und erheiterte unser letztes Zusammensein. Am anderen Morgen kehrte ich, da mein Urlaub abgelaufen war, nach Frankfurt zurück, und die Rudolstädter verfolgten weiter rheinabwärts ihren Reiseplan.



Als ich meine Wohnung betrat, sprangen mir die Kinder fröhlich entgegen, meine Frau aber, die schon bei der Trennung vor acht Tagen sehr betrübt gewesen, war in Folge eines heftigen Schreckens recht leidend. Damit der Leser die Veranlassung dazu verstehe, muß ich früher Erlebtes vorausschicken.

Im Spätherbst 1818 kam der Oboist Turner nach Frankfurt, den ich früher in Braunschweig gekannt hatte, wo wir Beide Mitglieder der Kapelle gewesen waren. Schon damals zeichnete sich Turner sehr durch Virtuosität sowie durch sein Compositions-Talent sehr aus. Auf späteren Reisen, besonders in Wien, wo er längere Zeit verweilte, hatte er sich den Ruf des ersten der damals lebenden Oboisten erworben. Zugleich erzählte man aber wunderliche Geschichten von seinem dortigen Aufenthalte; von einer Liaison mit einer vornehmen Dame, die er später anklagte, ihn durch eine Tasse Kaffee vergiftet zu haben; von einer deshalb entstandenen Criminal-Untersuchung, die ergeben, daß er periodisch in Irrsinn verfallt und dann an der fixen Idee leide, vergiftet zu sein. Diese Erzählungen, die von Mund zu Mund gingen, machten ihn interessant; sein Concert war daher überaus zahlreich besucht. Ich fand ihn, da er mich gleich nach seiner Ankunft besuchte, zwar ernster und zurückhaltender, als ich ihn früher in Braunschweig gekannt hatte, bemerkte aber im Uebrigen durchaus nichts Auffallendes an ihm. Da sein Spiel sehr gefiel und ich ihn auch als ausgezeichnet im Orchester kannte, da ferner durch Georg Döring's Abgang aus dem Orchester (er gedachte sich von nun an ganz der Schriftstellerei zu widmen) eine Vakanz bei der Oboe entstanden war, so trug ich in der nächsten Theater-Sitzung darauf an, daß Turner als erster Oboist angestellt werde. Seine Forderungen waren nicht übermäßig hoch gestellt und der Vorschlag fand deshalb wenig Opposition, ja selbst Herr Leers willigte bald ein. Turner trat daher in's Orchester und zeigte sich durch geschmackvollen Vortrag seiner Soli und schönen Ton als eine wahre Zierde desselben. Nach einiger Zeit bemerkte man

jedoch eine auffallende Schwermuth an ihm, die sich nach und nach so steigerte, daß am Ende kein lautes Wort mehr aus ihm herauszubringen war. Seinen Orchesterdienst versah er dabei aber immer noch ganz pünktlich, so daß ich hoffte, es werde diese Periode des Trübfinnes ohne weitere Folgen vorübergehen. Bald ging sie aber in völliges Irrsein über, wo dann auch die fixe Idee von der Wiener Vergiftung wieder auftauchte. Nun war es die höchste Zeit, um allem möglichen Standal vorzubeugen, ihn aus dem Orchester zu entfernen. Döring, ein naher Verwandter Turners, übernahm es, für seine Kur und Pflege zu sorgen, und trat auch vorläufig in dessen Stelle wieder ein. Die Krankheit steigerte sich nun bald zu solcher Heftigkeit, daß er fortwährend bewacht werden mußte. Eines Abends war es ihm dessenungeachtet gelungen, kaum halb angekleidet seinem Wächter zu entspringen. Er irrte bei starkem Schneegestöber die halbe Nacht hindurch im Freien umher und lehrte erst gegen Morgen, in eine dicke Kruste von Schnee und Eis gehüllt, in seine Wohnung zurück. Da er sich in diesem Zustande sogleich in sein Bett geworfen hatte, so fand ihn der Arzt am Morgen triefend und dampfend im heftigen Fieber. Vielleicht führte dies aber zu einer Krisis; denn von dem Tage an besserte es sich mit ihm, und bald konnte er, wieder bei völligem Verstande, seinen Dienst im Orchester von neuem beginnen. Doch bemerkte ich, daß er in jedem Monat, etwa acht Tage lang, und zwar immer bei zunehmendem Monde, von einem leichten Rückfalle seines melancholischen Irrseins heimgesucht wurde, der sich durch einen stieren Blick und eine gewisse fieberhafte Unruhe im voraus ankündigte. Dann trug ich mit Döring's Hülfe Sorge, daß er einige Tage vom Orchester fern gehalten wurde, bis mir sein heiterer Blick die Genesung wieder anzeigte. In solcher Weise versah Turner bis in den Sommer hinein seinen Dienst und man gab sich der Hoffnung hin, daß er nach und nach auch von diesen leichteren Anfällen geheilt werden würde. Er hatte mich in der letzten Zeit wieder

wie früher dann und wann besucht, auch wohl den Abend bei mir zugebracht und sich freundlich und theilnehmend gegen meine Frau und die Kinder gezeigt. Als ich daher mit meinen Rudolstädter Freunden nach Mannheim abgereis't war, fiel es Doretten anfangs gar nicht auf, ihn eines Morgens in's Zimmer treten zu sehen; als er sich aber, ohne zu grüßen oder ein Wort zu sagen, ihr gegenüber setzte und mit stieren Blicken vor sich hinstarrte, wurde es ihr unheimlich zu Muth, und sie fing an, sich zu fürchten. Da sie ganz allein mit ihm war (die Kinder waren in der Schule), so wollte sie eine im Nebenzimmer beschäftigte Näherin herbeirufen; doch kaum war sie aufgestanden, so sprang auch er auf und umfaßte sie. Mit einem Schrei des Entsetzens riß sie sich los, stürzte sich in die von der Näherin so eben geöffnete Thür des Nebenzimmers, und es gelang ihr, noch ehe Turner ihr folgen konnte, die Thür zuzuworfen und den Riegel vorzuschieben. Das Zimmer hatte aber unglücklicherweise keinen weiteren Ausgang, und so sahen sich die erschrockenen Frauen von dem Rasenden belagert. Seinen Versuchen, das Schloß zu sprengen, begegneten sie dadurch, daß sie sich mit aller Kraft, die ihnen die Todesangst gab, gegen die Thür stemmten; es gelang ihnen, denn nach einigen vergeblichen Versuchen gab er es auf, rannte die Treppe hinab und zum Hause hinaus. Dorette fühlte sich nun einer Ohnmacht nahe, mußte zum Arzt schicken und einige Tage das Bett hüten. Nach meiner Rückkehr erholte sie sich in der Freude darüber und in der Beruhigung, nun unter meinem Schutze zu stehen, bald wieder, und so hatte der Vorfall zum Glück weiter keine übeln Folgen. Für den unglücklichen jungen Mann hatte dieser letzte heftige Ausbruch seiner Krankheit aber den Nachtheil, daß ihn die Theater=Direktion entließ. Er reis'te dann, nachdem er wiederhergestellt war, nach Holland, concertirte dort anfangs mit großem Beifall und Erfolg, wurde aber bei einem neuen Rückfall in's Irrenhaus gesperrt, wo er bald darauf starb. Die Welt verlor in ihm ein großes Musikgenie,

das durch die unselige Krankheit nicht hatte zur vollen Entwicklung kommen können.

Unterdessen war die Gespanntheit zwischen Herrn Leers und mir immer greller hervorgetreten, und es verging selten eine Theater-Sitzung, ohne daß sie in förmlichen Streit ausbrach. Er machte mir zum Vorwurfe, daß ich zum Einüben neuer Werke zu viel Zeit verbräuche, weil ich es zu genau damit nähme. Er meinte, alle vierzehn Tage müsse sich eine neue Oper einstudiren oder wenigstens eine ältere in ihren unbefetzten Partien ergänzen lassen. Vergebens stellte ich ihm vor, daß eine Oper, die nachlässig eingeübt sei, unmöglich gut gehen, folglich auch keine Wirkung machen könne; daß sie dann, einmal in Mißcredit gebracht, auch keine Zuhörer anziehen werde, und so die darauf verwendete Zeit und Kosten unnütz vergeudet seien. Bei diesem eigensinnigen Menschen, der überdies vor meinem Eintritt in die Theater-Verwaltung nie Widerspruch erfahren hatte, waren vernünftige Vorstellungen ohne alle Wirkung. Da ich mich nun durchaus nicht bewegen ließ, eine Oper früher anzusetzen, als bis sie, den vorhandenen Kräften gemäß, auf's Genaueste eingeübt war, so brach der Streit nie ab. Dies, sowie eine Aeußerung des Herrn Leers bei einer General-Versammlung der Aktionäre, „daß sie für ihr Institut keines berühmten Künstlers, sondern nur eines tüchtigen Arbeiters bedürften, der alle seine Zeit und Kräfte dem Theater widme“, waren die Veranlassung, daß ich in der nächsten Theater-Sitzung meine Stelle für Ende September (1819) kündigte. Die Nachricht davon drang bald in die Stadt und erregte bei den Musikfreunden allgemeines Bedauern. Auch Börne äußerte sich in seiner Zeitschrift „Die Waage“ darüber, und zwar nicht auf sehr schonende Weise gegen die Theater-Verwaltung. Ich schied mit leichtem Herzen von Frankfurt, denn meine Berufung dahin hatte mich nur in meiner Reiselust gestört; meine gute Frau aber, die einer Trennung von den Kindern entgegensah, weil diese, indem sie nun eines regelmäßigen Schulunterrichtes bedurften,

nicht mehr auf Kunstreisen mitgenommen werden konnten, war sehr betrübt. Ich beruhigte sie jedoch durch das Versprechen, daß sie die Sommermonate stets bei ihren Kindern zubringen und nur vier bis fünf Wintermonate mit mir reisen solle.

Noch vor meinem Abgange von Frankfurt hatte ich ein Engagement bei der philharmonischen Gesellschaft in London für die nächste Parlaments-Saison angenommen, welches mir Ferdinand Ries, der berühmte Clavier-Virtuos und Componist, Namens der Gesellschaft angetragen hatte. Diese war wenige Jahre früher von zwölf bis sechszehn der berühmtesten Künstler Londons: Clementi, den beiden Cramer, Moscheles, Ries, Potter, Smart u. A. gestiftet worden und hatte zum Zweck, jedes Jahr während der Dauer der Parlaments-Sitzungen acht große Concerte zu geben. Der Zubrang zur Subscription für dieselben war trotz des sehr hohen Eintrittspreises so ungeheuer, daß mehrere hundert von Unterzeichnern für den Anfang keinen Platz fanden und erst im Laufe der Jahre nach und nach einrücken konnten. Die Mittel der Gesellschaft waren daher auch so bedeutend, daß sie nicht nur für die Solo-Vorträge in ihren Concerten die ersten Virtuosen und Sänger Londons engagiren, sondern auch namhafte Künstler des Auslandes herbeiziehen konnte. So war auch ich für die Saison von 1820 engagirt worden und hatte gegen ein bedeutendes Honorar, welches mir die Kosten der Hin- und Herreise und eines viermonatlichen Aufenthaltes sicherte, eine vierfache Verpflichtung übernommen. Ich mußte nämlich einige der acht Concerte dirigiren, in einigen Solo spielen, in sämtlichen als Orchester-Violinist mitwirken und endlich der Gesellschaft eine meiner Orchester-Compositionen als Eigenthum überlassen. Doch war mir auch noch ein Benefiz-Concert im Lokale der Gesellschaft und unter Mitwirkung des Orchesters zugesichert worden. Obgleich meine Frau bei diesem Engagement nicht theilhaftig war, so konnte ich mich doch nicht entschließen, sie vier Monate lang zu verlassen. Es wurde daher im Familienrath beschlossen, daß sie mich be-

gleiten und auch als Künstlerin in London, wenigstens in meinem eigenen Concerte, auftreten sollte. Da die Saison Mitte Februar begann, folglich die Ueberfahrt über's Meer in der rauhesten Jahreszeit zu machen war, beschloßen wir ferner, um diese möglichst abzukürzen, den Weg über Calais zu nehmen, und um in den belgischen und französischen Städten auf der Reise dahin Concerte geben zu können, dieselbe sechs bis acht Wochen früher anzutreten. Zunächst gingen wir nun nach Gandersheim zu meinen Eltern, welche die Pflege und Erziehung der Kinder während des Winters übernommen hatten und traten darauf eine Kunstreise nach Hamburg an, wo wir mit großem Erfolg zwei Concerte gaben. Auch meine neuen Quartetten, die man dort schon gestochen hatte, spielte ich, vortrefflich accompagnirt, vor gebildeten Zuhörern, wobei ich das meiste Glück als Geiger mit meinen beiden Solo-Quartetten machte. Die beiden Quintetten wurden ebenfalls einmal gegeben, und ich fand den Enthusiasmus für diese Musikgattung hier größer, als irgend wo anders, Wien vielleicht ausgenommen. In dem Verzeichnisse meiner Compositionen findet sich auch das Goethe'sche Lied: „Wenn die Aeben blühen“, als in Hamburg von mir componirt vor, doch erinnere ich mich nicht mehr der Veranlassung dazu.

Wir setzten dann unsere Kunstreise nach Berlin, Dresden, Leipzig, Cassel u. s. w. fort, wo wir überall Concerte gaben, wovon mir jedoch alles Nähere entfallen ist. Nur von Berlin findet sich folgender Zeitungsbericht:

Den 4. November 1819.

„Wenn Ref. sich auch nach einem Zwischenraum von zehn Jahren noch sehr lebhaft der gediegenen, ersten Ton-Schöpfungen — voller harmonischen Tiefe und Reichthum der Modulation — wie des, in seiner Art einzig fertigen Violin-Spieles des Herrn Spohr erinnert, so scheint ihm dennoch die Fülle und Zartheit des Tones, welchen der fühlende Künstler aus seinem

klangreichen Instrument zieht, und dessen trefflicher Vortrag des Cantabile noch gewonnen zu haben. Auch die bewundernswerthe Fertigkeit in Octaven-, Decimen-Fortschreitungen, Doppel-, ja drei-, vierfachen Griffen, die Leichtigkeit und Sicherheit der gewagtesten Sprünge, der freie Bogenstrich, bei der ruhigsten körperlichen Haltung voll edlem Anstand — alle diese noch in höherem Grade vervollkommenen und selten vereint angetroffenen Vorzüge eines ausübenden und schaffenden Künstlers, sie bezeugten deutschen Fleiß, Genie und ernsten Willen eines für die höhere Bestimmung der so oft gemißbrauchten Tonkunst empfänglichen Gemüthes. — Deshalb werde auch vaterländisches Talent nach Verdienst geehrt.

„Die Form des von Herrn Spohr componirten Violin-Concertes „in Form einer Gesangsscene“ ist neu und verbindet, dem Gesange nachahmend, Recitativ, Arioso und Bravour-Allegro sehr geschickt mit einander, ohne durch Länge und verbrauchte Tutti's zu ermüden. Hier bildet Alles ein harmonisches Ganze, voll Kunst und Ebenmaß.

„Wenn der gewandte, ideenreiche Tonseger indeß im vollen Orchester — wie auch in der viel modulirenden, gehaltreichen Ouvertüre — seine Instrumental-Kenntniß im Großen zeigte, so fand doch im Duett für Harfe und Violine der denkende Virtuose noch mehr Gelegenheit, ganz die Kenntniß des Sazes mit gleichem Vortheil für beide Instrumente (ohne Begleitung) anzuwenden.

„Mad. Spohr entwickelt in ihrem zarten und alle Schwierigkeiten der Modulation in die fremdesten Ton-Arten besiegenden Spiel, eine höchst befriedigende Verbindung von Kunstfertigkeit und Geschmaç. — Die Composition ihres Vatten sprach ungemein an und es machte eine freundliche Wirkung, wie das anspruchslöse Künstlerpaar sich im Einklang zarter Töne sanft vereinte und dann wieder im stürmischen Wechsel-Fluge kühner Phantasie überbot.“



In Brüssel fanden wir ein anderes reisendes Künstler-Ghepaar, das sich, wie wir, auf Harfe und Violine hören ließ. Es war Herr Alexander Voucher und Frau aus Paris. Ich hatte schon viel von ihm erzählen hören und war deshalb begierig, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Voucher hatte den Ruf eines ausgezeichneten Geigers, aber auch den eines großen Charlatan. Er glich auffallend dem Kaiser Napoleon, sowohl in den Gesichtszügen, als in der Figur, und suchte nun diese Ähnlichkeit nach Kräften auszubenten. Er hatte sich die Haltung des verbannten Kaisers, seine Art, den Hut aufzusetzen, eine Brise zu nehmen, möglichst getreu eingeübt. Kam er nun auf seinen Kunstreisen in eine Stadt, wo er noch unbekannt war, so präsentirte er sich sogleich mit diesen Künsten auf der Promenade oder im Theater, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen und von sich reden zu machen; ja, er suchte sogar das Gerücht zu verbreiten, als werde er von den jetzigen Machthabern wegen seiner Ähnlichkeit mit Napoleon, weil sie das Volk an den geliebten Verbannten erinnere, angefeindet und aus dem Lande vertrieben. Wenigstens hatte er in Lille, wie ich dort später erfuhr, sein letztes Concert in folgender Weise angekündigt: „Une malheureuse ressemblance me force de m'expatrier; je donnerai donc, avant de quitter ma belle patrie, un concert d'adieux etc.“ Auch noch andere ähnliche Charlatanerien hatte jene Ankündigung enthalten, wie folgende: „Je jouerai ce fameux concerto de Viotti, en mi-mineur, dont l'exécution à Paris m'a gagné le surnom: l'Alexandre des violons.“

Ich war eben im Begriff, Herrn Voucher aufzusuchen, als dieser mir durch seinen Besuch zubotkam. Er erbot sich sehr freundlich, mir bei dem Arrangement meines Concertes behülflich zu sein und zeigte sich überhaupt, seine Ruhmredigkeit abgerechnet, recht liebenswürdig. Er führte uns bei einigen musikliebenden Familien ein, die uns dann auch durch Einladungen zu ihren Musikpartien Gelegenheit verschafften, das Voucher'sche Ghe-



paar zu hören. Beide entwickelten in ihren gemeinschaftlichen Vorträgen viel Virtuosität; es war aber Alles, was sie spielten, von dürftiger, gehaltloser Composition, ob von der des Herrn Boucher selbst, erinnere ich mir nicht mehr. Vorher spielte Herr Boucher auch ein Quartett von Haydn, mischte aber so viel ungehörige und geschmacklose Verzierungen ein, daß ich unmöglich Freude daran haben konnte. Auffallend war, wie Boucher sich dabei von seiner Frau bedienen ließ. Nachdem er sich vor dem Quartettpulte niedergelassen hatte, bat sie sich von ihm den Schlüssel zum Violinkasten aus, schloß auf, brachte ihm die Violine, dann den Bogen, den sie vorher mit Kolophonium bestrich, legte dann die Noten auf und setzte sich zuletzt neben ihn, um die Blätter umzuwenden. Als wir nun aufgefordert wurden, zu spielen, begann die umgekehrte Procedur, indem ich nicht nur mein eigenes Instrument herbeiholte, sondern auch die Harfe meiner Frau aus dem Kasten nahm, sie auf den Platz trug, wo musiciert werden sollte, und dann einstimmte, was bei der vorhergehenden Production Alles von Madame Boucher besorgt worden war. Ich übernahm jedoch das Stimmen der Harfe bei jedem öffentlichen Auftreten nicht nur, um meiner Frau die Mühe zu ersparen, sondern auch um das Instrument völlig rein zu temperiren, was bekanntlich nicht so leicht ist. Wir spielten eins unserer brillanten Duetten und ernteten großen Beifall ein. Besonders schien Boucher sehr entzückt von meinem Spiel, und er mochte es wohl ziemlich aufrichtig damit gemeint haben; denn in einem Empfehlungsbriefe, den er mir an den Baron d'Assignies in Lille mitgab und den dieser mir als ein Curiosum zeigte, hieß es nach einer Charakteristik meines Spieles: „... enfin, si je suis, comme on le prétend, le Napoléon des violons, Mr. Spohr est bien le Moreau!“

Mein Concert fand im neuen großen Theater unter vielem Beifall statt; die Einnahme war aber nach Abzug der sehr bedeutenden Kosten nur eine geringe, weil unser Ruf noch nicht bis

Brüssel vorgebrungen war. Zwar wurden wir von den Musikfreunden und in den öffentlichen Blättern aufgefordert, ein zweites Concert zu geben; da sich aber nicht gleich ein passender Tag dazu finden wollte und der Aufenthalt in dem großen Gasthause, wo wir abgetreten waren, ein sehr kostspieliger war, so zogen wir es vor, unsere Reise nach Lille sogleich fortzusetzen.

Dort angekommen, war mein erster Gang zu Herrn Vogel, der mir als der beste Geiger der Stadt und als Dirigent der Dilettanten-Concerte bezeichnet war. Ich fand ihn nicht zu Hause, wohl aber Madame Vogel, die mich artig empfing. Als ich meinen Namen nannte, verklärte sich ihr Gesicht und sie fragte mit Spannung, ob ich der Componist des Nonetto sei, dessen Thema sie mir vorsang. Als ich lächelnd bejahete, fiel sie mir in einem Ausbruche französischer Lebhaftigkeit um den Hals und rief: „O wie wird mein Mann entzückt sein, car il est fou de votre Nonetto!“ Auch war ich kaum in's Wirthshaus zurückgekehrt, als Herr Vogel schon mit freudestrahlendem Gesicht erschien und mich wie einen alten Freund willkommen hieß. In dem Hause dieses liebenswürdigen Ehepaares verlebten wir sehr frohe Stunden und gaben ein von Herrn Vogel arrangirtes Concert im Saale der Dilettanten-Gesellschaft, da sämtliche Mitglieder den Componisten des wiederholt aufgeführten Nonetts nun auch spielen hören wollten. Besonders bei unserem Zusammenspielen fanden wir einen so enthusiastischen Beifall, daß sogleich der Tag zu einem zweiten Concert angesetzt wurde. Einige Musikfreunde aus dem benachbarten Douay, die zu dem Concerte herübergekommen waren, luden uns Namens der dortigen Musik-Gesellschaft ein, auch in Douay zu spielen, und garantirten uns den Absatz von 400 Billets zu fünf Franken. Ich hatte daher die schönste Aussicht, recht viel Geld aus Lille mit fortzunehmen, als ein unerwartetes Ereigniß meine Hoffnungen zertrümmerte. Schon war der Wagen gepackt und wir standen im Begriff, nach Douay abzureisen, als sich das Gerücht in der Stadt ver-

breitete, der Telegraph habe soeben aus Paris die Nachricht von der Ermordung des Herzogs von Berry gebracht. Es dauerte nicht lange, so wurden obrigkeitliche Plakate an die Straßenecken geheftet, die diese Trauerbotschaft den Bewohnern Lilles amtlich verkündeten. Da nun alles Concertgeben innerhalb Frankreichs aufhören mußte, der Zeitpunkt, wo mein Engagement in London begann, aber noch nicht herangekommen war, so ließ ich mich von den Herren Vogel, d'Assignies und anderen Musikfreunden leicht bereben, noch länger in Lille zu verweilen. Es wurde nun fast täglich in Privat-Gesellschaften musicirt, und ich fand dadurch Gelegenheit, diesem Birkel enthußiaftischer Musikfreunde meine sämmtlichen Quartetten, Quintetten und Harfen-Compositionen vorzuführen. Ich hatte dabei ein sehr empfängliches und dankbares Publikum und erinnere mich daher dieser Musikpartien noch immer mit großem Vergnügen. Es wurde bei diesen Soiréen auch noch allerlei Interessantes von Boucher erzählt. So hatte er einst mitten im Spiele, als ihm, seiner Meinung nach, etwas nicht recht geglückt war, plötzlich aufgehört, und ohne auf die Begleitenden Rücksicht zu nehmen, die verunglückte Stelle nochmals wiederholt, indem er sich laut zurief: „Cela n'a pas réussi, allons, Boucher, encore une fois!“ Höchst komisch war auch der Schluß seines zweiten und letzten Concertes gewesen. Er spielte als letzte Nummer ein Rondo seiner Composition, welches am Ende eine improvisirte Cadenz hatte. Bei der Probe bat er die Herren Dilettanten, die ihn accompagnirten, nach dem Triller seiner Cadenz mit ihrem Schlußtutti ja recht kräftig einzusetzen und fügte hinzu, daß er ihnen das Zeichen dazu durch Niedertreten geben werde. Am Abend, als diese Schlußnummer begann, war es aber schon sehr spät, und die Herren Dilettanten mochten sich nach ihrem Souper sehnen. Als daher die Cadenz, in der Boucher noch einmal alle seine Kunststücke vorführte, gar nicht enden wollte, so legten einige der Herren ihre Instrumente in die

Rasten und schlichen sich davon. Dies war so ansteckend, daß binnen wenig Minuten das ganze Orchester verschwunden war. Voucher, der in der Begeisterung seines Spieles davon nichts gemerkt hatte, hob schon beim Beginn seines Schlußtrillers den Fuß auf, um auf das verabredete Zeichen im voraus aufmerksam zu machen. Als er es nun am Ende des Trillers gab, war er des Erfolges, nämlich des kräftigsten Eintrittes des Orchesters und des dadurch hervorgerufenen Applaudissements der entzückten Zuhörer, ganz gewiß. Man denke sich also sein Erstaunen, als er außer seinem eigenen, derben Fußtritt weiter nichts hörte. Erschreckt sah er sich um und entdeckte nun die verlassenen Pulte. Das Publikum aber, das diesen Moment sich hatte vorbereiten sehen, brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches Voucher, wohl oder übel, mit einstimmen mußte.

Es war nun die Zeit zur Reise nach London herangekommen. Da ich willens war, meiner Frau in London eine neue Erard'sche Harfe mit dem verbesserten Mechanismus à double mouvement zu kaufen, so ließen wir das alte Instrument in der Verwahrung des Herrn Vogel zurück. Der Familie Vogel war dies sehr lieb, da sie nun sicher darauf rechnen konnte, uns auf der Rückreise wiederzusehen.

In Calais angekommen, begab ich mich sogleich auf das Bureau der Packetboote, um die Plätze zur Ueberfahrt zu belegen. Von da machte ich einen Spaziergang nach dem Hafen, um das Schiff, mit welchem wir Nachmittags abfahren wollten, in Augenschein zu nehmen. Als ich nun aber bemerkte, daß das Meer schon innerhalb des Hafens in großer Bewegung war, draußen aber so tobte, daß die Wellen hoch über den Hafendamm sprigten, so verlor ich die Lust zur Ueberfahrt bei so stürmischer See und eilte auf das Bureau zurück, um die genommenen Plätze für den folgenden Tag umschreiben zu lassen. Bei einer Tour, die ich Nachmittags mit meiner Frau in der Stadt machte, hütete ich

mich wohl, sie in die Nähe des Meeres zu führen, damit sie, die sich ohnehin vor der Ueberfahrt fürchtete, das Toben desselben nicht etwa bemerke. Der Gedanke, in so stürmischer Jahreszeit mit meiner zarten, reizbaren Frau überfahren zu müssen, beunruhigte mich die ganze Nacht; ich eilte daher, sobald der Tag angebrochen war, wieder zum Hafen, um zu sehen, ob der Sturm nicht nachgelassen habe. Es schien mir so, und ich holte deshalb Dorette auf's Schiff und beredete sie, sich sogleich in der Kajüte niederzulegen. Ein gutmüthiger Deutscher, der als Matrose auf diesem englischen Packetboot diente, versprach mir, sich ihrer anzunehmen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Ich konnte daher auf das Verdeck zurückkehren, wo ich in freier Luft hoffen durfte, der Seekrankheit einigermassen zu widerstehen. Unterdessen waren die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen, und das Schiff wurde nun dicht am linken Hafendamm von sechzig bis achtzig Menschen an langen Seilen bis zur äußersten Spitze desselben fortgezogen. Kaum hatte es aber diese überschritten, so wurde es auch sogleich von einer kolossalen Welle gepackt und in einem Nu zur entgegengesetzten Seite des Hafens geschleudert, so daß es beinahe an der Spitze des rechten Hafendamms gescheitert wäre. Darauf stürzten auch die Wellen sogleich über das Verdeck, und die Lufen sowie die Kajütenthür mußten geschlossen werden. Ich war allein von allen Passagieren auf dem Verdeck zurückgeblieben und hatte mich in der Nähe des großen Mastes auf eine Bank gesetzt, die innerhalb eines ziemlich hohen Kreises von aufgethürmten Ankertauen stand. Hier hoffte ich, vor dem das Verdeck überströmenden Wasser gesichert zu sein. Doch bald drangen die Wellen so hoch heran, daß ich, um von ihnen nicht durchnäßt zu werden, auf die Bank steigen mußte. Dies war kaum einigemal geschehen, als mich die Seekrankheit so heftig überfiel, daß ich die Kraft dazu nicht mehr hatte. Es dauerte daher auch nicht lange, so war ich trotz meines dichten Mantels bis auf die Haut durchnäßt, was meinen ohnehin trostlosen Zustand noch unerträglich machte.

Dazu pakte mich der Brechkrampf, besonders als der Magen nichts mehr herzugeben hatte, so heftig, daß ich es kaum zu überleben hoffte. Glücklicherweise war die Fahrt, durch den Sturm begünstigt, eine ungewöhnlich schnelle. Die drei Stunden, in der sie zurückgelegt wurde, schienen mir nichtsdestoweniger eine Ewigkeit. — Endlich war man vor Dover angelangt, aber ein neues Mißgeschick erwartete uns hier; denn man konnte wegen der Ebbe nicht in den Hafen einfahren und war gezwungen, die Passagiere auf offenem Meere auszushippen. Man ließ deshalb, sobald die Anker ausgeworfen waren, die Boote hinab und rief uns zum Ueberfahren in den Hafen heran. Nun sah ich meine Leidensgefährten blaß und schwankend, wie Geister aus dem Grabe, emporsteigen und merkte wohl, daß sie unten auch nicht besser daran gewesen waren, als ich oben. Endlich erschien auch meine arme Frau, von dem freundlichen Matrosen unterstützt, in sehr leidendem Zustande. Eben wollte ich zu ihr eilen, als sich ein junges, schönes Mädchen, das ich zwar schon beim Einschiffen bemerkt hatte, von ihm aber damals keines Blickes gewürdigt wurde, plötzlich an meinen Hals warf und ohne ein Wort zu sprechen, daran festklammerte. Ich errieth leicht den Beweggrund zu so auffallendem Benehmen. Das arme, geängstete Wesen hatte nämlich mitangesehen, wie die ersten Reisenden in's Boot expedirt wurden, das von den noch immer tobenden Wellen bald bis zur Höhe des Verdeckes emporgeschleudert, bald in einen Abgrund versenkt und wieder von neuem emporgehoben wurde, welches dann der Moment war, wo die Matrosen wieder einen Passagier oder ein Stück vom Gepäck hineinwarfen. Diese Procebur hatte sie so erschreckt, daß sie den Arm ihrer Begleiterin verließ und sich an mich anklammerte, da ich ihr wohl als der kräftigste von der Reisegesellschaft erscheinen mochte. Zu einer Explication war keine Zeit; ich trug sie daher in's Boot und eilte dann zu meiner Frau, um auch diese zu geleiten. Kaum war ich mit ihr glücklich in demselben angelangt, als sich die geängstigte Schöne

abermals fest an mich hing, und zwar zu Doretten's größtem Befremden. Doch die gefährvolle Fahrt ließ keine Bemerkung aufkommen, und das junge Mädchen fühlte bei der Landung kaum festen Boden unter seinen Füßen, als es mich ohne ein Wort des Dankes losließ und mit ihrer Begleiterin davon eilte. Daß es eine vornehme Lady mit ihrer Gouvernante war, hat dies ächt-englische Benehmen wohl schon verrathen.

Nachdem ich im Gasthause meine ganz durchnässten Kleider mit trockenen vertauscht und wir den wiedererwachten Appetit an der *table d'hôte* gestillt und uns zur Weiterreise gestärkt hatten, nahmen wir sogleich Plätze in der Nachmittags nach London abgehenden Postkutsche. Diese Reise wurde fast ganz bei Nacht gemacht, und als wir am anderen Morgen auf dem Posthofe zu London nebst unserem Gepäck abgesetzt wurden, fand ich mich in sehr großer Verlegenheit. Es wollte mir nämlich trotz aller Mühe nicht gelingen, weder dort, noch im Bureau Jemanden zu finden, mit dem ich mich hätte verständigen können; denn ich wußte kein Wort Englisch, und Alle, die ich anredete, verstanden weder deutsch, noch französisch. Es blieb mir daher nichts übrig, als auf die Straße zu laufen und, während meine Frau das Gepäck bewachte, dort nach einem Dolmetscher zu suchen. Es war aber noch früh am Tage, und ich sah daher nur Leute niederen Standes, von welchen ich nicht erwarten konnte, daß sie eine fremde Sprache verstehen würden. Endlich kam ein Wohlgekleideter, dem ich erst deutsch, dann, als er den Kopf schüttelte, französisch meine Noth klagte. Der Mann suchte aber die Achseln und ging weiter. Ein anderer jedoch, der diese Scene mit angesehen hatte, näherte sich mir und fragte in gutem Französisch, was ich wünsche? Es war ein Lohnbedienter, der auf mein Verlangen sogleich einen Fiaker herbeiholte, um uns zu Herrn Ries, dessen Wohnung ich glücklicherweise wußte, zu fahren. Wir wurden nun alsbald in die für uns gemiethete Wohnung gebracht, wo wir uns endlich von den Anstrengungen der See- und Nachtreise erholen konnten.

Am anderen Morgen, wo eine Sitzung der Direktoren der philharmonischen Gesellschaft anberaunt war, sollte ich denselben durch Herrn Ries vorgestellt werden. Ich machte daher sorgfältige Toilette und legte absichtlich ein Prachtstück meiner Garderobe, eine rothbunte, türkische Shawl-Weste an, die auf dem Continent für das Eleganteste der neuesten Mode galt. Kaum war ich damit auf der Straße erschienen, als ich die allgemeine Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte. Die Erwachsenen begnügten sich, mich mit erstaunten Blicken zu betrachten und gingen dann ruhig ihres Weges, die liebe Straßenjugend aber ergoß sich in Bemerkungen, die ich leider nicht verstand, deshalb auch nicht errathen konnte, was ihr an mir mißfiel. Sie bildete nach und nach einen Schweif hinter meinem Rücken, der immer lauter und unruhiger wurde. Ein Vorübergehender redete mich an und gab mir wahrscheinlich eine Erklärung darüber; da es auf englisch geschah, so konnte ich keinen Nutzen daraus ziehen. Glücklicherweise war die Ries'sche Wohnung nicht sehr entfernt und wurde so eben von mir erreicht. Die Frau, eine junge lebenswürdige Engländerin, die aber geläufig französisch sprach, gab mir nun Aufschluß über mein Abenteuer. Es war unlängst nach dem Tode Georgs III. allgemeine Landestrauer ausgesprochen, und nach englischer Sitte durfte öffentlich Niemand anders als in Schwarz erscheinen. Mein übriger Anzug war zwar schwarz und so der Vorschrift gemäß, die unglückliche rothe Weste contrastirte damit aber um so auffallender. Madame Ries äußerte, ich hätte es sicher nur meiner imposanten Gestalt und meinem ernstern Wesen zu verdanken, daß die Ungezogenheit der Straßenjugend sich nicht bis zu Thätlichkeiten, d. h. bis zum Werfen mit Roth, gesteigert hätte. Um allen weiteren Anstoß zu vermeiden, fuhr nun Ries erst mit mir zu meiner Wohnung, um die rothe mit einer schwarzen Weste zu vertauschen.

Nachdem ich von den Direktoren der philharmonischen Gesellschaft, deren einige deutsch, andere französisch sprachen, freund-



lich bewillkommet war, begann die Berathung über das Programm für das erste Concert. Ich wurde aufgefordert, in demselben zweimal Solo zu spielen und die Direction an der ersten Violine zu übernehmen. Ich erwiderte, daß ich zu dem ersteren zwar bereit sei, aber bitten müsse, mich in einem der späteren Concerte dirigiren zu lassen, da mein Solospiel zu sehr darunter leiden würde, wenn man mir beides am selben Abend zumuthe. So klar dies von einigen der Herren, die selber Solospieler waren, erkannt wurde, so veranlaßte es doch erst eine lange und lebhafteste Diskussion, bis es zugestanden wurde, weil es von dem dort Herrkömmlichen abwich. Größeren Anstoß erregte noch mein Verlangen, bei diesem ersten Auftreten nur eigene Compositionen vortragen zu wollen. Die philharmonische Gesellschaft hatte nämlich, um die leichteren und gehaltlosen Virtuosen-Concerte von ihren Programmen entfernt zu halten, das Gesetz gemacht, daß mit Ausnahme der Mozart'schen und Beethoven'schen Clavier-Concerte keine ähnliche Musikstücke gespielt werden dürften, sondern der Solospieler nur Das vorzutragen habe, was sie wählen würde. Nachdem jedoch Riez die Diskussion englisch, also mir unverständlich, fortgesetzt und den Herren versichert hatte, daß meine Violin-Concerte in Deutschland den von ihnen von dem Verbot ausgenommenen an die Seite gesetzt würden, gab man endlich auch dieses nach. Ich trat daher im ersten philharmonischen Concerte zunächst mit meiner Gesangsscene, und im zweiten Theile desselben mit einem Solo-Quartett in E-dur auf und fand den allgemeinsten Beifall. Als Componisten gewährte es mir besondere Genugthuung, daß nun die Direktoren sämmtlich dem Ausspruche des Herrn Riez beitraten, und als Geiger machte es mir große Freude, daß der alte Viotti, der von jeher mein Vorbild war und in der Jugend mein Lehrer werden sollte, sich unter den Zuhörern befand und mir auch viel Lobendes über mein Spiel sagte. Als ich so mein erstes Auftreten in London glücklich überstanden hatte, verwandte ich die nächsten Tage dazu, meine

Empfehlungsbriefe abzugeben. Dies war für mich, der ich kein Englisch verstand, eine saure Arbeit und brachte mich oft in Verlegenheit. Auch hatte mir Niemand gesagt, daß man sich dort an den verschlossenen Hausthüren durch Klopfen, und als Gentleman durch starkes, schnell wiederholtes Klopfen anmelden müsse; ich zog daher nach deutscher Weise ganz bescheiden die Schelle, welche dort nur von Leuten, die Aufträge in der Küche haben, benützt wird, und wußte es mir daher auch nicht zu erklären, daß mich die Oeffnenden stets mit Erstaunen betrachteten und nicht begreifen konnten, daß ich bei der Herrschaft angemeldet sein wollte. Da nun Die, welchen mein Besuch galt, oft eben so wenig als ihre Diener deutsch oder französisch verstanden, so gab es verlegene Scenen. Eine erheiternde, für mich recht ergözzliche hatte ich dagegen bei Rothschild, dem ich einen Empfehlungsbrief von dessen Bruder in Frankfurt und einen Creditbrief von Speyer überbringen mußte. Nachdem Rothschild mir beide Briefe abgenommen und flüchtig überblickt hatte, sagte er zu mir in herablassendem Tone: „Ich lese eben (auf die „Times“ deutend), daß Sie Ihre Sachen ganz gut gemacht haben. Ich verstehe aber nichts von Musik; meine Musik ist dies (auf die Geldtasche schlagend), die versteht man an der Börse!“ worauf er seinen Wig laut belachte. Dann rief er, ohne mich zum Sitzen zu nöthigen, einen Commis herbei, gab ihm den Creditbrief und sagte: „Zahlen Sie dem Herrn sein Geld aus.“ Hierauf winkte er mit dem Kopfe, und die Audienz war zu Ende. — Doch als ich bereits in der Thüre war, rief er mir noch nach: „Sie können auch einmal zum Essen zu mir kommen, draußen auf mein Landgut!“ Einige Tage nachher schickte auch wirklich Madame Rothschild und ließ zur Tafel einladen. Ich ging aber nicht hin, obgleich sie die Aufforderung noch einmal wiederholte. Ohne Nutzen war jedoch die Empfehlung an das Rothschild'sche Haus nicht; denn zu meinem Benefiz-Concerte wurde von ihm eine ganze Loge genommen.

Da ich mich sogleich nach unserer Ankunft in London zu

meinem öffentlichen Auftreten vorbereiten mußte und meine Frau mit der häuslichen Einrichtung beschäftigt war, so hatten wir es leider versäumt, den Eltern in Gandersheim alsbald Nachricht von unserem Eintreffen zu geben, wodurch den alten Leuten ein Schrecken bereitet wurde, von dem sie sich lange nicht erholen konnten. Das Schiff, mit dem wir am Tage unserer Ankunft in Calais überzufahren willens waren, und für welches ich bereits Billets gelöst hatte, die ich dann, weil die See gar zu stürmisch war, für den folgenden Tag umschreiben ließ, war nämlich ganz aus dem Canale verschlagen worden und wurde für verloren gehalten, bis es sich endlich, und zwar an der spanischen Küste, wiedersand. Ein französisches Blatt hatte unter seinen Passagieren auch uns aufgeführt. Was war daher natürlicher, als daß die französischen Blätter bald sämmtlich meldeten: „Das Spohr'sche Künstlerpaar ist bei der Ueberfahrt nach England verunglückt.“ Bald war dies auch in deutschen Zeitungen, z. B. in der Dorfzeitung, die im elterlichen Hause gehalten wurde, zu lesen. Unglücklicherweise kam der Mutter, die sich bereits wegen des langen Ausbleibens von Nachrichten aus England beunruhigt hatte, das verhängnißvolle Blatt zuerst zu Gesicht. Ein Aufschrei des Entsetzens und eine augenblickliche Ohnmacht waren die Folge davon. Das ganze Haus lief zusammen, und nachdem die Mutter endlich wieder zur Besinnung gekommen war, begann erst recht ein allgemeines Jammern und Klagen. Meine Schwester sagte sich zuerst wieder und gab zu bedenken, wie oft Zeitungsnachrichten falsch wären. Auch bat sie, meinen Kindern, die eben aus der Schule kamen, nichts davon merken zu lassen, was allgemein versprochen wurde. Doch konnte sich die Mutter nicht enthalten, die vermeintlichen Waisen mit außergewöhnlicher Bärtlichkeit zu umarmen. Dieses, sowie die verweinten Augen, setzten die Kinder nicht wenig in Erstaunen, und als sie auf ihre deshalbigen Fragen keine Antwort erhielten und Niemand sich zum Mittagessen niederlegen wollte, fingen auch sie an zu weinen, ohne zu wissen, warum.

Der eintretende Briefträger machte endlich der peinlichen Scene ein Ende. Alle sprangen freudig auf und hofften einen Brief aus England zu sehen. Doch war die Freude nur kurz; denn als sie das Postzeichen „Frankfurt“ und die Hand Speyer's auf der Adresse erkannten, glaubten sie nun nicht anders, als die Bestätigung der unglücklichen Zeitungsnachricht zu lesen. Niemand hatte daher den Muth, den Brief zu öffnen, bis endlich meine Schwester sich dazu ermannte. Kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen, als sie freudig ausrief: „Sie sind glücklich angekommen!“ und dann den Brief dem Vater reichte, der ihn unter großer Aufregung vorlas. Speyer schrieb, daß ihm so eben vom Rothschild'schen Hause in London die Anzeige gemacht, daß ich mir dort habe Geld auszahlen lassen, daß folglich die Zeitungsnachricht vom Untergange des Spohr'schen Ehepaares eine falsche sei, was er sogleich zur Beruhigung der Eltern hiermit anzeige. Jetzt brach allgemeiner Jubel aus und das bisher verschmähte Essen wurde zum wahren Festmahle. Nach demselben setzte sich der Vater aber sogleich an den Schreibtisch, um Herrn Speyer für seine Fürsorge zu danken und dem Redakteur der Dorfzeitung den Kopf zu waschen, daß er durch leichtsinnige Aufnahme einer unbürgten Nachricht den Betheiligten so großen Kummer verursacht habe. Einen Tag nachher traf denn auch mein Brief von London ein und vermehrte durch seine guten Nachrichten die Freude der Familie.

Im Hause des Herrn Ries hatte ich auch die Bekanntschaft von Herrn Erard, dem Chef des Londoner Hauses frères Erard, gemacht und in Begleitung meiner Frau bereits das Magazin von fertigen Harfen besucht. Wir konnten uns jedoch nicht entschließen, sogleich eine derselben auszuwählen, da Dorette erst erproben mußte, welche Größe ihr am meisten zusagen würde, und ob sie sich überhaupt an den neuen Mechanismus werde gewöhnen können. Dieser Verlegenheit machte Herr Erard dadurch ein Ende, daß er sich freundlichst erbot, ihr eine Harfe nach

ihrer Auswahl für die Dauer des Londoner Aufenthaltes zu leihen, die sie dann, wenn sie ihr nicht zusage, gegen eine andere vertauschen oder auch ganz zurückgeben könne. Dies nahm sie mit Dank an und begann nun sogleich, sich auf dem neuen Instrumente einzüüben; doch wollte es ihr anfangs gar nicht recht gelingen. Die neue Harfe, obgleich vom kleinsten Format, war nämlich doch noch um ein bedeutendes größer, so wie auch stärker bezogen, als ihre eigene und verlangte daher viel mehr Kraftanstrengung, und sodann wurde es ihr sehr schwer, sich an den neuen Mechanismus *à double mouvement* zu gewöhnen, da sie den einfachen von Kindheit an geübt hatte. Sie sah daher bald ein, daß sie auf dieser Harfe erst nach Monaten werde öffentlich spielen können, und ich beschloß deshalb, sie nur einmal in meinem Benefiz-Concert auftreten zu lassen, um diesem dadurch einen besonderen Reiz zu geben. Unterdessen war nun auch die Reihe an mich gekommen, eins der philharmonischen Concerte zu dirigiren, und ich hatte damit nicht weniger Aufsehen erregt, als mit meinem Solospiel. Es war damals dort noch gebräuchlich, daß bei Symphonien und Ouvertüren der Pianist die Partitur vor sich hatte, aber nicht etwa daraus dirigitte, sondern nur nachlas und nach Belieben mitspielte, was, wenn es gehört wurde, einen sehr schlechten Effect machte. Der eigentliche Direktor war der Vorgeiger, der die Tempi angab und dann und wann, wenn das Orchester zu wanken begann, den Takt mit dem Violinbogen gab. Ein so zahlreiches und weit von einander stehendes Orchester, wie das philharmonische, konnte aber bei solcher Direktion unmöglich genau zusammengehen, und trotz der Trefflichkeit der einzelnen Mitglieder war das Ensemble doch viel schlechter, als man es in Deutschland gewohnt war. Ich hatte mir daher vorgenommen, wenn die Reihe zu dirigiren an mich käme, einen Versuch zu machen, diesem Uebelstande abzuhelpen. Zum Glück war an dem Tage, wo ich dirigitte, Herr Ries am Piano, und dieser verstand sich gern dazu, mir

die Partitur zu überlassen und ganz davon zu bleiben. Ich stellte mich nun mit derselben an ein besonderes Pult vor das Orchester, zog mein Taktirstäbchen aus der Tasche und gab das Zeichen zum Anfangen. Ganz erschrocken über eine solche Neuerung, wollte ein Theil der Direktoren dagegen protestiren; doch als ich sie bat, wenigstens einen Versuch zu gestatten, beruhigten sie sich. Die Symphonien und Ouvertüren, welche probirt werden sollten, waren mir sehr bekannt und in Deutschland bereits von mir öfters dirigirt worden. Ich konnte daher nicht nur die Tempi sehr entschieden angeben, sondern auch den Blas- und Blech-Instrumenten alle Eintritte andeuten, was ihnen eine dort nicht gekannte Sicherheit gewährte. Auch nahm ich mir die Freiheit, wenn mir die Ausführung nicht genügte, aufzuhören und den Herren sehr höflich, aber ernst Bemerkungen über die Vortragsweise zu machen, die Riez auf meine Bitte dem Orchester verdolmetschte. Hierdurch zu außergewöhnlicher Aufmerksamkeit veranlaßt, und durch das sichtbare Taktgeben mit Sicherheit geleitet, spielten Alle mit einem Feuer und einer Genauigkeit, wie man es bis dahin von ihnen noch nicht gehört hatte. Durch diesen Erfolg überrascht und begeistert, gab das Orchester auch sogleich nach dem ersten Satze der Symphonie seine allgemeine Billigung der neuen Direktionsweise laut zu erkennen und beseitigte dadurch alle weitere Opposition von Seiten der Direktoren. Auch bei den Gesangsachen, deren Direktion ich auf Bitte des Herrn Riez übernahm, insbesondere beim Recitativ, bewährte sich das Taktiren mit dem Stäbchen, nachdem ich die Erklärung meiner Taktzeichen vorausgeschickt hatte, vollkommen, und die Sänger gaben mir über die Genauigkeit, mit der ihnen nun das Orchester folgte, wiederholt ihre Freude zu erkennen.

Der Erfolg am Abend war noch glänzender, als ich ihn gehofft hatte. Zwar stugten anfangs die Zuhörer über die Neuerung und steckten die Köpfe zusammen; als aber die Musik begann, und das Orchester die wohlbekannte Symphonie mit unge-

wöhnlicher Kraft und Präcision ausführte, gab sich schon nach dem ersten Satz die allgemeine Zustimmung durch ein lang anhaltendes Beifallklatschen zu erkennen. Der Sieg des Tactirstäbchens war entschieden, und man sah bei Symphonien und Ouvertüren von da an Niemand mehr am Piano sitzen. An diesem Abende wurde auch die Concert-Ouvertüre, die ich vor meinem Abgange von Frankfurt componirt hatte, zum erstenmal aufgeführt. Da sie sehr gefiel, so nahm sie die philharmonische Gesellschaft als die Composition an, die ich ihr, meinem Contrakte gemäß, zu überlassen hatte. Ich behielt keine Abschrift davon und vergaß sie bald gänzlich, so daß ich einige Jahre später bei der Fertigstellung eines thematischen Verzeichnisses meiner Compositionen mich nicht mehr auf den Anfang besinnen konnte, weshalb das Thema derselben im Verzeichnisse fehlt.

Bei der Abgabe meiner Briefe in London, so wie auch bei anderen Gelegenheiten hatte ich so sehr das Bedürfniß gefühlt, Jemanden zu haben, der mir als Dolmetscher dienen könnte, daß ich mich fortwährend nach einem Begleiter umsaß, der deutsch und englisch verstehe, bis Herr Ries sich endlich besann, daß ein alter Diener des verstorbenen Salomon \*), Namens Johanning, diesen Platz wohl auszufüllen im Stande sein werde. Zwar hatte er sich bereits zur Ruhe gesetzt und als Erbe seines verstorbenen Herrn eine kleine ländliche Besitzung in der Nähe von London angekauft. Ries hoffte indessen, daß der noch ganz rüstige Alte trotzdem die Stelle annehmen werde, weshalb er zur Stadt citirt und ihm von mir der Antrag gestellt wurde. Als er erfuhr, daß er einem Deutschen, zumal einem Musiker und noch dazu einem Geiger, wie sein verstorbener Herr gewesen war, dienen solle, war er dazu sogleich bereit und überließ es sogar

---

\*) Derselbe, der als Concert-Unternehmer seinen alten Freund Haydn bewog, nach London zu kommen und ihm Symphonien für seine Concerte zu schreiben, und dem daher die musikalische Welt die Entstehung der zwölf schönsten Symphonien Haydn's zu verdanken hat.

meiner Bestimmung, was ich ihm nach Ablauf der Saison als Honorar bewilligen würde. Er kam von nun an jeden Morgen zur Stadt, verdolmetschte zuerst die Aufträge meiner Frau an die Hauswirthin in Bezug auf die Küche und begleitete mich dann auf meinen Wegen. Sein Deutsch hatte er aber bei dem langen Aufenthalte in London zum Theil vergessen und sein Englisch mochte wohl auch nicht klassisch sein; denn es gab bei seinen Verdolmetschungen häufige Mißverständnisse. Im Uebrigen war er eine gute, treue Seele und zeigte bald für mich und meine Frau eine große Anhänglichkeit. Nachdem ich nun mit weniger Beschwerde, als früher den Rest meiner zahlreichen Empfehlungsschreiben noch abgegeben hatte, fand ich auch wieder Zeit und Ruhe zu neuen Compositionen. Zuerst schrieb ich eine Symphonie (die zweite D-moll, Op. 49) und führte sie in einem der philharmonischen Concerte, welches ich zu dirigiren hatte, den 10. April 1820 zum erstenmal auf. Sie fand schon in der Probe, sowohl beim Orchester, wie auch bei den zahlreich anwesenden Zuhörern großen Beifall, erregte aber am Abende bei der Aufführung wahren Enthusiasmus. Einen Theil des glänzenden Erfolges verdankte ich den zahlreichen und überaus trefflichen Saiten-Instrumenten des Orchesters, denen ich in dieser Composition besonders Gelegenheit gegeben hatte, ihre Virtuosität in reinem und präcisem Zusammenspielen zu zeigen. In der That habe ich in Bezug auf die Streich-Instrumente diese Symphonie nie wieder so gut wie an jenem Abende gehört. Alle Blätter Londons brachten am anderen Morgen Berichte über die neue, in ihrer Stadt componirte Symphonie und überboten sich in Lobeserhebungen über dieselbe. Gleich günstige Berichte über mein Spiel bei jedesmaligem Auftreten verbreiteten meinen Ruf bald über die ganze Stadt, und es fanden sich daher leicht Schüler, die von mir im Violinspiel unterrichtet, und Damen, die am Piano begleitet sein wollten. Da Alle sich bereit erklärten, ein Honorar von einer Guinee für die Stunde zu entrichten, so nahm ich sie



ohne weiteres an, weil ich es meiner Familie schuldig zu sein glaubte, das Glück, das ich als Künstler in London machte, nun auch zu meinem pekuniären Vortheile zu benutzen. So lief und fuhr ich dann, nachdem ich vorher einige Stunden zu Hause componirt oder mit meiner Frau muscirt hatte, den ganzen Tag im großen London umher und ließ es mir in der That recht sauer werden; denn die meisten meiner Schüler waren ohne Talent und Fleiß und ließen sich nur von mir unterrichten, um sagen zu können, sie seien Schüler von Spohr. Ich erinnere mich jedoch mit Vergnügen an verschiedene Originale, die mich durch ihre Sonderbarkeiten erheiterten und mir dadurch die saure Arbeit erleichterten. Das eine war ein alter, pensionirter General, der sich aber stets in Uniform, mit allen Orden und in höchst militärischer Haltung präsentirte. Er kam ausnahmsweise zu mir ins Haus, verlangte, aber demungeachtet nicht länger als drei Viertel-Stunden zu spielen, da nach dortiger Sitte eine Viertel-Stunde für den Weg abgerechnet wird. Er kam jeden Morgen, die Sonntage ausgenommen, präcis zwölf Uhr in seiner alten Staatskarosse angefahren, ließ durch einen der galonirten und bepuderten Bedienten den Geigentasten hinaufbringen, und setzte sich dann nach einem stummen Gruße sogleich an sein Pult. Vorher zog er aber seine Uhr heraus, um nachzusehen, wann angefangen wurde, und legte diese dann neben sich hin. Er brachte leichte Duetten mit, größtentheils von Beethoven, wozu ich die zweite Violine spielte. Obgleich nun mancherlei am Spiel des Schülers zu erinnern war, so sah ich doch bald, daß es diesem darum nicht zu thun war. Ich begnügte mich daher, meine Stimme der des alten Herrn möglichst genau anzupassen, und so spielten wir in bester Eintracht ein Duett nach dem anderen. Sobald wir aber drei Viertel-Stunden muscirt hatten, hörte der General mitten im Musikstück auf, zog aus seiner Westentasche eine Pfundnote, in die ein Schilling gewickelt war und legte

diese auf den Tisch. Dann nahm er seine Uhr und empfahl sich eben so stumm, wie er gekommen war.

Das andere Original war eine alte Dame, der ich am Piano accompagnirte. Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin von Beethoven, wogegen ich nichts einzuwenden fand, hatte aber auch die Grille, durchaus keine andere Musik, als die ihres Lieblings spielen zu wollen. Sie besaß sämtliche Klavier-Compositionen Beethoven's, so wie dessen Orchester-Werke in Clavier-Arrangements. Auch war ihr Zimmer mit allen Porträts von ihm, die sie hatte austreiben können, geschmückt. Da diese sich nun unter einander sehr unähnlich sahen, so verlangte sie von mir zu wissen, welches ihm am meisten gliche. In ihrem Besitze waren auch einige Reliquien von ihm, die ihr reisende Engländer aus Wien mitgebracht hatten, unter anderen ein Knopf von seinem Schlafrock und ein Stückchen Notenpapier mit einigen Federproben und Dintenkletten von seiner Hand. Als sie erfuhr, daß ich längere Zeit in vertrautem Umgange mit ihm gelebt hatte, stieg ich sichtlich in ihrer Achtung, und sie hatte mich nun über so vieles zu befragen, daß es an manchen Tagen kaum zum Spielen kam. Sie sprach ziemlich geläufig französisch und radebrechte sogar einige Worte deutsch. Ihr Clavierpiel war auch gar nicht übel, so daß es mir Vergnügen machte, die Sonaten für Piano und Violine mit ihr zu üben. Als sie später aber auch die Trios auslegte und ohne Violoncell mit mir spielte, dann sogar die Clavier-Concerte, wobei außer der ersten Orchester-Violine, die ich übernahm, alles Andere weglieb, so wurde es mir doch klar, daß ihr Enthusiasmus für Beethoven nur ein gemachter war, und ihr die Einsicht von der Vorzüglichkeit seiner Compositionen völlig abging.

Einen dritten Sonderling lernte ich auf folgende Weise kennen. Eines Morgens brachte ein Diener in Livrée einen Brief, den mir mein alter Johanning etwa folgendermaßen übersetzte: „Mr. Spohr wird eingeladen, sich präcis 4 Uhr im Hause des Unterzeichneten einzufinden.“ Da ich die Unterschrift

nicht kannte, von dem Diener auch nicht erfahren konnte, wozu ich citirt wurde, so gab ich eben so lakonisch, wie der Brief abgefaßt war, die Antwort: „Ich habe um die genannte Zeit Geschäfte und kann nicht kommen.“ Am anderen Morgen erschien der Diener mit einem zweiten, viel höflicheren Schreiben: „Mr. Spohr wird gebeten, dem Unterzeichneten die Ehre seines Besuches zu gönnen, und die Zeit dazu selbst zu bestimmen.“ Zugleich hatte der Diener Auftrag, den Wagen seines Herrn anzutragen, und da ich unterdessen in Erfahrung gebracht, daß der Brieffsteller ein berühmter Arzt sei, der häufig in Concerten gesehen werde und sich besonders für Violin-Vorträge interessire, so trug ich kein Bedenken mehr, zu ihm zu gehen, bestimmte dem Diener die Zeit und wurde dann in der Equipage des Doktors abgeholt. Ein alter, freundlicher Herr mit weißem Haare empfing mich schon auf der Treppe; aber nun entdeckte es sich leider, daß wir uns nicht verständigen konnten, denn er sprach weder deutsch, noch französisch. Wir standen verlegen einander gegenüber, bis er mich am Arm nahm und in ein großes Zimmer führte, an dessen Wänden ich eine Menge Geigen aufgehängt fand. Andere waren aus den Kasten genommen und auf den Tischen ausgebreitet. Der Doktor überreichte mir einen Violinbogen und deutete auf die Instrumente. Ich sah nun, daß ich ein Urtheil über den Werth der Geigen abgeben sollte und begann daher sogleich eine nach der anderen zu probiren und sie ihrer Güte nach zu ordnen. Es war dies keine kleine Arbeit; denn es waren ihrer viele, und der alte Herr holte sie sämmtlich herbei, ohne auch nur eine zu vergessen. Als ich nun, nach Verlauf von etwa einer Stunde, die sechs besten herausgefunden hatte und diese noch abwechselnd spielte, um die allerbeste zu ermitteln, bemerkte ich, daß der Doktor auf eine derselben besonders zärtliche Blicke warf, und sein Gesicht sich ganz verklärte, so oft ich diese anstrich. Ich machte daher dem guten, alten Manne gern die Freude, dieses Instrument als den Matador der ganzen

Sammlung zu bezeichnen. Ganz entzückt über diesen Ausspruch holte er nun auch noch eine *viola d'amour* herbei und begann auf diesem längst außer Gebrauch gekommenen Instrumente zu phantasiren. Ich hörte mit Vergnügen zu, weil das Instrument mir noch völlig unbekannt war und der Doktor gar nicht schlecht spielte. So endete der Besuch zu beiderseitiger Zufriedenheit, und schon hatte ich meinen Hut ergriffen, um mich zu empfehlen, als mir der Alte mit freundlichem Gesicht und tiefem Bücklinge noch eine Fünfspundnote überreichte. Erstaunt betrachtete ich das Geld und den Geber und wußte anfangs nicht, was es zu bedeuten habe; als mir aber plötzlich einfiel, daß es die Bezahlung für das Geigenprobiren sein solle, schüttelte ich lächelnd mit dem Kopfe, legte das Papier auf den Tisch, drückte dem Doktor die Hand und eilte die Treppe hinab. Er folgte mir bis auf die Straße, half mir in den Wagen hinein und sprach dann in sichtlich erregung einige Worte zum Kutscher. Diesem war das so aufgefallen, daß er es dem alten Johanning, der an den Wagen kam, um den Schlag zu öffnen, sogleich wieder erzählt hatte. Er hatte nämlich gesagt: „Da fährst Du einen Deutschen, der ein ächter Gentleman ist; bring' ihn mir unversehrt in seine Wohnung, das rathe ich Dir!“ — Als ich einige Monate später mein Benefiz-Concert gab, ließ der Doktor ein Billet holen und schickte dafür eine Zehnspundnote.

Meine Frau hatte sich unterdessen mit ausdauerndem Fleiße auf der neuen Harfe eingespielt, sich dabei aber wegen des größeren Umfangs und stärkeren Saitenbezugs derselben, übermäßig angestrengt, so daß sie sich recht erschöpft und leidend fühlte. Ich wußte aus früheren Erfahrungen, daß nichts ihre Nerven so schnell wieder zu stärken vermöge, als häufiger Genuß der freien Luft. Ich benutzte daher jeden Sonnenblick der ersten Frühlingstage zu kleinen Spaziergängen mit ihr in den Regents-Parc, der unserer Wohnung (Charlotte-Street) sehr nahe lag.

An Sonntagen, wo die Musik in London verstummen muß, und wir daher, ohne Aergerniß zu geben, nicht einmal zu Hause musciren konnten, wurden größere Ausflüge nach Hampstead oder in die entfernteren Parks gemacht. Unsere Begleiter und Führer dabei waren abwechselnd der jüngere Riez und ein alter freundlicher Herr, der Instrumentenmacher Stumpf. Ich hatte bald die Freude zu sehen, daß meine Frau, durch die Einwirkung des englischen, milden Frühjahrs wieder neuen Lebensmuth gewann; doch blieb ich meinem früheren Vorsatz, sie nur einmal in meinem eigenen Concerte auftreten zu lassen, getreu, und lehnte mehrere Anträge, die ihr gemacht wurden, standhaft ab. Ich selbst spielte aber in allen Concerten, wo man das von mir ange setzte Honorar auszahlte, und da dieses, nach englischen Begriffen, nicht übermäßig hoch war, so wurde ich sehr oft aufgefördert und sah meinen Namen fast auf allen Concert-Programmen der Saison figuriren. Doch konnte ich mich nie entschließen, auch in Privat-Gesellschaften für Geld zu spielen, da mir die Art und Weise, wie man in solchen die Künstler damals behandelte, gar zu unwürdig vorkam. Sie wurden nämlich nicht zur Gesellschaft gezogen, sondern mußten in einem abgesonderten Zimmer des Moments harren, wo sie zu ihren Musikvorträgen in das Gesellschaftszimmer citirt wurden, und hatten dieses nach beendigtem Vortrag sogleich wieder zu verlassen. Meine Frau und ich waren selbst einmal Zeugen solch' einer geringschätzigen Behandlung der ersten und berühmtesten Künstler Londons. Wir waren nämlich an die Brüder des Königs, die Herzöge von Susses und Clarence, empfohlen und da Letzterer mit einer Deutschen, einer Prinzessin von Meiningen, vermählt war, so machten wir bei dieser eine gemeinschaftliche Visite. Das herzogliche Paar empfing uns sehr freundlich und lud uns zu einer Musikpartie, die in einigen Tagen sein sollte und zur Mitwirkung bei derselben ein. Ich sann nun darüber nach, wie ich uns der mir verhassten Absonderung von der Gesellschaft entziehen könne, und beschloß,

wenn mir dies nicht gelänge, sogleich wieder nach Haus zurückzukehren. Als wir daher das herzogliche Schloß betraten und ein Diener uns das Zimmer öffnen wollte, wo die übrigen Musiker versammelt waren, ließ ich diesem durch Johanning meinen Violinkasten übergeben, und schritt, meine Frau am Arme, sogleich die Treppe hinauf, ehe der Diener Zeit gewann, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Vor dem Gesellschaftszimmer angelangt, nannte ich dem dort postirten Diener meinen Namen, und als dieser zögerte, zu öffnen, machte ich Miene, es selbst zu thun. Darauf riß der Diener jedoch sogleich die Thür auf und rief die Namen der Ankommenden hinein. Die Herzogin, eingebend der deutschen Sitte, erhob sich sogleich von ihrem Plaze, kam meiner Frau einige Schritte entgegen und führte sie zum Damentreife. Auch der Herzog bewillkommnete mich mit einigen freundlichen Worten und stellte mich den umstehenden Herren vor. So glaubte ich nun Alles glücklich überwunden zu haben; doch bald bemerkte ich, daß die Dienerschaft mich noch immer nicht als zur Gesellschaft gehörig betrachten müsse; denn sie ging mit dem Theebrett und anderen Erfrischungen stets an mir vorüber, ohne mir etwas anzubieten. Endlich mochte der Herzog dies wohl bemerkt haben; denn ich sah, wie er dem Haushofmeister winkte und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte. In Folge dessen wurden mir nun ebenfalls die Erfrischungen präsentiert. Als das Concert beginnen sollte, ließ der Haushofmeister die eingeladenen Künstler nach der Reihe, wie das Programm sie nannte, heraufholen. Sie erschienen mit dem Notenblatt oder dem Instrument in der Hand, begrüßten die Gesellschaft mit einer tiefen Verbeugung, die, so viel ich bemerkte, von Niemandem als von der Herzogin erwidert wurde, und begannen ihre Vorträge. Es war die Elite der ausgezeichnetsten Sänger und Virtuosen Londons und ihre Leistungen waren fast alle entzückend schön. Dies schien das vornehme Auditorium aber nicht zu fühlen; denn die Conversation riß keinen Augenblick ab. Nur

als eine sehr beliebte Sängerin auftrat, wurde es etwas ruhiger und man hörte einige leise Bravo, für die sie sich sogleich durch tiefe Verbeugungen bedankte. Ich ärgerte mich sehr über die Entwürdigung der Kunst und noch mehr über die Künstler, die sich solche Behandlung gefallen ließen, und hatte die größte Lust, gar nicht zu spielen. Ich zögerte daher, als die Reihe an mich kam, absichtlich so lange, bis der Herzog, wahrscheinlich auf einen Wink seiner Gemahlin, mich selbst zum Spielen aufforderte. Nun erst ließ ich durch einen Diener mein Violinkästchen herausholen und begann dann meinen Vortrag, ohne vorher die übliche Verbeugung zu machen. Alle diese Umstände mochten die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt haben; denn es herrschte während meines Spiels eine große Stille im Saal. Als ich geendet hatte, applaudirte das herzogliche Paar und die Gäste stimmten mit ein. Nun erst dankte ich durch eine Verbeugung. Bald darauf schloß das Concert und die Musiker zogen sich zurück. Hatte es nun schon Sensation erregt, daß wir uns der Gesellschaft angeschlossen, so steigerte sich diese doch noch um Vieles, als man sah, daß wir auch zum Souper da blieben und bei demselben von den herzoglichen Wirthen mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurden. Wir hatten dieses, nach damaligen englischen Begriffen Unerhörte wohl hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß uns die Herzogin schon im elterlichen Hause gekannt und Zeuge der guten Aufnahme gewesen war, die wir zu der Zeit, wo wir noch in Gotha wohnten, wiederholt am Meininger Hofe genossen. Auch der Herzog von Susssex, dem ich eine Empfehlung vom Herzog von Cambridge, dem damaligen Regenten von Hannover, überbracht hatte, zeichnete mich sehr aus und unterhielt sich viel mit mir. In Folge eines Gespräches über englischen Volksgefang ließ der Herzog sogar seine Guitarre holen und sang mir einige englische und irländische Volkslieder vor, was mich später auf den Gedanken brachte, einige der beliebtesten derselben als Potpourri für mein Instrument zu bearbeiten und in meinem

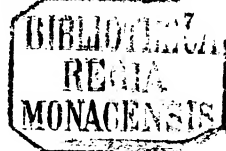
Concerte vorzutragen \*). Als sich dann lange nach Mitternacht die Gesellschaft trennte, kehrten wir sehr befriedigt über den Erfolg unseres Wagnisses und den Sieg, den wir über das Vorurtheil davon getragen hatten, in unsere Wohnung zurück.

Unter denen, die mich aufforderten, in ihren Concerten Solo zu spielen, war auch Sir Georg Smart, einer der Direktoren der philharmonischen Gesellschaft. Er gab während der Saison eine Reihe von Subscriptions-Concerten, die er geistliche nannte, in denen aber auch viel weltliche Musik gemacht wurde. Ich spielte in zweien derselben, wofür Sir Smart das Arrangement von meinem Benefiz-Concerte übernahm, eine Arbeit, die schon für einen Einheimischen, damit Vertrauten sehr umfangreich war, die mir aber, hätte ich sie selbst übernehmen wollen, vielleicht sechs Wochen meiner Zeit, die ich doch vortheilhafter zu benutzen wußte, gekostet haben würde. Mein Concert fand am 18. Juni statt und war eins der glänzendsten und besuchtesten der ganzen Saison. Fast alle Personen, an die wir adressirt waren, unter ihnen auch die Herzöge von Susssex und Clarence, hatten Logen oder Sperrsitze dazu genommen, und mehrere dieser reichen und vornehmen Herren schickten ansehnliche Honorare dafür ein. Auch ein großer Theil der Abonnenten der philharmonischen Gesellschaft behielt seine Plätze, und da der niedrigste Preis eines Billets eine halbe Guinee betrug und der Saal wohl an tausend Menschen fassen konnte, so war die Einnahme eine sehr bedeutende. Dazu kam noch, daß die Unkosten, die in London enorm hoch sind, bei diesem Concerte dadurch sehr ermäßigt wurden, daß ein Theil der Orchestermitglieder, aus Anhänglichkeit an mich, auf Bezahlung verzichtete, und, vermöge meines Vertrags mit der philharmonischen Gesellschaft, das Lokal mir nichts kostete. Dagegen mußten sämtliche Sänger bezahlt werden, und ich erinnere mich noch genau, daß ich der Mrs.

---

\*) Es ist dies Op. 59, das zweite meiner in London geschriebenen Werke.

Louis Spohr's Selbstbiographie. II.





Salmon, der beliebtesten der damaligen Londoner Sängerinnen, ohne deren Mitwirkung mein Concert kein rechtes Ansehen gehabt haben würde, für eine einzige Arie ein Honorar von dreißig Pfund Sterling entrichten mußte, wobei sie noch die Bedingung stellte, daß sie erst im zweiten Theile gegen das Ende des Concertes singe, weil sie vorher in einem Concerte der City, sechs englische Meilen entfernt, aufzutreten habe. Es sei hier auch einer sonderbaren Ausgabe bei den damaligen Concerten in London erwähnt, weil sie jetzt, wie so manches Absonderliche jener Zeit nicht mehr existirt. Es war nämlich Sitte, daß der Concertgeber seine Zuhörer in der Pause zwischen dem ersten und zweiten Theile des Concertes mit Erfrischungen bewirthete. Diese wurden in einem Nebensaal am Büffet unentgeltlich verabreicht, und man hatte deshalb sich mit dem Conditor im voraus über eine feste Summe zu verständigen, die bei meinem Concert auf zehn Pfund Sterling accordirt war. Bestand nun die Gesellschaft größtentheils aus der vornehmen Welt, bei der es Sitte war, nichts zu nehmen, so machte der Conditor gute Geschäfte, war sie aber sehr gemischt und zahlreich und die Hitze groß, so kam er auch wohl bedeutend zu Schaden. Nie hat er sich aber wohl besser gestanden, als bei meinem Concert. Es fand dieses nämlich an dem Tage statt, an welchem die Königin Charlotte von England aus Italien zurückkehrte und in London einzog, um sich vor dem Parlament, bei welchem sie ihr Gemahl der Untreue angeklagt hatte, zu vertheidigen. Ganz London war in zwei Parteien getheilt, deren bei weitem größere, vom Mittelstande bis zum niedrigsten Volke herab, auf Seiten der Königin stand. Die Stadt war in ungeheurer Aufregung, und es war ein Glück für mich, daß ich die Billets zu meinem Concerte bereits sämmtlich abgesetzt hatte, weil ich sonst durch die Ungunst des Zufalls leicht in großen Schaden hätte kommen können. Meine Concert-Anzeigen an den Straßenecken waren nämlich bald von großen Plakaten überklebt, auf welchen im Namen des Volkes zur Feier des Tages

eine allgemeine Illumination der Stadt angesagt wurde; auch brachte Johanning die Nachricht mit, daß das Volk drohe, in allen Häusern, wo diesem Aufrufe nicht Folge geleistet werde, die Fenster einzuwerfen. Da nun die vorhandene Polizeimannschaft, sowie das wenige Militär nicht hinreichten, um die königlichen Gebäude gegen die angedrohten Excesse des Volkes zu schützen, so mußten die Anhänger des Königs, die doch unmöglich dem Aufrufe folgen konnten, ruhig Alles über sich ergehen lassen, und suchten nur dadurch, daß sie ihre Fenster mit Brettern zunageln ließen, so viele von den theuern Spiegelscheiben zu retten, als es die Kürze der Zeit erlauben wollte. So wurde allenthalben und besonders in dem nahegelegenen Portland-Place, wo der vornehme Adel wohnte, den ganzen Tag gehämmert, zum großen Ergötzen der Straßenjugend, die ihren Witz und Spott nicht zurückhielt. Während wir uns zu Hause auf die Concertvorträge vorbereiteten, wogte das Volk in großen Massen durch die Straßen und zog der Königin entgegen. Da dies nach der Richtung der City geschah, so wurde es gegen Abend in Westend ganz ruhig. Wir fanden daher, als wir um halb acht Uhr zum Concertlocale fuhren, die Straßen fast leerer, als gewöhnlich und nirgends ein Hinderniß auf unserem Wege. Doch bemerkten wir allenthalben eifrige Vorbereitungen zur Illumination, damit beim Anbruch der Nacht dem Gebot des souveränen Volkes sogleich Folge geleistet werden könne. Meine Frau, die sich ohnehin vor dem ersten öffentlichen Auftreten mit der neuen Harfe fürchtete, war in großer Angst vor dem, was da kommen würde, und ich hatte ernstliche Besorgniß, daß die Aufregung, in der ich sie sah, sowohl ihrem Spiele als ihrer Gesundheit nachtheilig sein werde. Ich suchte sie daher durch Zureden zu beruhigen, was mir auch ziemlich glückte. Der Saal füllte sich nach und nach mit Zuhörern, und das Concert begann. Das Programm desselben kann ich hier vollständig mittheilen, da mir Sir G. Smart bei meinem letzten Besuche zu London (im Jahr 1852) ein Exemplar, wie es da=

maß den Zuhörern bei ihrem Eintritt in den Saal überreicht wurde, geschenkt hat. Es lautet:

NEW ARGYLL ROOMS.

# **MR. SPOHR'S CONCERT.**

Thursday, June 18<sup>th</sup>, 1820.

## PART I.

- |   |          |
|---|----------|
| Grand Sinfonia (M. S.) . . . . .  | Spohr.   |
| Air, Mr. T. Welch „Revenge, revenge, Thimotheus cries“ . . . . .  | Haendel. |
| Grand Duetto (M. S.), Harp and Violin, Mad. Spohr and Mr. Spohr . . . . .   | Spohr.   |
| Aria, Miss Goodall „una voce al cor mi parla.“ Clarinet obligato Mr. Willman . . . .  | Pær.     |
| Sestetto for Pianoforte, two Violins, Viola, Violoncello and Contrabasso, Messrs.: Ries, Watts, Wagstaff, R. Ashley, Lindley and Dragonetti . . . . . | Ries.    |
| Irish Melodies (M. S.) with Variations for the Violin, Mr. Spohr (composed expressly for this occasion) . . . . .                                     | Spohr.   |

## PART II.

- |   |          |
|---|----------|
| Nonetto for Violin, Viola, Violoncello, Contrabasso, Flute, Oboe, Clarinet, Horn and Bassoon, Messrs. Spohr, Lindley, Dragonetti, Ireland, Griesbach, Willman, Arnnull and Holmes . . . . . | Spohr.   |
| Scena, Mrs. Salmon „Fellon, la pena avrai“ . . . . .  | Rossini. |
| Rondo for the Violin, Mr. Spohr . . . . .   | Spohr.   |
| Aria, Mr. Vaughan „Rend'il sereno“ . . . . .  | Haendel. |
| Overture . . . . .  | Spohr.   |

\* \* \*

Leader of the Band . . . Mr. Spohr.

At the Pianoforte . . . Sir George Smart.

Die neue, vom Orchester nun schon gekannte, aber doch noch-mals sorgfältig durchprobirte Symphonie wurde meisterhaft exe-cutirt und fand wo möglich noch lebhafteren Beifall, als bei der ersten Aufführung. Während der folgenden Arie stimmte ich im Nebensaale meiner Frau die Harfe und sprach ihr Muth zu. Dann führte ich sie in den Saal und wir nahmen unsere Plätze ein, um das Duett zu beginnen. Schon verbreitete sich die Stille

der Erwartung, und man lauschte unseren ersten Tönen, als sich plötzlich von der Straße her ein fürchterliches Geschrei erhob, dem auch sogleich eine Kanonade von Pflastersteinen gegen die unerleuchteten Fenster des Nebensaales nachfolgte. Bei dem Klirren der Scheiben und Kronleuchter sprangen die Damen entsetzt von ihren Plätzen auf, und es entstand eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung und Aufregung. Man beeilte sich, die Gasbeleuchtung des Nebensaales anzuzünden, um einer zweiten Salve zuvorzukommen und hatte auch wirklich die Genugthuung, zu sehen, daß nun das Volk, nachdem es über den Erfolg seiner Demonstration noch ein Jubelgeschrei angestimmt hatte, weiterzog und so nach und nach die frühere Ruhe wiederkehrte. Doch dauerte es lange, bis das Publikum seine Plätze im Saale wieder einnahm und sich so weit beruhigte, daß wir endlich beginnen konnten. Ich war dabei nicht ohne Besorgniß, daß der Schrecken und die lange Pause meine Frau noch mehr aufgeregter haben würde und horchte daher in großer Spannung auf ihre ersten Accorde; als diese aber in gewohnter Kraft ertönten, beruhigte ich mich sogleich und überließ mich nun ganz der Aufmerksamkeit auf unser Zusammenspiel. Dieses, welches in Deutschland immer so sehr gefallen hatte, verfehlte auch auf das englische Publikum seine Wirkung nicht; es steigerte sich daher der Beifall bei jedem Satz des Duettes und wollte am Schlusse desselben gar nicht enden. Als wir höchst erfreut über diesen Erfolg abtraten, dachten wir Beide nicht, daß es das letzte mal gewesen war, daß Dorette Harfe gespielt hatte. Doch davon später! Von den übrigen Nummern des Programmes, bei denen ich selbst theilhaftig war, freute mich besonders die gute Aufnahme, welche das Nonett fand. Ich hatte es mit denselben Künstlern bereits in einem der philharmonischen Concerte gegeben und war damals von vielen Seiten aufgefordert worden, es in meinem eigenen Concerte zu wiederholen. Die Genauigkeit unseres Zusammenspiels war diesmal noch voll-

---

endeter und so konnte es seine Wirkung nicht verfehlen. Auch die Irländischen Lieder wurden allgemein beifällig aufgenommen. So ging denn das Concert, trotz des störenden Intermezzos zu allgemeiner Zufriedenheit zu Ende. Die Pause nach dem ersten Theil und die Promenade in den Nebensaal waren wegen der Verwüstung desselben für diesmal ganz unterblieben; der Conditior hatte für seine zehn Pfund Sterling gar nichts zu leisten gehabt. Doch war ihm durch den Steinhagel auch Einiges auf dem Büffet zertrümmert worden. — Als wir nun endlich in höchster Erschöpfung unseren Wagen erreichten, konnten wir nicht in gerader Richtung nach Haus zurückkehren, weil in der Gegend von Portland-Place der Pöbel noch sein Wesen trieb. Der Kutscher mußte daher allerlei Umwege machen und es war ein Uhr vorüber, als wir endlich vor unserer Wohnung ankamen. Wir fanden bereits das ganze Haus mit Ausnahme unserer Etage erleuchtet, und die Wirthin erwartete uns in großer Unruhe, um auch unsere Fenster mit Lichtern versehen zu können. Es war die höchste Zeit; denn schon hörte man die Volksmasse heranziehen. Da sie jedoch die ganze Charlotte-Street, ihrem souveränen Willen gemäß, hell erleuchtet fand, so zog sie, ohne irgend einen Exceß zu begehen, vorüber. Die Lichter durften aber demungeachtet noch nicht ausgelöscht werden, und erst nach Verlauf von einigen Stunden, als die Stadt ganz still geworden war, fanden wir endlich die nöthige Ruhe.

\*

\*

\*

Es folgt nun eine trübe Periode in meinem Leben, an die ich noch jetzt mit Wehmuth zurückdenke. Meine Frau fühlte sich nämlich in Folge der Anstrengung, mit der sie sich auf der neuen Harfe eingeübt hatte und durch die wechselnden Eindrücke des Concert = Abends so angegriffen und leidend, daß ich sehr fürchtete, sie möchte zum drittenmale vom Nervenfieber heimgesucht werden. Es war daher die höchste Zeit, für ihre

Zukunft einen ernsten Entschluß zu fassen. Schon nach dem zweiten Anfall in Darmstadt hatte ich sie, nachdem sie völlig wieder genesen war, zu überreden gesucht, ihrem nervenzerstörenden Instrumente zu entsagen, doch als ich bemerkte, wie sehr sie dieser Vorschlag betrübe, ihn sogleich wieder aufgegeben. Sie war zu sehr mit ganzer Seele Künstlerin und hatte das Instrument, dem sie so manchen Triumph verdankte, zu lieb gewonnen, um so leicht darauf verzichten zu können; auch war es ihr ein beglückender Gedanke gewesen, durch ihr Talent zum Erwerbe mit beizutragen. Doch nun, als sie sich nur zu sehr überzeugt hatte, daß ihre physische Kraft nicht ausreiche, das neue Instrument zu bewältigen, und eine Rückkehr zum alten sie auch nicht mehr befriedigen würde, nachdem von ihr die Vorzüge des neuen im Ton und in der Mechanik genau erkannt worden waren, nun wurde es mir viel leichter, sie für meinen Vorschlag zu gewinnen, besonders als ich ihr vorstellte, daß sie Künstlerin bleiben und ins künftige als Pianistin in meinen Concerten, wozu sie ja die nöthige Befähigung besitze, auftreten könne. Dies beruhigte sie sehr, obgleich sie sich sagen mußte, daß sie auf dem Pianoforte solche Erfolge wie auf der Harfe, auf der ihr wenigstens in Deutschland Niemand gleich kam, unmöglich zu erringen im Stande sein würde. Ich versprach ihr überdies, daß ich für sie, um ihren Vorträgen den Reiz der Neuheit zu geben, brillante Concertsätze schreiben werde, und da mir viel daran lag, mich nun auch einmal in Clavier-Compositionen zu versuchen, so machte ich mich sogleich an die Arbeit und vollendete auch noch vor der Abreise von London den ersten Satz des Clavier-Quintettes, Op. 52. Die Harfe schickte ich, um sie ihr aus den Augen zu bringen, zu Herrn Erard. Er nahm sie auch, als er von mir erfuhr, daß meine Frau aus Gesundheitsrücksichten dem Instrumente ganz entsagen müsse, bereitwillig zurück, ohne eine Entschädigung für den bisherigen Gebrauch annehmen zu wollen. Sie habe, so äußerte er sehr galant, nun erst wahren Werth be-

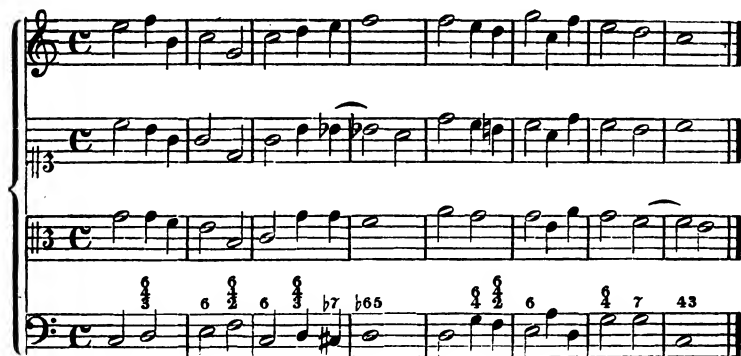
kommen, da sie von einer so berühmten Künstlerin eingespielt und bei ihrem letzten öffentlichen Vortrage gebraucht sei. Ich machte nun von neuem mit meiner Frau tägliche Spaziergänge in's Freie und hatte bald die Freude zu bemerken, daß sie sich nach und nach von ihrer Schwäche erholte. Der Gedanke, daß sie ihre Kinder bald wieder sehen werde, mochte übrigens wohl mächtig zu ihrer Kräftigung mitgewirkt haben. Auch ich sehnte mich nach den Meinigen zurück und machte daher, sobald das letzte der philharmonischen Concerte vorüber war, sogleich Anstalten zur Abreise.

Ich muß hier nachträglich noch des Musik-Instituts des Herrn Logier erwähnen, das ich mehrmals mit großem Interesse besucht habe, und worüber ich nachstehenden Bericht in die Leipziger Musikalische Zeitung vom August 1820 sandte: „Herr Logier, ein Deutscher von Geburt, aber seit fünfzehn Jahren in England, unterrichtet nach einer von ihm erfundenen Methode im Pianofortenspiel und in der Harmonie, wobei es zunächst auffällt, daß er alle Kinder, oft dreißig bis vierzig, zugleich spielen läßt. Er hatte zu dem Behufe drei Bände Etüden geschrieben, die alle über ganz einfache Grundthemas gebaut sind und nach und nach bis zum schwersten fortschreiten. Während nun die Anfänger das Thema spielen, üben sich die Vorgeschnittenen zu gleicher Zeit in mehr oder weniger schweren Variationen. Man sollte glauben, daß dadurch ein Durcheinander entstehen müßte, aus dem der Lehrer nichts Deutliches mehr heraus hören könnte; da aber die Kinder, welche dieselbe Etüde spielen, neben einander sitzen, so hört man, je nachdem man sich in einer Gegend des Saales befindet, entweder die eine oder die andere Etüde deutlich hervortreten. Auch läßt der Lehrer oft die Hälfte der Schüler, zuweilen alle bis auf einen aufhören, um die Fortschritte der Einzelnen zu prüfen. In den ersten Lektionen bedient er sich seines Chiroplasts, einer Maschine, wodurch den Kindern eine gute Haltung der Arme und Hände angewöhnt werden soll, welche dann, sobald dieselben

so weit fortgeschritten sind, daß sie die Noten und Tasten kennen, erst von der einen und dann auch von der anderen Hand weggenommen wird, worauf sie erst den Daumen untersetzen und Scalen spielen lernen; aber dies Alles in den Etüden selbst, mit allen Kindern zugleich und immer im strengsten Zeitmaße. Sind sie daher zu einer neuen Uebung fortgeschritten, so gelingt es ihnen in der schnellen Bewegung, in der sie neben und um sich spielen hören, anfangs wohl kaum, nur einige Noten von jedem Takte herauszubringen; bald aber erobern sie deren immer mehr, und in kürzerer Zeit, als man wohl glauben sollte, geht die neue Etüde so gut, als die vorhergehende. Sodann ist sehr bemerkenswerth in der Lehrmethode des Herrn Logier, daß er seine Schüler von der ersten Lektion an mit dem Clavierspieler zugleich die Harmonie lehrt. Wie dies geschieht, ist mir unbekannt; auch ist dies sein Geheimniß, dessen Mittheilung ihm von jedem der Lehrer in England, der nach seiner Methode unterrichtet, mit hundert Guineen bezahlt werden muß. Das Resultat dieser Methode ist aber bei seinen Schülern auch staunenswerth; denn Kinder zwischen sieben und zehn Jahren, die noch nicht länger als vier Monate Unterricht haben, lösen die schwierigsten Aufgaben. Ich schrieb ihnen einen Dreiklang an die Tafel und bezeichnete die Tonart, in die sie nun moduliren sollten. Sogleich lief eins der kleinsten Mädchen an die Tafel, schrieb nach einigem Nachsinnen erst den bezifferten Baß und dann die oberen Stimmen hin. Diese Aufgabe wiederholte ich öfter und zwar mit allerlei erschwerenden Bedingungen, ließ sie in die entferntesten Tonarten ausweichen, wo enharmonische Verwechselungen nöthig wurden, und nie waren sie in Verlegenheit. Wußte sich die Eine nicht zu helfen, so trat gleich eine Andere hinzu, deren bezifferter Baß vielleicht wieder von einer Dritten verbessert wurde; und von all' ihrem Beginnen mußten sie dem Lehrer die Gründe sagen. Zuletzt schrieb ich ihnen eine einfache Oberstimme an die Tafel, wie sie mir eben einfiel und ließ eine Jede für sich auf ihren



kleinen Tafeln die anderen drei Stimmen dazu setzen. Zugleich sagte ich ihnen, daß ich mir die Auflösung, die von dem Lehrer und mir als die beste anerkannt sein würde, abschreiben und als ein Andenken an sie in mein musikalisches Stammbuch aufnehmen wollte. Nun war Alles voller Leben und Thätigkeit, und schon nach einigen Minuten brachte mir eins der kleinsten Mädchen, die sich schon im Spiel und bei den früheren Aufgaben ausgezeichnet hatte, ihre Tafel zur Ansicht. Allein in der Eile war ihr im dritten Takt eine Octavenfortschreitung zwischen dem Basse und einer der Mittelstimmen entschlüpft. Raun hatte ich sie darauf aufmerksam gemacht, als sie erröthend die Tafel zurüchnahm und mit Thränen in den Augen schnell den Fehler verbesserte. Da nun ihre Auflösung unstrcitig den besten Baß hatte, so schrieb sie der Lehrer in mein Stammbuch, und ich gebe sie mit diplomatischer Genauigkeit wieder:



Die Auflösungen der anderen Kinder waren mehr oder weniger gut, aber alle correct, und die meisten in vier verschiedenen Schlüsseln niedergeschrieben. Auch spielte ein jedes die seinige rein und ohne Anstoß sogleich auf dem Pianoforte 2c."

Als ich unsere Abreise als nahe bevorstehend meinem alten Johanning ankündigte, traten dem guten, anhänglichen Menschen die Thränen in die Augen. Er hatte uns so lieb gewonnen,

daß er sogar auf jede Vergütung für die uns geleisteten Dienste Verzicht leisten wollte und sich ernstlich weigerte, den von mir für ihn bestimmten Lohn anzunehmen. Als ich ihm diesen aber aufdrang, nahm er ihn zwar, stellte aber als Bedingung noch eine Bitte, die ihm nicht abgeschlagen werden dürfe. Ich forderte ihn auf, sie zu nennen, es dauerte aber lange, bis er in großer Verlegenheit endlich heraussstotterte, er bitte, daß ich und meine Frau ihm die Ehre erzeigen möchten, den Tag vor der Abreise unser letztes Diner in London bei ihm einzunehmen. Als wir ohne Zögern zusagten, verklärte sich plötzlich sein ganzes Gesicht und er wußte nicht, wie er seine Dankbarkeit genug zu erkennen geben sollte. Am letzten Tage erschien er gepuht, wie wir ihn noch gar nicht gesehen hatten, in einem Galatleide seines verstorbenen Herrn, mit gepudertem Haar und in weißseidenen Strümpfen, während vor der Thür ein vierfüßiger Stadtwagen hielt, der uns nach seiner Villa bringen sollte und in welchem wir einen uns schon bekannten Künstler, den intimsten Freund seines verstorbenen Herrn, den er ebenfalls eingeladen hatte, bereits vorfanden. Als wir eingestiegen waren, weigerte sich Johanning, den vierten Platz im Wagen einzunehmen, und meinte, das schide sich nicht, obgleich ich ihm auseinander setzte, er sei ja nun nicht mehr mein Diener, sondern für diesen Tag mein Wirth und Gastgeber. Er ließ sich aber nicht irremachen und nahm seinen gewöhnlichen Platz neben dem Kutscher ein. Unterwegs erzählte uns der Mitgeladene viel Rühmliches von Johanning, wie er mit unbeschreiblicher Liebe und Treue seinem Herrn zugethan gewesen sei und nach dessen Tode den größten Theil der Erbschaft dazu verwandt habe, ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei errichten zu lassen, so daß wir uns von wahrer Hochachtung für unseren bisherigen Diener durchdrungen fühlten. Als wir angelangt waren, öffnete er den Wagenschlag und führte uns in sein Besizthum ein. Es bestand in einem schmalen Häuschen mit daran stoßendem Gärtchen,

Alles sehr nett und reinlich. Zuerst ging er mit uns eine Treppe hoch in das Empfangszimmer und verfehlte nicht, uns alsbald auf den Schellenzug neben dem Kamin aufmerksam zu machen, den er auch sofort hell erklingen ließ, obgleich er damit keinen Diener herbeirufen konnte, da er und seine Frau ihre eigenen Diener waren. Dann machten wir einen Gang durch das Gärtchen und traten zuletzt in das Speisezimmer ein, wo für drei Personen gedeckt war. Johanning weigerte sich abermals, neben uns am Tische Platz zu nehmen, diesmal freilich aus dem triftigen Grunde, weil wir dann ohne Bedienung sein würden. Darauf holte er aus der Küche die Speisen herbei und wartete als Wirth seinen Gästen auf, wobei man ihm die Freude aus den Augen leuchten sah. Das Diner war sehr gut zubereitet und wurde auf elegantem Geschirre aus der Erbschaft seines Herrn servirt. Aus dieser floß wohl auch sicher der gute Rheinwein, den er uns vorsetzte. Das Dessert, Erdbeeren und Kirschen, hatte sein Gärtchen geliefert, was er nicht unterließ, seinen Gästen anzukündigen. Hierauf führte er uns wieder in sein Empfangszimmer, wo wir auch Mrs. Johanning, die bisher in der Küche mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt gewesen war, in vollem Sonntagsputze antrafen. Da endlich ließ sich, wiewohl nach nochmaligem Nöthigen, das gute, alte Paar bewegen, mit an dem Tische Platz zu nehmen, auf dem bereits der Kaffee aufgetragen war. Johanning schwelgte nun in völligem Entzücken und war eifrig bemüht, seiner Frau die Lobeserhebungen zu verdolmetschen, die wir über die Bewirthung geäußert hatten und noch äußerten. — Gegen Abend hielt wieder der Wagen vor der Thür, um uns zur Stadt zurückzubringen. Gerührt nahmen wir von den braven Leuten Abschied; Johanning ließ sich aber nicht abhalten, wieder seinen alten Platz neben dem Kutscher einzunehmen, um uns nach Haus zu begleiten und dort den Schlag zu öffnen. Ja, er war sogar am anderen Morgen wieder da, um bei der Abreise behülflich zu sein. Auf dem Posthose fanden sich auch

noch viele Freunde und Bekannten ein, um uns das letzte Lebewohl zu sagen.

\*

\*

\*

Die Rückreise machten wir wieder über Dover und Calais, um unseren in Lille zurückgelassenen Wagen abzuholen. Die diesmalige Ueberfahrt fand bei ganz ruhiger See und schönem Wetter statt, so daß Niemand von den Reisenden seefrank wurde. Zwischen Calais und Lille hielt die Postkutsche auf einem so reizenden Punkte zu Mittag an, daß ich mich dessen noch jetzt, nach so langer Zeit, mit Vergnügen erinnere. Es war in dem Städtchen Cassel, welches in einer weiten Ebene hoch auf einem isolirten Bergkegel liegt. Bei dem schönen Wetter hatte man für die Postreisenden im Garten des Wirthshauses unter einer Weinlaube gedeckt, und während des Essens genossen wir von diesem behaglichen, kühlen Plätzchen aus eine weite Uebersicht über die herrliche Gegend. In Lille verlebten wir noch einige vergnügte Tage in Gesellschaft der Familie Vogel und unserer anderen dortigen Freunde, und setzten dann in unserem eigenen Wagen die Reise ohne weiteren Aufenthalt fort.

Unser Empfang in Gandersheim war in Folge der dort stattgehabten Angstscene und nach der ersten, längeren Trennung von den Kindern diesmal ein besonders herzlicher und freudiger, und wir fühlten uns jetzt, nach den vorausgegangenen Anstrengungen in der ländlichen Ruhe einmal wieder recht wohl und sorgenfrei. Dies war für mich die rechte Zeit zu neuen Arbeiten, und ich vollendete daher zuerst das in London begonnene Quintett für Pianoforte, Flöte, Clarinette, Horn und Fagott, womit meine Frau sich auf der bevorstehenden Winterreise als Pianofortespielerin in die Kunstwelt einführen sollte. Es war in der That auch hohe Zeit, sie durch das Einüben desselben künstlerisch zu beschäftigen; denn sie hatte, da sie sich wohl fühlte, die größte Lust, ihre Harfe wieder vorzunehmen. Mit Hülfe des neuen

Quintetts und unterstützt von dem ärztlichen Rathe meines Vaters gelang es mir jedoch bald, sie davon abzubringen. Sie widmete sich nun dem Pianoforte mit großem Eifer und hatte binnen kurzem die Freude, ihre frühere technische Fertigkeit auf demselben wiederkehren zu sehen. Es gelang ihr daher auch schon nach einigen Wochen, das schwere, neue Concertstück zu ihrer und meiner Zufriedenheit vortragen zu können.

Um diese Zeit bekam ich Besuch von zwei musikalischen Freunden aus Hamburg, den Herren Frik Schwenke und Wilhelm Grund, welcher letztere mir seinen jüngeren Bruder Eduard, der bereits ein tüchtiger Geiger war, als Schüler zuführte. Mit Hülfe der drei Genannten gab ich nun den Sandersheimer Musikfreunden eine Quartettpartie, wie sie diese bis dahin nicht gekannt hatten und später auch wohl nicht wieder gehört haben werden. Damit ich hierbei auch das neue Quintett zu Gehör bringen konnte, schrieb ich die Begleitung der vier Blas-Instrumente schnell für ein Streich-Quartett um und freute mich der guten Wirkung desselben auch in dieser Gestalt, sowie des sicheren und brillanten Spieles meiner Frau. Durch den Erfolg, den dieses fand, fühlte sie sich in ihren neuen Studien sehr ermunthigt und über das Aufgeben der Harfe einigermaßen getröstet. Um ihr immer neuen Stoff zum Ueben zu geben, schrieb ich auch noch zwei frühere Harfen-Compositionen für das Piano um, einen Potpourri und ein Rondo mit Violine, später als Op. 50 und 51 gestochen. Auch diese Compositionen wurden von uns auf das Sorgfältigste eingeübt und zu Vorträgen in Privat-Gesellschaften auf der nächsten Winterreise bestimmt. Nach der Abreise des Hamburger Besuches begann denn auch der Unterricht meines neuen Schülers. Er gewann durch sein Talent und seine Liebenswürdigkeit bald die Liebe der ganzen Sphärischen Familie, vom alten Großvater an bis zur kleinen Therese, die er auf acht Hamburgisch immer: „Du säute Deren“ nannte. Da er auch fertiger Clavierspieler war, so übernahm er den Mu-

situnterricht von Emilie und Ida und wußte sie, trotz seiner Jugend, zum fleißigen Ueben anzuhalten. Er selbst machte als Geiger bald so bedeutende Fortschritte, daß ich mit ihm die drei in der Schweiz geschriebenen, überaus schweren Violinduetten (Op. 39) einübte, für die ich bisher keinen ebenbürtigen Mitspieler hatte auffinden können. Durch den genauen, reinen und feurigen Vortrag dieser fast immer vierstimmigen Duetten machten wir großes Aufsehen und es kamen die Musikfreunde aus der ganzen Umgegend herbei, um sie von uns zu hören. Auch in einem Concert in Hildesheim, das der dortige Musikdirektor Bischoff (der frühere Unternehmer der Frankenhäuser Musikfeste) veranstaltet hatte, trugen wir eins derselben mit großem Erfolge vor. Gegen den Herbst, als ich eben begonnen hatte, mir ein neues Violinconcert (das neunte D-moll, Op. 55 bei André in Offenbach) für die Winterreise zu componiren, erhielt ich eine Einladung von Musikdirektor Rose in Quedlinburg, ein von demselben dort zu veranstaltendes Musikfest zu dirigiren. Ich nahm diese Einladung sehr gern an und beeilte mich nun, mein Concert zu vollenden, um es dort zum erstenmale vortragen zu können. Beim Einüben desselben war es mir eine große Hülfe, daß Eduard Grund mir am Piano aus der Partitur accompagniren konnte; eine Erleichterung, die ich früher nie gekannt hatte.

Das Musikfest fand am 13. und 14. Oktober 1820 statt und fiel zur vollen Zufriedenheit des Unternehmers und der zahlreichen Zuhörer aus. Am ersten Tage wurde auf meinen Vorschlag Schneider's „Weltgericht“ gegeben, wobei der Componist desselben als Zuhörer anwesend war. Am zweiten Tage kam unter Anderem meine Londoner Symphonie zur Aufführung und wurde ebenso wie mein neues Violinconcert sehr beifällig aufgenommen. Ich fand in Quedlinburg viele meiner früheren Freunde und Bekannten aus Sondershausen, Gotha, Leipzig, Magdeburg, Halberstadt und Braunschweig versammelt und verlebte mit ihnen einige genüßreiche Tage. Nach der Rückkehr von dieser vergnügten

Ausflucht, auf der mich außer meiner Frau auch die Eltern und Eduard Grund begleitet hatten, war es nun aber Zeit, unsere Winterreise, deren Endpunkt Paris sein sollte, anzutreten. Es mußte daher von neuem von den Kindern und Eltern und dem vergnügten Zusammensein in Sandersheim" geschieden werden. Auch Eduard Grund kehrte nach Hamburg zurück, mit der Absicht, im Frühjahr wiederzukommen, um seine Studien unter meiner Leitung fortzusetzen.

Wir nahmen unseren Weg nach Paris über Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe und Straßburg und gaben in allen diesen Städten Concerte. In Frankfurt, wo wir im Hause unseres Freundes Speyer wohnten, waren wir als Künstler in gutem Andenken geblieben; unser Concert im Saale des „Weidenbusch“ war überfüllt, obgleich derselbe bequem achthundert Zuhörer fassen konnte. Mein neues Violinconcert, vom Orchester vortrefflich accompagnirt, machte große Sensation; selbst Hofrath André, der früher immer viel an meinen Compositionen auszuweisen fand, schien mit dieser neuen Arbeit vollkommen zufrieden zu sein, denn er quälte mich schon nach der Probe, es ihm in Verlag zu geben. Obgleich ich dies nun entschieden ablehnte, da mich ein Versprechen an meinen damaligen Verleger Peters in Leipzig band, ihm alle meine neuen Manuscripte zu überlassen, so begann doch André am Abend im Concerte von neuem in mich zu dringen und zwar mit solcher Zähigkeit, daß ich, um nur loszukommen und mich in Ruhe auf meinen Solo-Vortrag vorbereiten zu können, ihm endlich ein „Ja!“ zurief. Diese Uebereilung sollte ich aber hart büßen, denn ob ich gleich Herrn Peters, um mich bei ihm zu entschuldigen, den Vorfall alsbald in aller Umständlichkeit berichtete, so mußte ich doch wegen meiner allzugroßen Nachgiebigkeit gegen Herrn André bittere Vorwürfe hören. Das neue, nun zum erstenmal mit den Blas-Instrumenten begleitete Clavier-Quintett machte ebenfalls große Sensation und Doretten's gediegenes Clavierspiel, von dem die

Frankfurter Musikkreunde bis dahin gar nichts gewußt hatten, fand den lautesten und allgemeinsten Beifall. Ich freute mich dieses Erfolges noch insbesondere, weil er am Besten geeignet war, meine Frau über das Aufgeben der Harfe zu trösten.

Von den übrigen zwischen Frankfurt und Paris gelegenen Städten und den gegebenen Concerten ist mir durchaus nichts mehr erinnerlich; von Heidelberg nur muß ich der Bekanntschaft mit Hofrath Thibaut, die ich damals dort machte, erwähnen. Dieser berühmte Jurist leitete einen von ihm gestifteten Gesangverein, ließ ihn aber mit Ausschluß aller neueren Kirchenmusik, nur altitalienische singen, von der er eine reiche und seltene Sammlung zusammengebracht hatte. Ich kannte bis dahin von dieser Musik weiter nichts, als was ich in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gehört hatte und war daher dem Herrn Hofrath sehr dankbar, daß er mir gestattete, den Uebungen seines Vereines beizuwohnen, wodurch ich mehrere dieser alten Werke, die von demselben sorgfältig eingeübt waren, genau kennen lernte. Die Ansicht Thibaut's, daß diese Musik allein den Kirchenstyl repräsentire, und Alles übertreffe, was seit der Zeit geschrieben ist, kann ich zwar nicht theilen, indem mir das Requiem Mozart's, so unfertig es auch aus den Händen des darüber hingestorbenen Meisters hervorging, allein schon mehr werth ist, als Alles, was ich von früherer Kirchenmusik je gehört habe; doch machte der einfach=grandiose Styl jener Werke damals einen großen Eindruck auf mich, und ich erbat mir daher die Erlaubniß, die Partituren derselben durchzustudiren zu dürfen. Nach einigem Zögern wurde mein Wunsch in der Weise erfüllt, daß ich zu bestimmten Stunden Thibaut's Musiksaal besuchen und die Werke am Piano durchgehen durfte; ein Mitnehmen derselben nach Hause wurde aber nicht gestattet. Ich benutzte diese Vergünstigung täglich und lernte dadurch die Stimmführung und die Harmoniesfolge der alten Meister recht genau kennen. Es kam mir dabei die Lust an, mich auch einmal in einer vielstimmigen Kirchen=Musik alla Capella zu versuchen und



ich führte dies im folgenden Sommer in Gandersheim durch die Composition der zehnstimmigen Messe, Op. 54, aus. Freilich war es mir nicht gegeben, mich in den einfachen Dreiklang=Fortschreitungen der alten Meister zu bewegen; im Gegentheil habe ich in der reichen Modulation der späteren Mozart'schen Weise für die Ausführbarkeit wohl des Guten zu viel gethan.

Ueber unseren Aufenthalt in Paris habe ich damals „Vier Briefe an einen Freund“ in der Leipziger Musikalischen Zeitung, Jahrgang 1821, abdrucken lassen, die hier Platz finden mögen.

### Erster Brief.

Paris, den 15. Dec. 1820.

Ich hoffe, mein geliebter Freund, Du wirst es mir hoch anrechnen, daß ich Dir schon acht Tage nach unserer Ankunft schreibe, jetzt, wo das viele Neue noch so auf mich einstürmt, daß es mir schwer wird, mich gehörig zu sammeln. Allein mein eigner Vortheil will, daß ich des Stoffes nicht zu viel sich anhäufen lasse, weil ich sonst mich wohl gar nicht mehr herauszufinden vermöchte.

Mit klopfendem Herzen fuhr ich durch die Barrière von Paris. Der Gedanke, daß mir nun die Freude zu Theil werden würde, die Künstler persönlich kennen zu lernen, deren Werke mich schon in meiner frühesten Kindheit begeistert hatten, erregte diese lebhafteste Bewegung in mir. Ich versetzte mich in Gedanken in die Zeit meiner Knabenjahre zurück, wo Cherubini mein Idol war, dessen Werke ich in Braunschweig durch das damals dort bestehende französische Theater früher kennen zu lernen Gelegenheit fand, als selbst die Mozart'schen; ich erinnerte mich lebhaft der Abende, wo die „deux journées“ zum erstenmale gegeben wurden, wie ich ganz trunken von dem gewaltigen Eindruck, den dieses Werk auf mich gemacht hatte, mir noch am Abend die Partitur geben ließ und die ganze Nacht darüber saß,

und wie es hauptsächlich diese Oper war, die mir den ersten Impuls zur Composition gab. Den Schöpfer derselben und noch mehrere andere Männer, deren Werke auf meine Ausbildung als Componist und Geiger den entschiedensten Einfluß gehabt haben, sollte ich nun bald sehen.

Wir waren daher auch kaum unter Dach gekommen, als ich es mein erstes Geschäft sein ließ, mehrere dieser Künstler aufzusuchen. Von Allen wurde ich freundlich empfangen und zwischen mir und mehreren entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältniß.

Von Cherubini war mir gesagt worden, er sei im Anfange gegen Fremde zurückhaltend, ja finster; ich fand ihn nicht so. Er empfing mich, ohne daß ich eine Empfehlung gebracht hätte, auf das Freundlichste und lud mich ein, meinen Besuch, so oft ich wollte, zu wiederholen.

Am Abend unserer Ankunft führte uns Kreuzer in die große Oper, wo ein Ballet mit lieblicher, charakteristischer Musik von ihm: „Le carnaval de Venise“ gegeben wurde. Sängern und Tänzern der großen Oper merkt man es an, daß sie gewohnt sind, sich in einem größeren Lokale zu bewegen; sie tragen für diesen, im Vergleich mit dem verlassenen Opernhause, sehr beschränkten Raum viel zu grell auf. Mehrere große Opern, namentlich die Gluck'schen, können jetzt gar nicht gegeben werden, da man nicht einmal den nöthigen Platz für das ganze Orchester hat ausmitteln können. Daher hofft man sehnlichst auf die Vollendung des neuen Opernhauses, das aber doch, so thätig man auch daran arbeitet, vor Mitte des Sommers nicht fertig werden wird. Vor dem Ballet wurde die Oper: „Le Devin du village“, Text und Musik von Rousseau, gegeben. Soll man es loben oder tadeln, daß die Franzosen neben dem vielen Vorzüglichen, wodurch ihr Opern-Repertoire in den letzten zwanzig Jahren bereichert worden ist, noch immer die allerältesten Sachen geben, und ist es wohl ein Zeichen eines fortgeschrittenen, ausgebildeten

Kunstgeschmacks, wenn man sie die ältesten Opern von Gretry in ihrer harmonischen Armuth und Incorrektheit mit eben dem Enthusiasmus oder wohl noch größerem aufnehmen sieht, als die Meisterwerke von Cherubini und Mehul? Mir scheint das nicht so! Wie lange ist es nicht schon her, daß die Opern von Giller und Dittersdorf und Anderen jener Zeit von unseren Repertoiren verschwunden sind, obgleich diese ihrem innern musikalischen Werthe nach den meisten Gretry'schen weit vorzuziehen sind. Freilich ist es auf der anderen Seite wieder sehr niederschlagend, daß bei uns nur das Neue, es sei noch so fade und incorrect, Eingang findet und manches vortreffliche Aeltere darüber zurückgelegt und vergessen wird. Doch kann man es dem Kunstgeschmack der Deutschen hoch anrechnen, daß die Mozart'schen Opern allein eine Ausnahme davon machen, und nun seit länger als dreißig Jahren fortwährend auf allen deutschen Theatern gegeben werden, weil es einen Beweis liefert, daß die deutsche Nation nun endlich von der unübertrefflichen Vollkommenheit dieser Meisterwerke durchdrungen sei und in dieser Ueberzeugung auch nicht irre werden wird, wenn gleich das süße, musikalische Gift, was uns so reichlich von jenseits der Alpen zufließt, noch so weit um sich greifen sollte.

Das Orchester der großen Oper zählt im Vergleich mit den übrigen Orchestern die meisten berühmten und ausgezeichneten Künstler, soll im Ensemble aber dem der italienischen Oper nachstehen. Ich kann darüber noch nicht urtheilen, da ich bis jetzt nur dieses gehört habe. In dem Ballet von Kreuger, welches vom Orchester mit großer Genauigkeit gespielt wurde, erfreute mich ein Oboesolo, welches von Herrn Voigt meisterhaft vortragen wurde. Diesem Künstler ist es gelungen, seinem Instrumente eine vollkommene Gleichheit des Tons und der Intonation in dem ganzen Umfange von c bis zweigestrichen f zu geben, ein Bestreben, woran fast alle Oboisten scheitern. Sein Vortrag ist überdies voll Grazie und Geschmack.

Weniger als das erstemal habe ich mich vor einigen Tagen in der großen Oper erbaut. Man gab „Les mystères d'Isis.“ Nur zu gerecht sind die Klagen der Verehrer Mozart's über die Umgestaltung der herrlichen Zauberflöte in dieses Machwerk, welches bei seinem Erscheinen von den Franzosen selbst in les misères d'ici umgetauft wurde. Man schämt sich, daß es Deutsche waren, die sich so an dem unsterblichen Meister versündigten. Es ist nichts unangetastet geblieben, als die Ouvertüre; alles Uebrige ist durcheinander geworfen, verändert und verstümmelt. Die Oper fängt mit dem Schlußchor der Zauberflöte an; dann folgt der Marsch aus Titus, dann bald dieses, bald jenes Bruchstück aus anderen Mozart'schen Opern, sogar auch ein Stückchen einer Haydn'schen Symphonie, dazwischen dann Recitative von des Herrn Lachnith eigener Fabrik. Ärger aber als dieses ist es, daß die Bearbeiter vielen freundlichen, selbst komischen Stellen der Zauberflöte ernstern Text untergelegt haben, wodurch die Musik dieser Stellen nun zur Parodie des Textes und der Situation wird. So singt z. B. hier die Papagena die charakteristische Arie des Mohrs: „Alles fühlt der Liebe Freuden u.“ und das liebliche Terzett der drei Knaben: „Seid uns zum zweitenmal willkommen u.“ wird von den drei Damen gesungen. Aus dem Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen u.“ ist ein Terzett geworden u. s. w. Am ärgsten ist es aber, daß man sich sogar Veränderungen in der Partitur erlaubt hat; so fehlt z. B. in der Arie: „In diesen heil'gen Hallen u.“ bei der Stelle: „So wandelt er an Freundes Hand u.“ der nachahmende Bass



der hier nicht allein der Harmonie wegen unentbehrlich, sondern auch auf das Wandeln deutend, so charakteristisch ist, ganz und

gar, und die Bässe schlagen statt dessen nur das h einigemal an. Wie nüchtern und kahl diese in Deutschland so oft bewunderte Stelle nun klingt, kannst Du Dir leicht denken. Ferner haben die Bearbeiter in den Gesängen der drei Damen, wo bei Mozart die dritte Gesangstimme nur durch die Violinen verstärkt und gestützt wird, auch Violoncello und Contrebässe gesetzt, so daß der Baß bei diesen zarten nur dreistimmig gehaltenen Stellen in drei verschiedenen Octaven liegt, was einem gebildeten Ohr unträglich klingt. Und so gibt es solcher Verfündigungen noch mehrere. Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie von jeher diese vandalische Verstümmelung eines großen Meisterwerks (die ihnen bei der Unbekanntheit mit dem Original nicht einmal in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt geworden ist) entschieden gemißbilligt haben; aber wie kommt es, daß die mystères demohngeachtet seit achtzehn bis zwanzig Jahren ruhig auf dem Repertoire bleiben, da doch hier das Publikum, wie ich das täglich sehe, so despotisch im Theater regiert und Alles durchzusehen weiß, was es will!

Die Aufführung konnte mir als Deutschen nicht genügen. Selbst die Ouvertüre ging nicht so gut, als sie von einem so herrlichen Vereine vorzüglicher Künstler hätte gegeben werden können. Sie wurde zu schnell genommen und nach dem Ende zu noch mehr getrieben, so daß die Geiger zuletzt statt der Sechszehnthelle nur Achtel spielen konnten. Die Sänger der großen Oper, die im declamatorischen Gesange ihre großen Verdienste haben mögen, sind wenig geeignet, die zarten Gesänge der Zauberflöte befriedigend zu geben. Sie singen sie mit einer Verbheit, die alles Zarte davon abstreift. Die Ausstattung an Dekorationen, Garderobe und Tanz ist anständig, doch nicht so prächtig, als ich erwartet hatte. — Gestern besuchten wir die große Oper zum drittenmal und sahen „Clari“, ein großes Ballet in drei Aufzügen, Musik von Kreutzer. So wenig ich auch das Ballet liebe, und so wenig mir selbst das Pantomimische des Aufwandes

von Kunstmitteln werth scheint, die hier daran verschwendet werden, so leugne ich doch nicht, daß das Pariser einigemal, bis man durch die Monotonie der mimischen Bewegungen und durch die noch größere der Tänze ermüdet ist, angenehm unterhalten kann. Allein selbst so vollkommen gegeben, wie hier, erscheint mir die Pantomime in der Armuth ihrer Zeichen, die immer erst einer gedruckten Erklärung bedürfen, neben dem recitirenden Schauspiel, wie ein Schattenriß neben einer Zeichnung. Man möge ihn noch so sehr herausputzen durch goldenen Grund, verzierte Umgebung (wie hier das Ballet durch Pracht der Dekorationen und Kleider), er gibt nur die Umrisse und das Leben fehlt. So möchte ich auch das Schauspiel neben der Oper einer Zeichnung neben dem Gemälde vergleichen. Durch den Gesang erhält die Dichtung erst das Colorit, und nur ihm, unterstützt von der Gewalt der Harmonie, gelingt es, die unnennbaren, bloß geahnten Regungen der Seele auszudrücken, die die Sprache nur anzudeuten sich begnügen muß. Die Musik zu „Clari“ ist sehr gelungen, und besonders im zweiten und dritten Akt von hinreißender Wirkung. Sie erleichtert durch richtiges Ausmalen der Leidenschaften das Verstehen der Handlung sehr, und enthält einen Schatz lieblicher Melodien, von denen zu bedauern ist, daß sie nicht einer Oper zu Theil geworden sind. Demoiselle Bigottini gab die Hauptrolle und entwickelte ein tiefes Studium des Mienen- und Gebarden-Spieles. Daß sie den Ausdruck ihrer Gesichtszüge bei höchst leidenschaftlichen Situationen bis zur Grimasse steigert, mag wohl daran liegen, daß sie bisher immer in einem großen Lokale auftrat, wo der Entfernung wegen stark aufgetragen werden mußte. Vielleicht scheint es mir als Deutschen aber auch nur so, denn der Beifall war nie lärmender, als wenn sie (für mein Gefühl) die Grenze des Schönen und Graziösen überschritt.

Vor dem Ballet gab man „Le rossignol“, Oper in einem Akt, nach welcher die deutsche von Weigl componirte Oper: „Nachtigall und Rabe“ bearbeitet worden ist. Die Musik der französ-

fischen ist unbedeutend und wurde mir nur interessant durch das von Herrn Tulou meisterhaft vorgetragene Flötensolo. Es ist unmöglich, einen schöneren Ton zu hören, als Herr Tulou seinem Instrumente zu entlocken weiß. Seitdem ich ihn hörte, kommt es mir nicht mehr so unpassend vor, wenn unsere Dichter den Wohlklang einer schönen Stimme dem Flötenton vergleichen.

### Zweiter Brief.

Paris, den 31. December 1820.

Bierzehn Tage, sehr genussreich, sind seit Abgang meines ersten Briefes verflossen, und viel Schönes haben wir seitdem gesehen und gehört; doch muß ich mich für jetzt begnügen, Dir nur von dem zu schreiben, was in nächster Beziehung zu meiner Kunst steht. Ich habe nun vor Künstlern und Dilettanten, Kennern und Laien, als Geiger und Componist debütirt, zuerst bei Herrn Baudiot, erstem Violoncellisten der königlichen Kapelle, Tags darauf bei Kreuzer und seitdem noch in drei Gesellschaften. Bei den beiden ersten waren fast nur Künstler gegenwärtig, bei Kreuzer besonders fast alle ausgezeichneten Componisten und Geiger von Paris. Ich gab mehrere meiner Quartetten und Quintetten und am zweiten Tage mein Nonett zu hören. Die Componisten sagten mir viel Schönes über die Composition, die Geiger über mein Spiel. Von Lehrern waren Viotti, beide Kreuzer, Baillot, Lafont, Habeneck, Fontaine, Guerin und mehrere Andere, deren Namen in Deutschland nicht so bekannt sind, zugegen, und Du siehst wohl, daß es dasmal galt und daß ich mich zusammen nehmen mußte, um meinen Landsleuten Ehre zu machen. Die Partien der Blas-Instrumente meines Nonetts waren durch die fünf Künstler besetzt, von deren meisterhafter Execution der Reicha'schen Quintetten Du oft in den Berichten aus Paris gelesen haben wirst. Ich hatte die Freude, zwei dieser Quintetten von ihnen zu hören, behalte mir aber vor, Dir ausführlich darüber zu schreiben, wenn ich

deren erst noch mehrere kennen werde. Auf allgemeines Verlangen der anwesenden Künstler mußten sie mein Monett an demselben Abend noch einmal wiederholen; und hatten mich die Mitspielenden schon das erstemal durch die Fertigkeit, mit der sie dieses schwere Musikstück *a prima vista* lasen, in Erstaunen gesetzt, so befriedigten sie mich bei der Wiederholung noch weit mehr dadurch, daß sie nun in den Geist der Composition eindringen und ihn wiedergaben.

Der junge Clavierspieler Herz, von dem Du ebenfalls in dem Pariser Musikalischen Allerlei gelesen haben wirst, spielte auch an jenem Abend zweimal, zuerst Variationen von sich, über ein Thema aus der Schweizerfamilie, dann die bekannten Variationen von Moscheles über den Alexander-Marsch. Die außerordentliche Fertigkeit dieses jungen Mannes setzt in Erstaunen; doch scheint auch bei ihm, wie bei allen hiesigen jungen Künstlern, die ich bis jetzt hörte, die technische Ausbildung der geistigen vorgeschritten zu sein; er würde doch wohl sonst in einer Gesellschaft, in der nur Künstler zugegen waren, etwas Anderes und Gebiegeneres, als diese halsbrechenden Kunststücke zu hören gegeben haben. Es ist aber auffallend, wie Alles hier, Jung und Alt, nur darnach strebt, durch mechanische Fertigkeit zu glänzen, und Leute, in denen vielleicht der Keim zu etwas Besserem liegt, ganze Jahre, mit Ausbieten aller ihrer Kräfte dazu verwenden, ein einziges Musikstück, was als solches oft nicht den mindesten Werth hat, einzuüben, um dann öffentlich damit auftreten zu können. Daß bei solchem Verfahren der Geist getödtet werden müsse, und aus solchen Leuten nicht viel Besseres werden könne, als musikalische Automaten, ist leicht begreiflich. ||

Man hört daher auch in den hiesigen Musikgesellschaften selten oder nie ein ernstes, gebiegenes Musikstück, etwa ein Quartett oder Quintett von unseren großen Meistern; jeder reitet nur sein Paradespferd vor; da gibt es nichts, als *airs variés*, *rondos favoris*, *nocturnes* und dergleichen Bagatellen mehr, und von den



Sängern Romanzen und kleine Duetten, und wenn dies Alles auch noch so incorrekt und fade ist, es verfehlt seine Wirkung nie, wenn es nur recht glatt und süß vorgetragen wird. Arm an solchen niedlichen Kleinigkeiten, bin ich mit meiner ernstesten, deutschen Musik übel daran und habe in solchen Musikgesellschaften nicht selten das Gefühl eines Menschen, der zu Leuten spricht, die seine Sprache nicht verstehen; denn wenn ich auch manchmal von diesem oder jenem Zuhörer das Lob, was er meinem Spiele zollt, mit auf die Composition ausgedehnt höre, so darf ich darauf nicht stolz sein, da er gleich nachher die trivialsten Sachen mit denselben Lobsprüchen begleitet. Man erröthet, von solchen Kennern gelobt zu werden. Ebenso ist es auch in den Theatern; der große, tonangebende Haufen weiß durchaus das Schlechteste vom Besten nicht zu unterscheiden; er hört mit demselben Entzücken „le jugement de Midas“ wie „les deux journées“ oder „Joseph“. Man braucht nicht lange hier zu sein, um der schon öfter ausgesprochenen Meinung beizutreten, daß die Franzosen ein unmusikalisches Volk sind.

Selbst die hiesigen Künstler sind dieser Meinung und antworten mir oft, wenn ich in dieser Beziehung von Deutschland rede: „Ja, dort liebt und versteht man Musik, hier nicht.“ So wird es auch erklärlich, wie in Paris eine herrliche Musik zu einem schlechten Theaterstück durchfallen und eine erbärmliche Musik zu einem guten großen Glück machen kann.

Dies hat mir nun auch schon alle Lust geraubt, für eins der hiesigen Theater zu schreiben, wie ich früher wohl sehr gewünscht habe; denn abgerechnet, daß ich hier wie ein junger Componist von vorn anfangen müßte, da man von meinen Compositionen bis auf einige Violinsachen noch wenig oder nichts kennt, abgerechnet ferner, daß ich mich durch tausend Rabalen, die sich gegen mich als Fremden doppelt fürchtbar erheben würden, durchzuarbeiten hätte, bis ich mein Werk zur Aufführung bringen könnte, so wäre ich am Ende mit dem Bewußtsein, gute Musik

geschrieben zu haben, doch des Erfolges noch nicht gewiß, der hier, wie gesagt, fast allein vom Stücke abhängt. Man sieht dies schon aus den Beurtheilungen neuer Opern in den hiesigen Journalen, wo vom Text seitenlang die Rede ist, und der Musik nur mit ein paar Worten im Vorbeigehen erwähnt wird.

Wäre es nicht so lukrativ, für die hiesigen Theater zu schreiben, so würde sich schon längst kein guter Componist mehr dazu hergegeben haben. So aber, bei dem bedeutenden Gewinn, den eine Oper, wenn sie gefällt, auf die ganze Lebenszeit einträgt, entstehen fast täglich neue Werke; Dichter und Componist flennen unaufhörlich auf neue Effekte, versäumen darüber aber nicht, das Publikum durch die Journale monatelang zu bearbeiten, sorgen am Abend der Aufführung für eine gehörige Anzahl Platscher im Parterre, um durch alles dies ihrem Werke eine brillante Aufnahme und sich durch diese oft wiederholte Aufführungen am Ende reiche Einnahmen zu verschaffen. Wäre in Deutschland auch nur halb so viel mit einer Oper zu gewinnen, so würden wir bald eben so reich an vorzüglichen Theater-Componisten sein, wie wir es jetzt an Instrumental-Componisten sind, und man würde dann nicht mehr nöthig haben, das Fremde auf unsere Bühnen zu verpflanzen, das der Kunstbildung der Deutschen größtentheils so unwürdig ist.

Daß wir nun nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte die Theater alle und wiederholt besucht haben, versteht sich von selbst. Ich bin doppelt froh darüber, da sich jetzt bei vermehrter Bekanntschaft die Engagements für Mittag und Abend so gehäuft haben, daß wir in den nächsten vierzehn Tagen wohl nur wenige Abende dem Theater widmen können.

Vom Théâtre français, dem Odéon und den vier kleinen Theatern schreibe ich Dir nicht, weil sie in musikalischer Hinsicht nichts Bemerkenswerthes darbieten. In den beiden ersten hört man nur entr'actes, und in den vier andern fast nichts als Baudévilles. Daß diese Gattung von Theaterstückchen (die, Apoll und

den Musen sei es gedankt, bis jetzt noch in kein anderes Land verpflanzt worden ist) hier so sehr geliebt wird, daß vier Theater sie fast ausschließlich geben, beweist wohl am bündigsten, daß die Franzosen unmuftikalisch sind; denn ärger kann die heilige Kunst nie und nirgends gemißbraucht werden, als in diesen Gesängen, die weder gesungen, noch gesprochen, sondern in Intervallen herausgepoltert werden, die mit der vorgeschriebenen Melodie und der sie begleitenden Harmonie im grellsten Widerspruche sind. Es sind auch alle Franzosen von Geschmack einverstanden, daß die Baudevilles, die früher nur in einem Theater gegeben wurden, durch ihre Vermehrung den Sinn für wahre Musik immer mehr ersticken und daher auf die Kunstbildung sehr nachtheilig einwirken. Wir haben diese Theater jedes einmal besucht, um die berühmten Komiker Brunet, Pothier und Perlet kennen zu lernen, werden uns aber wohl zu keinem zweiten Besuche entschließen können, da der Genuß, den jene Künstler durch ihren Witz und ihre unerschöpfliche Laune gewähren, durch das Anhören so schlechter Musik zu theuer erkauft wird. Merkwürdig war mir in diesen Theatern die Geschicklichkeit der Orchester, mit der sie dem Sänger, der sich nicht im mindesten an den Takt und die Geltung der Noten bindet, zu folgen wissen. Dies ist aber auch ihr größtes Verdienst; im Uebrigen sind sie ziemlich mittelmäßig.

Das italienische Theater haben wir öfter besucht und manchen Kunstgenuß dort gehabt. Gestern sahen wir endlich denn auch „Don Juan“, nachdem er ziemlich lange ausgesetzt war. Das Haus war wieder, wie bei den früheren Aufführungen, überfüllt, und Hunderte von Menschen konnten schon eine halbe Stunde vor Anfang keinen Platz mehr finden. Ich wurde versucht zu glauben, die Pariser hätten nun endlich die klassische Vortreflichkeit dieses Werkes begriffen und drängten sich in immer größerer Menge herbei, um es zu genießen; diese Meinung gab ich aber bald wieder auf, als ich sah, daß die herrlichsten Nummern der Oper, das erste Duett, das Quartett, das große Septett

und so manches andere, ohne Eindruck auf sie zu machen, vorübergehend, und nur zwei Nummern rauschenden Beifall erhielten, der überdies mehr den Sängern, als dem Componisten galt.

Diese zwei Nummern, die jedesmal da capo verlangt werden, waren das Duett zwischen Don Juan und Zerline: „Reich' mir die Hand mein Leben u.“ und die Arie von Don Juan: „Treibt der Champagner u.“, ersteres, weil es Herrn Garcia an Tiefe fehlt, in b und letztere gar einen ganzen Ton höher, in c transponirt. Madame Fodor-Mainville, die wohl gewußt hat, daß die Gesangstücke der Zerline den Pariserern mehr als alles Uebrige der Oper gefallen würden, wählte sich wohlweislich diese Rolle, und der Erfolg hat bewiesen, daß sie richtig calculirte. Was kümmert sie, daß die Oper nun ganz verkehrt besetzt worden ist, wenn ihr nur rauschender Beifall zu Theil wird. Diesen kann ihr der Kenner aber nur dann zollen, wenn er vergißt, daß sie die Rolle eines Bauernmädchens gibt, und wenn er ganz auf Wahrheit der Darstellung Verzicht leistet; denn sie schmückt die einfachen Gesänge ihrer Partie mit einer Menge hochtrabender Verzierungen aus, die, so herrlich sie sie auch ausführt, doch hier doppelt verwerflich sind, erstlich, weil sie in Mozart'sche Musik überhaupt nicht hinein gehören, und zweitens, weil sie dem Charakter der Rolle nicht angemessen sind. Diese abgerechnet, gewährt es freilich einen ungewohnten Genuß, diese Parthie, die in Deutschland gewöhnlich durch die dritte Sängerin besetzt ist, hier von der ersten und einer so ausgezeichneten singen zu hören. Herr Garcia als Don Juan thut des Guten auch zu viel. Wo es sich nur einigermaßen schicken will, ist er gleich mit einer ellenlangen Verzierung bei der Hand. Am unschädlichsten sind diese in dem Ständchen, wo die figurirte Mandolin-Begleitung auch die allereinfachste verbietet. Nichts desto weniger läuft er die kreuz und quer herum, und um dieses bequemer zu können, läßt er das Tempo recht langsam nehmen. Dafür singt er aber seine Arie: „Treibt der Champagner u.“ unvergleichlich, und ich

gestehe, diese Arie noch nie so gut gehört zu haben. Es kommt ihm dabei die geläufige, italienische Zunge sehr zu statten, und anstatt daß unseren deutschen Sängern gewöhnlich der Athem dabei ausgeht, steigert sich bei ihm die Kraft bis zum Schluß.

Die übrigen Rollen sind mehr oder weniger gut besetzt, keine aber schlecht, und man muß es mit Dank anerkennen, daß Jeder sein Möglichstes thut, um dem Werke Ehre zu machen. Man kann auch mit der Aufführung sehr zufrieden sein, sobald man vergißt, zu welchen Ansprüchen man bei einem so berühmten Künstlerverein berechtigt ist. So viel wird einem Deutschen aber doch bald klar, daß diese Sänger, die nur italienische, besonders Rossini'sche Musik in höchster Vollendung geben, die Mozart'sche nicht mit gleicher Trefflichkeit executiren können; die Gattung ist gar zu verschieden. Der weichliche, süße Vortrag, der bei jener ganz am Plage ist, verwißt hier zu sehr den energischen Charakter, der dem Don Juan vor allen anderen Mozart'schen Opern eigen ist.

Das Orchester, das die Pariser immer das erste der Welt nennen, gab an diesem Abend doch einige Blößen. Erstlich fehlten die Blas-Instrumente zweimal recht auffallend, und zweitens schwankte es mehremale so, daß der Direktor zum Takt schlagen seine Zuflucht nehmen mußte. Ich bin von neuem in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß ein Theater-Orchester, sei es auch noch so vortrefflich, wegen der weiten Entfernung der beiden äußersten Enden, nicht anders als durch unausgesetztes Taktgeben dirigirt werden sollte, und daß es nichts taugt, wenn er, wie Herr Grasset, durch Bewegungen des Körpers und der Geige fortwährend den Takt markirt. Im Uebrigen ist dies Orchester wegen der Discretion, mit der es den Gesang begleitet, mit Recht berühmt und könnte darin den übrigen Pariser, sowie manchen deutschen, zum Muster dienen.

Auch der Chor ist vortrefflich und war beim Schluß-Allegro des ersten Finale von besonders kräftiger, herrlicher Wirkung.

Warum wurde aber auch hier, wie fast allenthalben, dieses Allegro wieder so unmäßig schnell genommen? Bedenken denn die Direktoren gar nicht, daß sie dadurch die Kraft nur lähmen, anstatt sie zu steigern, und daß die Triolen-Figuren der Geigen, die den breiten Massen erst Leben und Bewegung geben müssen, bei so rasend-schneller Bewegung gar nicht mehr deutlich und kräftig herausgebracht werden können und man am Ende statt des lebendigen Ganzen nur skelettirte Umrisse ohne Ausfüllung zu hören bekommt?!

Wenn man so einem herrlichen Musikstücke durch falsches Tempo seinen Effekt schmälern hört, wird von neuem der Wunsch rege, daß doch endlich die Bezeichnung der Tempi, auf Mälzel'sche oder Weber'sche Weise (oder besser noch auf beide zugleich) allgemein werden möchte. Freilich müßten die Direktoren sich dann auch gewissenhaft darnach richten und nicht, wie jetzt, ihrem eigenem Gefühl unbedingt folgen wollen.

### Dritter Brief.

Paris, den 12. Januar 1821.

Mit erleichtertem Herzen melde ich Dir, mein geliebter Freund, daß mein öffentliches Debüt nun auch glücklich überstanden ist. Es bleibt für einen fremden Geiger immer ein gewagtes Unternehmen, in Paris aufzutreten, da die Pariser, in dem Wahn befangen, die ersten Geiger der Welt zu besitzen, es beinahe wie eine Arroganz betrachten, wenn ein Fremder sich Talent genug zutraut, einen Vergleich mit diesen aushalten zu können.

Ich darf mir daher wohl auf die brillante Aufnahme, die mir vorgestern zu Theil wurde, ein wenig zu gute thun, um so mehr, da ich den Zuhörern, etwa ein Duzend ausgenommen, persönlich fremd war, und sich unter ihnen keine durch Freibillets erkaufte Klatscher befanden. Ich hatte mich aber auch sehr sorgfältig vorbereitet und wurde durch das sorgsame, von Herrn

Habeneck geleitete Accompagnement gehörig unterstützt. Auch war ich nicht im mindesten befangen, was mir sonst, wenn ich in einem fremden Lande zum erstenmal aufträte, wohl geschieht, und was auch im vorigen Jahre in London der Fall war. Den Grund davon glaube ich in dem Umstande zu finden, daß ich hier vor dem öffentlichen Auftreten bereits vor allen ausgezeichneten Künstlern gespielt hatte, in London aber schon acht Tage nach unserer Ankunft, ohne von irgend Jemand vorher gehört worden zu sein, im philharmonischen Concert auftreten mußte.

Ehe ich in die Details des Concerts eingehe, muß ich Dir wohl erzählen, auf welche Weise ich es gab. Wenn es schon in jeder andern Stadt ein lästiges Geschäft ist, ein Concert zu arrangiren, so ist es vollends in dem weitläufigen Paris, wo täglich so viele Theater spielen, so vielerlei concurrirt und so manches Hinderniß zu beseitigen ist, eine wahrhaft herkulische Arbeit. Ich glaube auch, daß dies die Ursache sein mag, warum so viele Künstler, die nach Paris kommen, darauf Verzicht leisten, ein öffentliches Concert zu geben, das freilich auch außerdem, durch die enormen Kosten von beinahe 3000 Franken, immer ein gewagtes Unternehmen bleibt. Wenn mir nun schon an anderen Orten diese Geschäfte im höchsten Grade zuwider sind, so kannst Du Dir denken, wie ich mich hier davor fürchtete. Um diesen nun auszuweichen, kam ich auf die Idee, der Administration der großen Oper den Vorschlag zu thun, mit mir gemeinschaftlich zur Theilung der Kosten und der Einnahme eine Abend-Vorstellung zu geben, von der die erste Hälfte durch ein Concert, die zweite durch ein Ballet auszufüllen wäre. Wider Erwarten aller Derer, mit denen ich davon gesprochen hatte, wurde dieser Vorschlag angenommen.

Die Zustimmung des Ministers verzögerte sich aber so lange, daß das Concert nur drei Tage vorher angekündigt werden konnte, und diesem Umstande schreibe ich es zu, daß das Haus, obgleich gut besetzt, doch nicht so angefüllt war, als ich es bei diesem, für

die Pariser ganz neuen und durch seine Neuheit anziehenden Arrangement erwartet hatte. Die Hälfte, die mir nach Abzug der Kosten zu Theil wurde, war daher freilich nicht sehr bedeutend; da ich indessen nicht darauf gerechnet hatte, hier viel zu gewinnen, so bereue ich dies Arrangement keineswegs, da es mich unendlicher Mühe überhoben, und mir doch Gelegenheit verschafft hat, öffentlich aufzutreten.

Ich gab von meinen Compositionen: die *Duvertüre* aus „*Alruna*“, das neueste *Violinconcert* und den *Potpourri* über das *Duett* aus „*Don Juan*“. Dazwischen wurden eine *Cavatine* von *Rossini*, gesungen von *Demoiselle Cinte*, und ein *Duett* von ebendenselben, gesungen von den Herren *Bordogni* und *Levasseur*, eingeschoben. Die *Duvertüre* war bei der Probe dreimal wiederholt worden und ging daher am Abend, wenn auch nicht so gut, wie das letztemal in der Probe, doch so, daß das Publikum der *Execution* seinen Beifall nicht versagen konnte. Im *Concerte* sowohl wie im *Potpourri* fehlten einige der *Blasinstrumente* ein paarmal aus einer, den Franzosen ziemlich gewöhnlichen Nachlässigkeit im *Pausiren*; es wurde aber dadurch glücklicherweise nicht viel verdorben. Der Beifall des Publikums sprach sich in lebhaftem *Applaudiren* und *Bravorufen* unzweideutig aus. Nicht so günstig lautet heute die Kritik der meisten *Journalisten*. Ich muß Dir dies Räthsel lösen. Diese Herren sind es gewohnt; daß jeder öffentlich Auftretende, sei er Fremder oder Einheimischer, ihnen die *Visite* mache, sich ein günstiges Urtheil erbitte und einige *Freibillets* demüthigst überreiche. Fremde Künstler, um diesen unangenehmen *Visiten* zu entgehen, kleiden ihr *Gesuch* allenfalls auch wohl nur schriftlich ein und überscheiden so die *Freibillets*; oder, was auch schon öfters geschehen ist, veranlassen ein ihnen gewogenes Haus, an das sie empfohlen sind, die Herren *Journalisten* zum *Mittagsessen* einzuladen, wo man ihnen dann am bequemsten zu verstehen geben kann, was man vor und nach dem *Concert* von sich gern gesagt haben möchte.



Dies mag wohl dann und wann auch bei uns in Deutschland geschehen; doch glaube ich nicht, daß irgendwo die Kritik so feil sein kann, wie hier. Man hat mich versichert, daß die vorzüglichsten Künstler des Théâtre français, Demoiselle Mars und selbst Talma, bedeutende Summen jährlich an die Journalisten zahlen, um diese Herren immer beim Guten zu erhalten, und daß diese sich aus einer Geldverlegenheit nie sicherer heraushelfen können, als wenn sie irgend einen geachteten Künstler so lange angreifen, bis er sich gutwillig zu einem Geldtribut versteht. Wie aber eine solche käufliche Kritik noch im mindesten geachtet werden kann, begreife ich nicht. Genug, diese Supplikanten-Bistten hatte ich nicht gemacht, weil sie mir eines deutschen Künstlers unwürdig schienen, und glaubte, das Schlimmste, was daraus entstehen könnte, sei, daß die Journalisten meines Concerts gar nicht erwähnen würden. Da diese aber für ihre Person bei jeder Vorstellung der großen Oper freien Eintritt haben, so hatte ich mich darin doch geirrt. Sie reden alle davon; einige mit unbedingtem Lobe; die meisten hingegen mit einem Aber, wodurch das Lob mehr wie genug entkräftet wird. In allen diesen Berichten spricht sich aber die französische Eitelkeit recht selbstgefällig aus. Alle fangen damit an, ihre eigenen Künstler und ihre Kunstbildung über die aller andern Nationen zu erheben; sie meinen, das Land, welches die Herren Baillet, Lafont und Habeneck besigt, brauche kein anderes, um seine Geiger zu beneiden; und wenn man hier demungeachtet das Spiel eines Fremden mit Enthusiasmus aufgenommen habe, so sei dies bloß ein Beweis, wie gastfreundschaftlich die Franzosen überhaupt gegen Fremde seien. Diese Eitelkeit abgerechnet, sind die Berichte aber doch sehr widersprechend. In der „Quotidienne“ hieß es z. B.: „Mr. Spohr aborde, avec une incroyable audace, les plus grandes difficultés, et l'on ne sait ce qui étonne le plus ou son audace ou la sûreté avec laquelle il exécute ces difficultés;“ im „Journal des Débats“ hingegen: „Le concert exécuté par

Mr. Spohr n'est point surchargé de difficultés etc.“ Ebenso verschiedener Meinung sind die Herren über den Werth oder Unwerth meiner Compositionen. Die meisten finden sie gut, ohne indessen zu sagen, warum; der „*Courier des spectacles*“ aber, der mich überhaupt gewaltig mitnimmt, sagt davon: „C'est une espèce de pacotille d'harmonie et d'enharmonie germaniques que Mr. Spohr apporte, en contrebande, de je ne sais quelle contrée d'Allemagne.“ Dafür ist aber Rossini sein Mann, von dem es weiter unten heißt: „Cet Orphée moderne a défrayé de chant le concert de Mr. Spohr et il lui suffit pour cela de prêter une petite aria et un petit duo bouffo.“ Als Geiger habe ich indessen mehr Gnade vor seinen Augen gefunden; er sagt nämlich: „Mr. Spohr comme exécutant est un homme de mérite; il a deux qualités rares et précieuses, la pureté et la justesse,“ schließt dann aber seine Phrase als ächter Franzose: „s'il reste quelque temps à Paris, il pourra perfectionner son goût et retourner ensuite, former celui des bons Allemands.“ Wenn doch der gute Mann wüßte, was die bons Allemands von dem Kunstgeschmacke der Franzosen denken?!

Diese lächerliche Eitelkeit der Pariser äußert sich auch in ihren Gesprächen; spielt dieser oder jener ihrer Künstler etwas, so fragen sie gleich: „Nun, haben Sie in Deutschland wohl etwas Aehnliches aufzuweisen?“ Oder stellen sie einen ihrer ausgezeichneten Künstler dem Fremden vor, so nennen sie ihn nicht etwa den ersten von Paris, sondern gleich den ersten der Welt, obgleich keine Nation das, was das Ausland Vorzügliches besitzt, weniger kennt, als sie in ihrer für ihre Eitelkeit so glücklichen Unwissenheit.

Daß ich Dir bis jetzt noch nichts von den Musikern in der Hofkapelle schrieb, wird Dich gewundert haben; ich zögerte aber absichtlich damit, um auch erst einige von Cherubini's Messen gehört zu haben. Lesueur und Cherubini, die beiden Hofkapellmeister, wechseln nämlich alle drei Monat in der Direktion

ab; unsere Ankunft traf in das Semester von Lesueur, und das Cherubini's fing erst mit dem ersten Januar an. Die Kapellmeister dirigiren die Musik aber nicht selbst, sondern präsidiren nur in ihrer Hofkleidung an der Spitze des Sängersonnals, ohne an der Aufführung thätigen Antheil zu nehmen. Der eigentliche Musikdirektor ist Plantade; Kreuzer Vorgeiger bei der ersten und Baillot bei der zweiten Violine. Das Orchester ist aus den vorzüglichsten Künstlern von Paris zusammengesetzt, der Chor kräftig und gut. Man macht von jeder Messe ein oder zwei Proben, und unter Plantade's sicherer und feuriger Direktion geht Alles sehr gut.

War ich gleich durch des Herrn Sievers Berichte schon vorbereitet, hier Musik zu hören, die sich im Styl von dem, was man bei uns in Deutschland Kirchenstyl nennt, sehr weit entfernt, so wurde ich doch durch den brillanten Theaterstyl in einer Messe von Plantade, die ich beim ersten Besuch der Kapelle am 17. vorigen Monats hörte, nicht wenig überrascht. Es ist darin auch nicht der leiseste Anklang von gebundenem Styl, keine Spur von kanonischer Führung der Stimmen, noch viel weniger von einer Fuge. Dies abgerechnet, recht hübsche Gedanken und gute Instrumentirung, die in einer komischen Oper ganz an ihrem Plage wären. Das Schluß-Allegro, wahrscheinlich über die Worte: Dona nobis pacem (gewiß weiß ich es nicht, da die Franzosen das Lateinische auf eine dem deutschen Ohr sehr unverständliche Weise aussprechen) war so ganz im Styl eines Opern-Finales (wie diese gewöhnlich mit drei oder viermal gesteigertem Tempo), daß ich beim Schluß, ganz den Ort vergessend, wo ich mich befand, erwartete, der Vorhang werde fallen und das Publikum applaudiren.

Am 24. December des Nachts 12 Uhr hörten wir die sogenannte messe de minuit, dasmal von Lesueur's Composition. Vorher mußten wir eine große Geduldsprobe bestehen, indem wir während zwei ziemlich langer Stunden, von zehn bis zwölf Uhr,

nichts als Psalmen, auf die eintönigste Weise abgesungen, dann und wann mit barbarischem Zwischenspiele der Orgel unterbrochen, anzuhören bekamen. Um zwölf Uhr fing endlich die Messe an. Wieder der frivole Theaterstyl, wie in der von Plantade, in der feierlichen Mitternachtsstunde aber nur noch widerlicher. Was mich dabei am meisten wunderte, besonders von Lesueur, der hier in dem Rufe eines vorzüglichen Harmonikers steht und als Harmonielehrer, wenn ich nicht irre, im Conservatorium Unterricht erteilt, nicht einmal vierstimmige Führung der Gesangsstimmen! Mag es auch in der Oper zuweilen von Wirkung sein, wenn man nur zweistimmig schreibt, die Soprane mit den Tenoren und die Alte mit den Bässen in Octaven gehen läßt, theils um den gewöhnlich schlechten Theaterchören die Execution zu erleichtern, theils um mehr materielle Kraft dadurch zu erreichen, so scheint es mir doch ganz barbarisch, dieses in der Kirche einzuführen, und ich möchte daher wohl wissen, was Herr Lesueur, der gewiß ein denkender Künstler ist, dabei beabsichtigt. An die Stelle des Offertoriums waren Variationen von Nadermann für Harfe, Horn und Violoncell eingeschoben, vom Componisten und den Herren Dauprat und Baudiot vorgetragen. Du weißt, daß mir in Deutschland ein ernstler Symphonien-Satz an dieser Stelle schon zu weltlich vorkam, kannst Dir daher leicht denken, welchen widrigen Eindruck diese galanten, französischen Harfen-Variationen in einer Messe um die Mitternachtsstunde auf mich machen mußten, und doch sah ich die Anwesenden andächtig beten. Wie gelingt es ihnen nur, bei solcher trivialen Musik einen frommen Gedanken zu fassen! Entweder ist diese für sie ohne alle Bedeutung, oder sie verstehen ihr Ohr gänzlich zu verschließen; denn sonst müßten sie unausbleiblich dadurch, wie ich, an das Ballet der großen Oper erinnert worden sein, wo diese drei Instrumente bei den üppigsten Tänzen auf gleiche Weise gebraucht werden. Die Harfe, obgleich in uralten Zeiten das Lieblings-Instrument eines frommen Königs, sollte schon des-

wegen aus der Kirche verbannt sein, weil sie zum gebundenen Styl, dem einzigen für die Kirche passenden, völlig untauglich ist.

Aber wirst Du es glauben, wenn ich Dir versichere, daß selbst der würdige Meister Cherubini sich durch das böse Beispiel hat fortreißen lassen und auch in seinen Messen der Theaterstyl oft vorherrschend ist. Zwar entschädigt er bei solchen Stellen durch vorzügliche, effektvolle Musik; aber wer kann diese genießen, wenn es ihm nicht gelingt, gänzlich zu vergessen, an welchem Orte er sie hört?

Es wäre auch weniger zu bedauern, daß Cherubini sich ebenfalls vom wahren Kirchenstyl entfernt, wenn er nicht in einzelnen Nummern zeigte, wie würdevoll er sich darin zu bewegen weiß. Mehrere einzelne Sätze seiner Messen, besonders die kunstreich durchgeführten Fugen, und vor allem sein pater noster (bis zum weltlichen Schluß), liefern die herrlichsten Belege dazu. Hat man es aber erst über sich gewonnen, an diesem, oft ausschweifenden Styl kein Aergerniß mehr zu nehmen, so kann man den höchsten Kunstgenuß finden. Durch reiche Erfindung, gewählte, oft ganz fremdartige Harmoniesolgen, und eine kluge, durch vieljährige Erfahrung geleitete Benutzung der materiellen Kunstmittel, weiß er so gewaltige Effekte hervorzubringen, daß man unwillkürlich mit fortgerissen wird, bald alles Klügeln vergißt und sich nur seinem Gefühle und dem Genuße überläßt. Was würde dieser Mann geleistet haben, wenn er, anstatt für Franzosen, immer für Deutsche geschrieben hätte! —

#### Vierter Brief.

Paris, den 30. Januar 1821.

Das Ende der zwei Monate, die ich für unsern Aufenthalt in Paris bestimmt habe, naht heran. Da ich nicht weiß, ob es uns je vergönnt sein wird, wieder hierher zu kommen, so beeilen wir uns, die von uns noch nicht gesehenen Merkwürdigkeiten aufzusuchen und machen fast täglich Ausflüge in und außerhalb

Paris. Um unsere ganze Zeit ausschließlich dazu verwenden zu können, habe ich auch darauf Verzicht geleistet, vor unserer Abreise noch eine Soirée zu geben, wozu ich früher schon einige Anstalten getroffen hatte. Die vierzehn Tage, die ich dem Arrangement einer solchen fast ausschließlich hätte widmen müssen, kann ich nun vergnügter und unabhängiger leben. Schwerer ist es mir geworden, auf ein zweites öffentliches Concert Verzicht leisten zu müssen, von dem ich bei dem Beifall, den das erste erhielt, einen glücklichen Erfolg mit Zuversicht erwarten durfte. Allein es war kein freier Tag in diesem Monate mehr zu bekommen; von den drei noch übrigen Sonntagen (an einem Wochentage gibt die Administration das Theater nicht, weil da entweder große, oder italienische Oper gegeben wird) war der erste zu nahe, der zweite, als Todestag Ludwig XVI. nicht zu erhalten und der dritte bereits von Herrn Lafont zu einem Concerte belegt. Unseren Aufenthalt bis über die Mitte des folgenden Monats auszudehnen, haben wir auch keine Lust, denn wir sind des geräuschvollen Lebens und des immerwährenden Nachtschwärmens herzlich müde und sehnen uns sehr nach einem ruhigen Aufenthalte.

In Privatgesellschaften habe ich aber in der letzten Zeit desto öfter gespielt und mit Freuden gesehen, wie hauptsächlich von Künstlern meine Compositionen bei jeder Wiederholung mit immer größerem Enthusiasmus aufgenommen wurden. Dies gilt besonders von einem neuen Quintett für Pianoforte, Flöte, Clarinette, Horn und Fagott, welches ich für meine Frau geschrieben habe und womit sie, seit sie auf den Rath der Aerzte der Harfe ganz entsagt hat, einigemale aufgetreten ist. Den Hauptzweck meiner Hierherkunft, mich den hiesigen, ausgezeichneten Künstlern bekannt zu machen und mich ihnen näher zu befreunden, habe ich also vollkommen erreicht; ich kann überhaupt die Theilnahme und zuvorkommende Gefälligkeit der meisten unter ihnen nicht genug rühmen; sie haben wiederholt versucht, mich zu einem längeren Aufenthalte zu bereben und sich für den Fall, daß ich dann ein

zweites Concert geben wollte, nicht allein anheischig gemacht, mir die lästigen Geschäfte des Arrangements abzunehmen, sondern auch versprochen, mir das beste Orchester von Paris zusammenzubringen, ohne daß es mich einen Sou kosten sollte. Dieses Erbieten, obgleich ich nicht in den Fall kommen werde, Gebrauch davon zu machen, hat mich doch sehr gefreut.

Einen anderen, nicht weniger wichtigen Zweck meiner Hierherkunft habe ich erreicht, indem ich Gelegenheit gefunden habe, die vorzüglichsten der hiesigen, jetzt anwesenden Geiger zu hören. Baillet gab mir auf mein Bitten eine Soirée bei sich, Lafont hörte ich in seinem Concert und den jüngern Kreutzer und Habeneck in Matinsen, die zu dem Zwecke veranstaltet waren. Fragst Du mich nun, welcher von diesen vier Geigern mir am besten gefallen habe, so nenne ich Dir, wenn von bloßer Execution die Rede ist, unbedenklich Lafont. Er vereinigt in seinem Spiel schönen Ton, höchste Reinheit, Kraft und Grazie und würde ein ganz vollkommener Geiger sein, wenn er mit diesen vorzüglichen Eigenschaften auch noch ein tiefes Gefühl verbände und sich das, der französischen Schule eigene Herausheben der letzten Note einer Phrase nicht so sehr angewöhnt hätte. Gefühl aber, ohne welches man weder ein gutes Adagio erfinden, noch es gut vortragen kann, scheint ihm, wie fast allen Franzosen, zu fehlen; denn obgleich er seine langsamen Sätze mit vielen eleganten und niedlichen Verzierungen auszustatten weiß, so bleibt und läßt er doch dabei ziemlich kalt. Das Adagio scheint überhaupt hier, sowohl vom Künstler, wie vom Publikum, als der unwichtigste Satz eines Concertes betrachtet zu werden, und wird wohl nur beibehalten, weil es die beiden schnellen Sätze gut von einander scheidet und deren Effect erhöht.

Dieser Gleichgültigkeit dafür, sowie überhaupt der Unempfindlichkeit der Franzosen für Alles, was das Gefühl anregt, schreibe ich es auch zu, daß mein Adagio und die Weise, wie ich es vortrage, hier weniger Eindruck machte, als die brillanten Allegro-

**Säge.** Bewöhnt durch den Beifall, den Deutsche, Italiener, Holländer und Engländer meinem Vortrage desselben insbesondere geschenkt haben, fühlte ich mich im Anfang gekränkt, es von den Franzosen so wenig beachtet zu sehen. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie selten ihnen ihre Künstler ein ernstes Adagio zu hören geben und wie wenig daher ihr Sinn dafür geweckt ist, bin ich darüber beruhigt. Das Herausheben der letzten Note einer Periode, durch verstärkteren Druck und schnelles Hinausstößen des Bogens, selbst dann, wenn diese Note auf einen schlechten Tacttheil fällt, ist allen französischen Geigern mehr oder weniger eigen, bei keinem doch so auffallend, wie bei Lafont. Es ist mir unbegreiflich, wie diese unnatürliche Accentuation, die gerade so klingt, als wenn ein Redner die kurzen Endsyllben besonders stark betonen wollte, entstanden sein mag. Hätte man beim Vortrag des Cantabile den menschlichen Gesang immer zum Vorbild genommen (wie nach meiner Ueberzeugung jeder Instrumentalist thun sollte), dann würde man auf solche Abwege nicht gerathen sein. Die Pariser sind nun aber an diese Unnatur schon so gewöhnt, daß ihnen das Spiel eines Fremden, der nicht eben so bizarr vorträgt, viel zu schlicht, oder, wie Herr Sievers sich ausdrückt, „viel zu schlankweg“ vorkommt.

Daß Lafont's Virtuosität sich immer nur auf einige Musikstücke auf einmal beschränkt, und er Jahrelang dasselbe Concert übt, bevor er damit öffentlich auftritt, ist bekannt. Seitdem ich gehört habe, zu welcher vollkommenen Execution er es dadurch bringt, will ich dieses Ausbieten aller seiner Kräfte für den einzigen Zweck zwar nicht tadeln, doch fühle ich mich außer Stande, es nachzuahmen und begreife nicht einmal, wie man es über sich gewinnen kann, dasselbe Musikstück täglich vier bis sechs Stunden zu üben, noch weniger, wie man es anzufangen habe, daß man durch solch' mechanisches Treiben nicht endlich aller wahren Kunst gänzlich absterbe.

Baillet ist im Technischen seines Spiels fast ebenso voll-



endet, und seine Vielseitigkeit beweiset, daß er es sei, ohne zu jenem verzweifelnden Mittel seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er spielt außer seinen eigenen Compositionen auch fast alle anderen der älteren und neueren Zeit. Er gab uns an jenem Abend ein Quintett von Boccherini, ein Quartett von Haydn, und drei Compositionen von sich, ein Concert, ein air varié und ein Rondo zu hören. Alle diese Sachen spielte er vollkommen rein und mit dem seiner Manier eigenthümlichen Ausdruck. Dieser Ausdruck schien mir aber mehr ein erkünstelter, als natürlicher zu sein, sowie überhaupt sein Vortrag durch das scharfe Hervortreten der Mittel zum Ausdruck manierirt wird. Seine Bogensführung ist gewandt und an Nuancen reich, aber nicht so frei, wie die von Lafont, daher sein Ton nicht so schön wie der von diesem und die Mechanik des Auf- und Abstreichens des Bogens etwas zu hörbar. Seine Compositionen zeichnen sich vor denen fast aller anderen Pariser Geiger durch Correktheit aus; auch ist ihnen eine gewisse Originalität nicht abzusprechen; aber etwas Erkünsteltes, Manierirtes und Veraltetes im Styl macht, daß sie meistens kalt lassen. Es ist Dir bekannt, daß er die Quintetten von Boccherini oft und gern spielt. Ich war begierig, diese Quintetten, von denen ich etwa ein Duzend kenne, von ihm zu hören, um zu sehen, ob es ihm durch die Weise, wie er sie vorträgt, gelingen könne, das Gehaltlose der Compositionen vergeffen zu machen. So gelungen aber auch die Ausführung der von ihm gegebenen war, so fiel mir das oft Kindische der Melodien und die Magerkeit der fast immer nur dreistimmigen Harmonie nicht weniger unangenehm auf, als bei allen früher gehörten. Es ist kaum zu begreifen, wie ein gebildeter Künstler wie Baillot, dem unsere Schätze an Compositionen dieser Gattung bekannt sind, es über sich gewinnen kann, diese Quintetten, die nur mit Berücksichtigung der Zeit und Verhältnisse, in denen sie geschrieben wurden, ihr Verdienst haben, noch immer zu spielen. Daß sie hier aber eben so gern, wie ein Mozart's

sches gehört werden, beweist von neuem, daß die Pariser das Gute vom Schlechten nicht zu unterscheiden wissen und in ihrer Kunstbildung um wenigstens fünfzig Jahre zurückgeblieben sind.

Von Habeneck hörte ich zwei *airs variés* seiner Composition. Er ist ein brillanter Geiger, der viele Noten mit großer Geschwindigkeit und vieler Leichtigkeit spielt. Sein Ton und sein Bogenstrich sind aber etwas rauh.

Der junge Kreuzer, Bruder und Schüler des ältern, ließ mich ein neues, sehr brillantes und graziöses Trio seines Bruders hören. Die Weise, wie er es vortrug, vergewaltigte mir einigermaßen die Manier des ältern, und überzeugte mich, daß sie die gebiegenste von allen der Pariser Geiger sei. Dem jungen Kreuzer fehlt es an physischer Kraft, er ist kränklich und darf oft Monate lang nicht spielen. Sein Ton ist daher etwas matt, im Uebrigen sein Spiel rein, feurig und voll Ausdruck.

Ich habe vor ein paar Tagen nun noch zwei und zwar ganz neue Quintetten von Reicha gehört, die er für die diesjährigen Matinéen der fünf früher schon genannten Künstler geschrieben hat. Sie wurden in einer Probe gegeben, die mir nur veranstaltet schien, um unter den zahlreich Eingeladenen noch Subscribenten für die Matinéen zu fischen. Es wurde wenigstens eine Liste herum präsentirt. Es ist betrübt zu sehen, welche Wege die hiesigen Künstler einschlagen müssen, um Theilnehmer für ihre Unternehmungen zu finden. Während sich die Pariser zu sinnlichen Genüssen drängen, muß man sie zu geistigen fast mit den Haaren herbeiziehen. — Die Composition dieser zwei neuen Quintetten fand ich, wie die der früher bei Kreuzer gehörten, reich an interessanten Harmoniefolgen, durchaus correct in der Stimmführung und effectvoll in Benutzung der, in Ton und Charakter so verschiedenen Blas-Instrumente, dagegen aber in der Form oft mangelhaft. Herr Reicha ist zu wenig hausälterisch mit seinen Ideen und gibt oft schon im Anfange seiner Musikstücke vier bis fünf Themen,

deren jedes in der Tonika schließt. Weniger reich, wäre hier reicher. Auch sind seine Perioden oft schlecht verbunden und klingen, als wenn er die eine gestern, die andere heute niedergeschrieben hätte. Doch sind die Menuetten und Scherzi, als kurze Musikstücke, diesem Tadel weniger unterworfen und einige unter ihnen in Form und Gehalt wahre Meisterstücke. Deutsche Gründlichkeit und Tüchtigkeit sind auch dieses Meisters schönste Zierden. Die Ausführung war in den geschwinden Sätzen wieder bewundernswürdig genau, etwas weniger befriedigend in den langsamen.

Vom Feydeau habe ich Dir, glaube ich, noch nichts geschrieben. Wir haben dies Theater viel weniger, als die andern Opern-Theater besucht, weil der Zufall wollte, daß an Abenden, wo wir frei waren, gewöhnlich Stücke gegeben wurden, die uns wenig interessirten. Doch haben wir der ersten Vorstellung von Mehul's „Joseph“ beigewohnt, der nach langer Ruhe wieder in Scene gesetzt wurde. Es schien aber nicht, als wenn das Publikum dies der Direktion großen Dank wüßte, denn die Aufnahme war ziemlich kalt. Als Beleg für meine Behauptung, daß die Franzosen nur Antheil am Stück nehmen und die Vorzüglichkeit der Musik wenig zu würdigen wissen, galt es mir, daß die Tiraden im Dialog weit mehr beklatscht wurden, als die Gesangstücke. Den Sängern gelang es nur dann, Beifall zu erringen, wenn sie im Uebermaß eines erkünstelten Gefühls, statt zu singen, zu schluchzen anfangen. Bei den Musikstücken der Oper, z. B. dem ersten Chor der Brüder, rührte sich keine Hand. Mehrere Tempi wurden ganz anders als in Deutschland genommen, aber nicht zum Vortheil der Musik, z. B. der herrliche Morgengesang der Israeliten hinter der Scene so schnell, daß er alles Feierliche verlor. Auch war eine schreiende Geige, die dem Sopran zur Stütze diente, viel zu vorlaut dabei. Das Orchester spielte gut, und zeichnete sich hauptsächlich durch ein zartes piano aus.

Seit vier Wochen ist Moscheles hier. Er erregt durch sein

äußerst brillantes Spiel große Sensation und weiß Künstler und Dilettanten für sich zu gewinnen, erstere durch den Vortrag seiner geistreichen Compositionen, letztere hauptsächlich durch seine freien Phantasien, in denen er sich dem Pariser Geschmack, so weit es ihm sein Deutschthum erlaubt, zu nähern weiß. Auch die Brüder Bohrer sind heute von einer Reise in die Provinzen zurückgekommen, werden aber nur wenige Tage hier verweilen und dann eine neue Reise über München nach Wien antreten. Ich bedaure, diese Künstler, mit denen ich seit zehn Jahren nicht zusammentraf, nicht auch noch hören zu können. Sie wollten mich bereden, eine Reise von hier aus in die südlichen Provinzen zu machen, wo ihrer Versicherung nach Etwas zu gewinnen sei. Ich habe aber nicht die mindeste Lust dazu. Die schlechten Orchester in den Provinzialstädten, der verdorbene Geschmack und das unangenehme Unterhandeln wegen Verminderung der Abgaben an Theater und Arme würden mir eine solche Reise zu sehr verbittern. In einigen Tagen werden wir über Nancy und Straßburg nach Deutschland zurückkehren und Dich daher bald wieder im lieben Vaterlande begrüßen.

Bis dahin lebe wohl!

\*

\*

\*

Diesen Briefen über meinen Aufenthalt in Paris habe ich nur noch Weniges aus der Erinnerung hinzuzufügen. Bei den häufigen Gelegenheiten, die ich in Privat-Gesellschaften fand, vor Cherubini zu spielen, hatte ich keinen sehnlicheren Wunsch, als diesem von mir so hochverehrten Meister alle meine bis dahin geschriebenen Quartetten und Quintetten, so weit ich sie würdig hielt von ihm gehört zu werden, nach und nach vorzuführen und ihn um sein Urtheil darüber zu bitten. Allein dies gelang mir nur mit sehr wenigen, denn als Cherubini das erste Quartett (es war Nr. 1 der in Frankfurt geschriebenen Op. 45) angehört hatte, und ich nun ein zweites auflegen wollte, protestirte er, und

sagte: „Ihre Musik wie überhaupt die Form und der Styl dieser Musikgattung ist mir noch so fremd, daß ich mich nicht gleich hineinfinden und gehörig folgen kann; es würde mir daher sehr lieb sein, wenn Sie das eben gespielte Quartett sogleich noch einmal wiederholten!“ Ich war sehr erstaunt über diese Aeußerung und begriff sie erst, als ich später erfuhr, daß Cherubini die deutschen Meisterwerke dieser Gattung von Mozart und Beethoven noch gar nicht kenne und höchstens einmal ein Haydn'sches Quartett in den Soirées Baillet's gehört habe. Da auch die übrigen Zuhörer in den Wunsch Cherubini's einstimmten, so willfahrte ich um so lieber, als bei der ersten Execution Einiges noch nicht ganz gut zusammen gegangen war. Er sprach sich nun sehr günstig über meine Composition aus, lobte die Form, die thematische Bearbeitung, den reichen Harmoniewechsel und besonders das fugato im letzten Satz. Weil ihm aber Manches noch immer nicht ganz klar geworden war, so bat er um eine zweite Wiederholung, sobald wir uns aufs neue treffen würden. Ich hoffte, er würde nicht weiter daran denken und legte deshalb bei der nächsten Musikkpartie ein anderes Quartett auf. Doch ehe ich noch beginnen konnte, erneuerte Cherubini sein Verlangen, und so mußte ich also dasselbe Quartett zum drittenmale spielen. Ebenso ging es auch mit Nr. 2 von Op. 45, nur daß er sich mit noch entschiedenerem Lobe darüber aussprach und namentlich vom Adagio sagte: „Es sei das schönste von allen, die er jemals gehört habe.“ In gleichem Maße gefiel ihm auch mein Pianoforte-Quintett mit der concerttrenden Begleitung der Blas-Instrumente, und es mußte deshalb sehr oft wiederholt werden. Das erstemal spielte meine Frau die Piano-partie; als sich dann aber später Moscheles die Erlaubniß ausbat, sie einüben und einmal vortragen zu dürfen, so wagte sie in Paris nicht mehr, sie ihm nachzuspielen. Er blieb daher im Besiz und drang immer mehr in den Geist der Composition ein. Besonders waren es die beiden Allegro-Sätze, die er mit weit mehr

Energie und Bravour vortrug, wodurch sie allerdings an Wirkung sehr gewannen. Da nun auch die Blas-Instrumente vom Reich-schen Quintett vortrefflich waren, so erinnere ich mich nicht, dieses Quintett je vollendeter als damals gehört zu haben, obgleich ich es in neuerer Zeit von vielen berühmten Clavier-Virtuosen habe spielen hören. Bei den ewigen Wiederholungen meiner Quartetten fand ich in Paris keine Gelegenheit, auch nur eins meiner beiden ersten, damals schon existirenden Quintetten für Streich-Instrumente vorzutragen. Ich fand dafür aber ein sehr empfängliches Auditorium auf der Rückreise in Strassburg, wohin der Sinn für Quartettmusik bereits mehr aus dem benachbarten Deutschland gedrungen war. Besonders war es das Quintett in G-dur mit dem melancholisch-lustigen Finale, welches bald der Liebling der dortigen Musikfreunde wurde, und auf ihre Bitte den Schluß jeder Quartettpartie bildete. In Karlsruhe, wo ich bei früheren Besuchen schon viel Quartett gespielt hatte, besonders im Hause des kunstfinnigen Herrn von Giechthal, wurde mir der diesmalige Aufenthalt dadurch sehr getrübt, daß ich meinen Jugendfreund Festa lebensgefährlich krank fand, der dann auch bald darauf seinem unheilbaren Uebel erlag.

\*

\*

\*

Nach Gandersheim zurückgekehrt, begann sogleich wieder das vergnügte und thätige Leben des vorigen Sommers. Eduard Grund stellte sich ebenfalls ein und widmete sich mit dem früheren Eifer sowohl seiner eigenen Ausbildung, als auch dem Unterrichte meiner Kinder. Ich selbst begann zuerst mit der Composition der bereits erwähnten zehnstimmigen Vokalmesse, die ich jedoch bald wieder auf einige Zeit unterbrechen mußte. Ich erhielt nämlich von meinem alten Freunde Hermstedt einen Brief, in welchem er mich, Namens der Badeverwaltung des Alexissbades im Harz, aufforderte, daselbst im Laufe der bevorstehenden Saison ein Concert zu geben. Zugleich erbot er sich, alles dazu Erfor-

derliche im voraus zu besorgen, damit ich dort nicht länger als einige Tage zu verweilen brauchte. Auch bat er mich dringend, ihm ein neues Clarinett-Concert zu schreiben, und versprach, dasselbe, wenn er es früh genug erhalte, im Concerte zu Alexisbad zum erstenmale vorzutragen. Da ich gern für Hermstedt schrieb, der damals ohne Zweifel der vorzüglichste aller lebenden Clarinett-Virtuosen war, so ging ich auf den Vorschlag ein und machte mich sogleich an die Arbeit. Nach Absendung des neuen Concertes F-moll (des dritten für Clarinette) schrieb ich für mich und meine Frau auch noch einen Potpourri für Violine und Pianoforte concertirend, über zwei Themen aus dem „Opferfest“, später als Op. 56 gestochen, wozu ich eine frühere Composition für Clarinette mit Orchester-Begleitung bearbeitete, die ich 1812 für Hermstedt zur Napoleonsfeier in Erfurt geschrieben hatte. Ich hielt sie für eine meiner gelungensten und wünschte daher, sie durch diese neue Ueberarbeitung allgemeiner zu verbreiten. Daß bei dieser Uebertragung von Clarinette und Orchester auf Violine und Pianoforte wesentliche Veränderungen stattfinden mußten und ich mich hauptsächlich nur an die Form und Modulationen der früheren Composition halten konnte, versteht sich von selbst. Als nun auch dieses Musikstück von uns in gewohnter Weise auf das Sorgfältigste eingeübt worden war, kam der verabredete Zeitpunkt zur Reise nach Alexisbad heran. Von dieser Ausflucht habe ich aber nur noch eine dunkle Erinnerung. Ich weiß weder, was wir in dem Concerte vortrugen, noch wie mir das neue Clarinett-Concert gefiel, und dies um so weniger, da ich dasselbe seit jener Zeit nicht wieder gehört habe, denn es ist in Hermstedt's alleinigem Besitze geblieben und niemals veröffentlicht worden. Um so deutlicher erinnere ich mich aber eines Naturereignisses, wodurch unser Concert, ähnlich wie jenes in London durch das Einwerfen der Fenster, gestört und auf einige Zeit unterbrochen wurde. Als nämlich eben mit der Musik begonnen werden sollte, brach ein Gewitter, welches schon seit Mittag gedrohet hatte, mit solcher

Hefigkeit los, daß man vor dem Gepraßel des Donners und dem Rauschen des in Strömen herabstürzenden Regens nichts von der Musik gehört haben würde. Das eng zusammengebrängte Auditorium mußte daher in dem überfüllten und zum Ersticken heißen Saale ruhig das Vorüberziehen des Unwetters abwarten, und das Concert konnte dann erst beginnen, nachdem zuvor die Luft im Saale durch Oeffnen der Thüren und Fenster erneuert worden war. Es endete daher erst beim völligen Einbrechen der Nacht. Dadurch wurde aber die Verwirrung und Verlegenheit erst recht groß; denn es fand sich, daß das sonst sehr bescheidene Flüsschen, welches das Thal von Alexisbad durchströmt, so angeschwollen war und die Wege dermaßen überschwemmt und verwüstet hatte, daß die zahlreichen Zuhörer aus der Umgegend in der finsternen Nacht unmöglich nach Haus zurückkehren konnten. Es eilte daher für's erste Alles in den Speisesaal, wo man sich aber für so viele Gäste nicht vorgesehen hatte. Während nun die Badegäste zuvor auf ihre Zimmer gingen, bemächtigten sich die Fremden der Plätze am Tische sowie der Speisen, und es blieb für jene, als sie zurückkehrten, nur das Nachsehen. Das gab dann natürlich viel böses Blut, und der Wirth hatte seine liebe Noth, die Leute zu beschwichtigen. Es fehlte nun für das Uebernachten aber auch an Zimmern und Betten und ein großer Theil der Fremden mußte sich wohl oder übel bequemen, auf einer Streu bunt durch einander Platz zu nehmen. Viele thaten es mit Lachen, Andere aber nur mit schwer unterdrückten Flüchen. Für den unbetheiligten Zuschauer war es eine höchst komische und amüsante Scene.

In demselben Sommer erhielt ich eine ähnliche Einladung nach Byrmon, um dort Concert zu geben. Ich folgte ihr, begleitet von meiner Frau und meinem Schüler Eduard Grund, der das Orchester anführte und mir meine Solovorträge dadurch sehr erleichterte, daß er die Begleitung im voraus mit demselben einübte, wodurch er es allein möglich machte, daß ich eigene Com-



positionen vortragen konnte. Grund hatte sich überhaupt zu einem ganz ausgezeichneten Künstler herangebildet und begann nun mit vielem Erfolg Kunstreisen zu machen; in Folge derselben wurde er als Hofkapellmeister in Meiningen angestellt, woselbst er auch noch jetzt (1853), von seinem Fürsten und der Kapelle geachtet und geliebt, in einer für die Kunst fruchtbringenden Wirksamkeit lebt. Da durch seinen Abgang von Gandersheim im Herbst 1821 der Musikunterricht meiner Töchter ganz aufhörte, bei diesen sich aber Stimmen entwickelten, die einer weiteren, kunstgemäßen Ausbildung würdig schienen, so beschloß ich, mit meiner Familie nach Dresden zu ziehen, um den Kindern daselbst von einem damals berühmten Gesanglehrer Mifsch Unterricht geben zu lassen. Bei Emilien hatte ich zwar den Gesangunterricht schon selbst begonnen, fand aber bald, daß es mir dazu an der nöthigen Ausdauer und Geduld fehlte und ich dadurch auch zu sehr von meinen Compositions-Arbeiten abgezogen wurde. Ueberdies beabsichtigte ich auch, sobald meine Familie in Dresden sich eingewohnt haben würde, allein einige kleinere Kunstreisen in die Umgegend zu machen. Ich schrieb also an meinen früheren Schüler, Moriz Hauptmann in Dresden, bat ihn, mit Herrn Mifsch zu reden, und sobald dieser zusage, mir eine Wohnung zu miethen, worauf ich bald die Antwort erhielt, daß Alles meinen Wünschen gemäß besorgt sei.

Meine zehnstimmige Messe war unterdessen fertig geworden, und ich sehnte mich sehr, sie nun auch einmal zu hören. Da ich auf der Reise nach Dresden in Leipzig ein Concert zu geben beabsichtigte und deshalb daselbst einen längeren Aufenthalt machen mußte, so kam ich auf den Gedanken, sie von dem dasigen großen Gesangverein, dessen Direktor ich kannte, während meines Dortseins singen zu lassen. Ich fragte daher schriftlich bei ihm an, ob er geneigt sei, das Werk im voraus einzüben und übersandte ihm, da die Antwort bejahend ausfiel, sogleich die Partitur, um die Stimmen ausschreiben zu lassen.

Der Abschied von Gandersheim war diesmal ein besonders trauriger, da auch die Kinder, an deren Gesellschaft sich die Großeltern nun so sehr gewöhnt hatten, mitschieden, und ich mußte daher versprechen, nächsten Sommer, wenn auch nur zu einem kurzen Besuche, wiederzukehren.

In Leipzig angekommen, war einer meiner ersten Wege zum Direktor des Gesangvereins, um mich nach meiner Messe zu erkundigen. Ich hörte aber nicht viel Tröstliches. Zwar hatten die Proben schon begonnen; man fand aber das Werk so enorm schwer und war damit so wenig in's Klare gekommen, daß der Direktor sich entschieden weigerte, sie mir zu hören zu geben. Erst auf mein dringendes Bureden wurde ein Versuch gemacht, der aber sehr schlecht ausfiel, und da ich nicht einmal annähernd die Wirkung hörte, die mir in der Begeisterung während der Arbeit vorgeschwebt hatte, so glaubte ich, ein völlig verfehltes Werk geschaffen zu haben. Nach nochmaligem Anhören entschloß ich mich indessen zu einigen Abänderungen, um die Ausführung zu erleichtern, und so wurde die Messe kurz darauf bei Peters als Op. 54 gestochen. Lange Zeit nachher, als ich sie beinahe vergessen hatte, wurden mir von der Berliner Singakademie unter Zelter's Leitung einige Sätze daraus vorgesungen. Diese waren so genau eingeübt, wurden so rein intonirt und machten daher in ihrer Vieltimmigkeit einen so imposanten Effekt, daß ich mich nun vollends von der Ausführbarkeit des Werkes überzeugte und Lust bekam, es auch einmal selbst mit meinem eigenen Gesangverein in Cassel einzustudiren. Auch dies gelang, da ich die Geduld nicht verlor und die Sänger unermüdet waren, und es wurde die ganze Messe im November 1827 am Säcilientage ohne Auslassungen aufgeführt. Die Erfahrungen, die ich bei diesem Einüben machte, lehrten mich jedoch, bei künftigen Chor-Compositionen ohne Begleitung die allzureichen Modulationen und schwierigen Accordfolgen zu vermeiden.

In Dresden wurden wir von Hauptmann in die für uns

gemietete Wohnung eingeführt, die freundlich und in einer ruhigen Gegend der Stadt gelegen war. Ich ließ den Gesangunterricht meiner beiden ältesten Mädchen bei Herrn Mißsch sogleich beginnen und suchte dann meine früheren Bekannten unter den dortigen Künstlern und Kunstfreunden auf, vor Allen den Kapellmeister Carl Maria von Weber. Dieser empfing mich auf das Herzlichste und führte mich nach und nach in alle musikalischen Kreise, wo ich nicht nur viel gute Musik zu hören bekam, sondern auch Gelegenheit fand, meine eigene Kammermusik zu hören zu geben. Da die mich begleitenden Musiker große Theilnahme für mein Quartettspiel zeigten, so veranlaßte mich dies, mit ihrer Hülfe auch bei mir wöchentliche Quartettpartien zu veranstalten, zu welchen ich die eifrigsten Musikfreunde der Stadt einlud. In diesen führte ich, was mir in Paris nicht hatte gelingen wollen, alle meine bis dahin geschriebenen Quartetten und Quintetten der Reihe nach vor und da ich damit bald zu Ende kam und sie bei meinen Zuhörern großen Anklang gefunden hatten, so machte mir dies Lust, wieder neue zu schreiben. Ich vollendete auch in kurzer Zeit deren zwei (die beiden ersten von Op. 58) und gewann solches Interesse an dieser Arbeit, sowie an dem ganzen Kunstleben Dresdens, daß ich vor der Hand die beabsichtigten Kunstreisen aufgab und sie für die zweite Hälfte des Winters verschob.

Unterdessen hatte Carl Maria von Weber es nun auch in Dresden durchgesetzt, daß seine Oper: „Der Freischütz“, nachdem sie in Wien und Berlin so glänzende Erfolge erlebt hatte, einstudirt werden durfte, und es hatten die Zimmerproben bereits begonnen. Da ich das Compositionstalent Weber's bis dahin nicht sehr hoch hatte stellen können, so war ich begreiflicherweise nicht wenig gespannt, diese Oper kennen zu lernen, um zu ergründen, wodurch sie in den beiden Hauptstädten Deutschlands einen so enthusiastischen Beifall gefunden habe. Mein Interesse wurde noch durch den Umstand erhöht, daß ich mir denselben Stoff nach dem Ap p e l'schen Gespensterbuche vor einigen Jahren

in Frankfurt a. M. ebenfalls als Oper hatte bearbeiten lassen und die Composition derselben nur aufgab, weil ich zufällig erfuhr, daß Weber schon damit beschäftigt sei. Ich bat daher, den Proben beiwohnen zu dürfen, was mir auch willfährig gestattet wurde. Die nähere Bekanntschaft mit der Oper löste mir das Räthsel ihres ungeheueren Erfolges freilich nicht, es sei denn, daß ich ihn durch die Gabe Weber's, für die Fassungskraft des großen Hauses schreiben zu können, erklärt finden wollte. Da mir nun, wie ich sehr gut wußte, diese Gabe von der Natur versagt war, so ist es schwer zu erklären, wie mich demungeachtet eine unbezwingliche Lust antwandeln konnte, mich von neuem in einer dramatischen Composition zu versuchen. Aber es war so! Kaum zu Hause angelangt, suchte ich aus meinem Koffer eine halbvergeffene Arbeit, die ich bereits in Paris begonnen hatte, hervor. An einem langweiligen Regentage, der in dem kothigen Paris jedes Ausgehen unmöglich macht, bat ich meine Wirthin um Lektüre. Sie brachte mir einen alten, schon ganz zerlesenen Roman: „La veuve de Malabar.“ Ich fand, daß der interessante Stoff desselben sich recht gut zu einer Oper eignen würde und erstand das Buch für wenige Sous, um damit einen Versuch machen zu können. Schon in Paris und auf der Rückreise dachte ich über die für die Composition günstigste Form der Oper nach und begann, nach Gandersheim zurückgekehrt, sogleich ein Scenarium zu entwerfen. In Stunden, wo ich mich nicht zur Composition der Messe aufgelegt fühlte, fuhr ich damit fort und hatte daher dasselbe um die Zeit, als ich mit meiner Familie nach Dresden zog, so gut wie vollendet. Jetzt überdachte und überarbeitete ich diesen Entwurf nochmals mit erneutem Eifer, bestimmte auf das Genaueste, was in jeder Scene geschehen sollte und suchte dann nach einem Dichter, der geneigt sei, nach diesem Schema die Oper zu schreiben. Ich fand ihn in Herrn Eduard Gehe, der bereitwillig auf meine Ideen einging. So entstand die Dichtung der Oper: „Jessonda“. Schon war ich im

Begriff, die Composition derselben zu beginnen, als ein Ereigniß eintrat, das mich für einige Zeit wieder davon abhielt.

+ Eines Morgens zu Anfang December trat nämlich Carl Maria von Weber zum Besuche bei mir ein und erzählte, er habe so eben einen Ruf nach Cassel als Kapellmeister an das dort neu errichtete Hoftheater erhalten, sei aber gesonnen, ihn abzulehnen, da er mit seiner jetzigen Stellung vollkommen zufrieden sei. Im Falle, daß ich mich aber um diese Stelle zu bewerben gedächte, wolle er in seiner Rückantwort auf mich aufmerksam machen und erwähnen, daß ich mich jetzt in Dresden aufhalte. Da ich unlängst von einem durch Gandersheim reisenden Mitgliede der Casseler Kapelle viel von der Pracht des dortigen Hoftheaters und der Kunstliebe des so eben zur Regierung gelangten Kurfürsten Wilhelm II. hatte erzählen hören, so durfte ich nicht zweifeln, dort einen bedeutenden und angenehmen Wirkungskreis zu finden. Ich nahm daher das Anerbieten Weber's dankbar an und erhielt in Folge davon auch schon vor Ablauf einer Woche von Herrn Feige, Generaldirektor des Casseler Hoftheaters, ein Schreiben, in welchem mir im Auftrage des Kurfürsten die Stelle als Hofkapellmeister angetragen und ich aufgefordert wurde, meine Bedingungen für die Annahme derselben mit umgehender Post einzusenden. Nachdem ich mich mit Weber und meiner Frau berathen hatte, forderte ich: 1) Anstellung durch Rescript auf Lebenszeit mit 2000 Thaler Gehalt; 2) einen alljährlichen Urlaub von 6—8 Wochen; und 3) die Zusicherung, daß mir die artistische Leitung der Oper ausschließlich übertragen werde. Sämmtliche Bedingungen wurden genehmigt, als Gegenbedingung aber verlangt, daß ich spätestens mit dem neuen Jahre meine Stelle antreten solle. So froh wir nun auch über die neue Anstellung waren, besonders Dorette, weil sie dadurch sicher gestellt war, ihre Kinder nicht mehr auf lange Zeit verlassen zu müssen, so war es uns doch gar nicht recht, den jetzigen Aufenthalt, wo Emilie und Ida besonders im Gesange sichtliche Fortschritte

machten, sobald wieder verlassen zu sollen. Ueberdies hatten wir unsere Dresdener Wohnung bis Oftern gemiethet, und ein Umzug mitten im Winter war jedenfalls sehr unangenehm. Ich schlug daher vor, daß ich zum Antritte meiner Stelle nach Cassel reisen wolle, meine Frau mit den Kindern aber noch bis zum Frühjahr in Dresden verweilen möge. So schwer es dieser nun auch wurde, sich auf so lange Zeit von mir zu trennen, so mußte sie die Zweckmäßigkeit meines Vorschlages doch zugeben und ihn billigen. Ich traf daher, da Neujahr nicht mehr fern war, die Anstalten zu meiner Abreise und besprach mit Gehe den Inhalt des zweiten und dritten Aktes der Fessonda=Dichtung nochmals auf's Ausführlichste, während der erste, der bereits fertig, mit nach Cassel genommen wurde.

Unterdessen lief ein neuer, überraschender Antrag ein. Graf Salisch, mein alter Gönner in Gotha, schrieb mir nämlich, die Herzogin habe in Erfahrung gebracht, daß ich jetzt in Dresden privatistire und sie lasse daher bei mir anfragen, ob ich nicht geneigt sei, in mein altes Engagement, das durch Andreas Romberg's unlängst erfolgten Tod von neuem erledigt sei, wieder einzutreten? Auch werde man mir, fügte Graf Salisch hinzu, eine bedeutende Erhöhung meines früheren Gehaltes bewilligen können. — Hätte ich nicht bereits in Cassel zugesagt gehabt, so würde ich vielleicht, um meiner Frau durch die Rückkehr in ihre Vaterstadt die Freude der Wiedervereinigung mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern zu bereiten, diesen Antrag dem früheren vorgezogen haben. So war mir aber die Wahl erspart, und ich konnte dies als ein Glück betrachten, da mein Wirkungskreis in Gotha, im Vergleiche mit dem in Cassel, doch ein sehr unbedeutender gewesen sein würde. Auch wäre ich nach wenigen Jahren wieder heimatlos geworden, da der Herzog und auch sein Nachfolger Prinz Friedrich, der letzte Erbe, schnell nach einander starben, und das Land unter die übrigen sächsischen Herzogthümer getheilt wurde. Die Kapelle wurde dann pensionirt,

und da ich die gänzliche Geschäftslosigkeit nicht hätte ertragen können, so wäre ich bald wieder weiter gewandert.

Der Abschied von Frau und Kindern, obwohl nur auf ein Vierteljahr, war doch ein sehr wehmüthiger. Dorette, die ganz in Thränen zerfloß, konnte ich nur dadurch einigermaßen trösten, daß ich ihr jede Woche Berichte über Alles, was ich beginnen werde, versprach. In Gotha, wo ich auf der Durchreise meine Schwiegermutter besuchte, wurde ich von dieser, den übrigen Verwandten meiner Frau und den Mitgliedern der Kapelle noch arg bestürmt, mich dort wieder niederzulassen. Auch die Herzogin, bei der ich einen Besuch machen mußte, da sie sich mir immer sehr wohlwollend und freundlich bewiesen hatte, versuchte noch das letzte Mittel, mich Cassel abspenstig zu machen, indem sie sich erbot, ihren Bruder, den Kurfürsten von Hessen, zu bewegen, mich von meiner Zusage zu entbinden. Da mir aber die Verhältnisse in Gotha, seit ich es verlassen und mich in der Welt umgesehen hatte, sehr kleinlich und beschränkt vorkamen, so widerstand ich allen Versuchungen und entzog mich ihnen durch beschleunigte Weiterreise.

Raum in Cassel angelangt (Neujahr 1822), wurde ich zum Kurfürsten berufen, der mich höchst wohlwollend empfing und mir viel Schmeichelhaftes sagte. Unter Anderem sprach er die Hoffnung aus, seine Oper durch meine Mitwirkung zu einer der ausgezeichnetsten Deutschlands gebracht zu sehen und forderte mich auf, deshalb geeignete Vorschläge zu machen, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Ich erbat mir dazu eine Frist von vierzehn Tagen, um erst die vorhandenen Kräfte genau kennen zu lernen. Nachdem ich nun einige Proben und Aufführungen mit angehört hatte, übernahm ich mein neues Amt mit der Direktion des Winter'schen „Opferfestes“. Da es dem bisherigen Musikdirektor Benzon, wie man allgemein hörte, so sehr an Autorität gefehlt hatte, daß sich die Sänger und das Orchester seinen Anordnungen ohne weiteres widersetzten, was auch seine

Entlassung herbeiführte, so hielt ich es für nöthig, die Zügel sogleich etwas straffer anzuziehen. Ich nahm es deshalb bei den Proben zum „Opferfest“ sehr genau, fand aber weder bei dem Gesang=Personale, noch bei dem Orchester den mindesten Widerspruch und konnte nun schon bei der ersten Oper, die ich dirigirte, ein besseres Ensemble, als man es bisher gewohnt gewesen war, erlangen. Dies wurde auch allgemein anerkannt und erwarb mir sogleich das Zutrauen des Kurfürsten, wie auch des sämmtlichen Theater=Personals. Da ich unter den Sängern schon einige ausgezeichnete vorfand, namentlich den ersten Tenor Gerstäcker und die erste Sängerin Demoiselle Dietrich, und erfuhr, daß Theaterdirektor Feige bereits mit mehreren anderen ausgezeichneten Künstlern in Unterhandlung stehe, so beschränkten sich die Vorschläge, die ich nun einreichte, vor der Hand nur auf Vermehrung und Verbesserung des Chor= und Orchester=Personals. Letzteres bestand zum Theil aus Civilmusikern, zum Theil aus Mitgliedern der Leibgarde=Musik, worunter sich sehr ausgezeichnete Künstler befanden. Der Kurfürst hatte diesen eben so, wie den Civilmusikern Rescripte auf Lebenszeit bewilligt, weshalb ich es nun nicht mehr durchsetzen konnte, daß das Orchester, um die Collision zwischen dem Militär= und Orchesterdienst zu vermeiden, aus lauter Civilmusikern zusammengesetzt werde. Wenigstens hoffte ich aber den Uebelstand zu beseitigen, daß die Militärmusiker in vollständiger Uniform erscheinen mußten, was mir beim ersten Besuch des Theaters so sehr aufgefallen war. Doch gelang mir auch dieses nicht, denn der Kurfürst erwiderte auf meine Vorstellung, „es sei gegen die Militär=Etikette, daß ein Soldat anders, als in voller Uniform vor ihm erscheine“, und als ich darauf entgegnete, die enge Uniform erschwere auch den Orchesterdienst und die hohen Epauletten machten es namentlich den Geigern ganz unmöglich, ihr Instrument so zu halten, wie es sein müsse, so verfügte er lieber, daß den Musikern eine besondere, bequeme Uniform ohne solche für den Orchesterdienst



angefertigt wurde, als daß er von seiner Grille abgegangen wäre. Auch meinen hierauf weiter gemachten Vorschlag, den Civilmusikern nun dieselbe Orchesteruniform zu geben, verwarf er, und so blieb dies buntschedige Orchester zum Erstaunen aller Fremden, bis im Jahr 1832 der jetzige Kurfürst als Mitregent die Regierung antrat.

Meine Anträge zur Vermehrung und Verbesserung des Orchesters wurden aber sämmtlich genehmigt und mir der Auftrag ertheilt, noch einige gute Geiger, so wie ausgezeichnete Solo-Bläser für die ersten Blas-Instrumente zu engagiren. Dadurch wurde mir Gelegenheit geboten, meinen Bruder Ferdinand, der nach seinem Abgange von Wien ein Engagement in der Berliner Kapelle gefunden hatte, wieder in meine Nähe zu ziehen. Ein Gleiches gelang mir auch mit meinem ehemaligen Schüler und Freund Hauptmann, und Beide wurden auf Lebenszeit rescribirt. Auch für die Blas-Instrumente fanden sich bald einige vortreffliche Künstler und so wurde das Orchester durch diesen Zuwachs und durch ein fleißiges Einüben eines der vorzüglichsten in Deutschland und ist es auch trotz allem Wechsel der Personen bis jetzt (1853) geblieben.

Doch zurück zum Jahr 1822. Mein Amtsantritt wurde vom Theaterpersonal durch eine solenne Festivität gefeiert, bei der die beiden Chefs der Theaterverwaltung, der Intendant, Polizeidirektor von Manger und der Generaldirektor Feige präsdirten. Ich wurde angesungen, angerebet und betoastet und gefiel mir ganz gut in einem Birkel, wo man mir von allen Seiten mit so viel Freundlichkeit, ja selbst Herzlichkeit entgegenkam. Da der Kurfürst, der in den ersten Jahren seiner Regierung sehr freigebig war, den Herrn von Manger und Feige besondere Repräsentationskosten zur Bewirthung der einheimischen und durchreisenden Künstler ausgeworfen hatte, so gab dies Veranlassung zu glänzenden und interessanten Gesellschaften in beiden Häusern. Diese Zusammenkünfte wurden durch Geist und Witz belebt, und

es herrschte da eine zwar ungebundene, aber anständige Fröhlichkeit. Ich besuchte sie daher anfangs gern; gegen die Zeit jedoch, wo ich meine Familie erwartete, zog ich mich mehr zurück, theils weil ich mir sagen mußte, daß meiner Frau diese Zirkel doch nicht ganz zusagen würden, theils weil ich durch häufigen geselligen Verkehr mit dem Sängerpersonal an meiner amtlichen Autorität einzubüßen fürchtete.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Cassel ließ ich mich auch der Frau Kurfürstin und ihren Töchtern, den Prinzessinnen Karoline und Marie, vorstellen und wurde zu ihren Abendgesellschaften eingeladen. In einer derselben mußte ich einige meiner Quartetten vortragen, die ich zu dem Behufe mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Hofkapelle, den Herren Wiele, Sologeiger, Barnbeck, Borgeiger und Hasemann, erstem Violoncellisten (meinem früheren Quartettisten in Frankfurt, der unlängst nach Cassel berufen war) im voraus einübte. Diese Musikpartie, die viel von sich reden machte, war wahrscheinlich die Veranlassung, daß der Kurfürst, der von seiner Gemahlin getrennt, deren Abendzirkel nie besuchte, mir den Auftrag gab, ein Hofconcert zu veranstalten, um sich und der Gräfin Reichenbach ebenfalls Gelegenheit zu verschaffen, mich spielen zu hören. Dieses Concert, welches ich mit Allem, was das Sängerpersonal und die Kapelle an ausgezeichneten Talenten darbot, ausstattete, wurde im großen Saale des Palais vor einer glänzenden Gesellschaft (bei der freilich die Frau Kurfürstin fehlte, weil die Gräfin Reichenbach ihre Stelle vertrat) gegeben und machte, weil es das erste am neuen Hofe war, große Sensation. Es blieb aber doch für lange Zeit das einzige, weil der Kurfürst und die Gräfin sich für Concertmusik nur wenig interessirten.

Auf den Wunsch der Kapelle übernahm ich auch die Direction der Concerte, die sie im neuen Stadthausaale veranstaltet hatte, und trat selbst als Solospieler in etnem derselben auf. Im ersten

Jahre wurde deren Ertrag noch wie bisher unter die Mitglieder der Kapelle vertheilt, später aber auf meinen Vorschlag zu einer Wittwen- und Unterstützungskasse für die Hinterlassenen verstorbener Mitglieder der Kapelle angesammelt und von einem Comité nach entworfenen Statuten verwaltet. Diese Unterstützungskasse, in die seit jener Zeit der Ertrag der in jedem Winter vom Hof-orchester gegebenen Concerte und einer Dratoriums-Aufführung am Charfreitage fließt, besteht noch jetzt (1853) und hat im Laufe der Jahre manche Noth der Wittwen und Waisen verstorbener Orchester-Mitglieder gemildert. Die Concerte werden aber schon seit vielen Jahren nicht mehr im Stadthausaale, sondern im Hof-theater gegeben, und zwar, seitdem der vorige Kurfürst sich zum Protector der Anstalt machte, welcher eben so wenig wie der jetzige sich entschließen konnte, ein Concert zu besuchen, welches anderswo als im Theater stattfindet.

\*

\*

\*

(Nach fünfjähriger Pause im April 1858 fortgesetzt.)

[Bei dieser im 75. Lebensjahr geschriebenen Fortsetzung konnte das Manuscript nicht mehr so wörtlich wie bisher abgedruckt werden, da hin und wieder, um zu große Ausführlichkeit zu verhüten, Weglassungen stattfinden mußten. Einzelne Lücken durften jedoch nur so weit ergänzt werden, als es durch Anführung von Spohr's eigenen Worten aus Briefen an abwesende Freunde thunlich war, — so daß gewissenhaft daran festgehalten werden konnte, nur ihn selbst ohne fremde Zusätze reden zu lassen, bis zu dem traurigen Zeitpunkt (Juni 1858), wo seine bis zum Jahre 1838 reichenden biographischen Aufzeichnungen überhaupt abbrechen.]

Bald nach meiner Ankunft in Cassel wurde ich zur Gräfin Hessenstein zu einer Musikpartie eingeladen. Dort traf ich viele Dilettanten der Stadt, die sämmtlich sangen, wenn auch

in sehr schlechter Manier. Da indessen einige darunter mit guten Stimmen begabt waren, so brachte mich das auf die Idee, meine Wirksamkeit nach dieser Seite hin mit der Errichtung eines Gesangsvereines zu beginnen. Ich knüpfte daher mit einigen der Sänger Bekanntschaft an, theilte ihnen meinen Plan mit und wir verabredeten gleich auf einen der folgenden Tage eine Zusammenkunft, um das Erforderliche weiter zu besprechen. In Folge hiervon wurden dann Statuten entworfen und schon am 22. März eine von mir, Herrn von Steuber und Herrn Sekretar Anyrim unterzeichnete Aufforderung an die Dilettanten Cassels erlassen, sich an der von uns unter dem Namen „Cäcilien-Verein“ zu stiftenden Gesellschaft zu betheiligen, um „nach dem Beispiele der meisten größeren Städte Deutschlands auch hier das schöne Ziel zu verfolgen, den ächten Sinn und richtigen Geschmack für edle und ernste Musik zu erwecken und zu pflegen.“ Da das Unternehmen vielen Anklang fand, so konnte der Verein bald in's Leben treten. Er begann bei seiner Eröffnung zunächst mit Einübung des unvergleichlichen Ave verum von Mozart, worauf dann die Haydn'schen Danklieder, die erste Messe von Mozart und ein Salve regina von Hauptmann, eine hinreißend schöne Composition im ächten, frommen Kirchenstyle, folgten. Die Zahl der Mitglieder war inzwischen auf mehr als fünfzig angewachsen, und es wurden in den wöchentlichen Uebungen so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß der Verein bereits im ersten Jahre seines Bestehens einigemale in der katholischen Kirche mit Begleitung der Orgel, während des Gottesdienstes, Messen von Hauptmann u. A. zur Ausführung bringen konnte.

Auch meine Wirksamkeit im Theater fing an sich zu erweitern, nachdem ich das Personal und Orchester genauer kennen gelernt hatte. Das erste unter meiner Leitung ganz neu eingeübte Werk war die von mir in Frankfurt geschriebene Oper „Semire und Azor“, welche am 24. März zuerst zur Aufführung kam. Eine junge, talentvolle Sängerin, Demoiselle Canzi, die gerade in

Cassel gastirte, sang die Zémire, und Gerstäcker, der damals vielbewunderte erste Tenor unserer Bühne, den Azor. Da auch die übrigen Rollen der Oper gut besetzt waren, so konnte es nicht fehlen, daß sie hier eben so günstig, wie in Frankfurt aufgenommen wurde, weshalb sie nicht nur während der Anwesenheit der Canzi schon nach wenigen Tagen wiederholt, sondern auch von deren Nachfolgerin, Demoiselle Roland, sogleich einstudirt und im Laufe des Jahres noch mehrmals mit großem Beifalle gegeben wurde. Mehr noch, als der enthusiastische Beifall des Publikums erfreute mich aber der Umstand, daß die Oper mir selbst gefiel, der ich sie seit ein paar Jahren nicht gehört hatte und gegen meine älteren Sachen ein gar strenger Richter bin. Auch überzeugte ich mich nun immer mehr, daß diese, wie viele meiner Compositionen, nur recht genau und im Geiste des Werkes gegeben werden müsse, um auch dem Nichtkenner zu gefallen, daß meine Musik aber, bei nachlässiger Aufführung, leicht so verdorben werden kann, daß auch der Kenner an ihr irre wird.

Inzwischen war anfangs März 1822 auch meine Familie unter dem Schutze meines Bruders Ferdinand, der sie auf der Reise von Berlin hierher in Dresden abgeholt hatte, eingetroffen und wir bezogen zusammen die von mir gemiethete Wohnung in der Bellevue. Nun wieder im häuslichen Kreise begann ich auch sogleich die neue Oper „Jessonda“ zu componiren und beendigte sie im December desselben Jahres. [In einem Brief an Speyer in Frankfurt vom 26. Januar 1823 heißt es hierüber: „Ich war in der letzten Zeit mit einer neuen Oper so eifrig beschäftigt, daß ich darüber alles Andere ein wenig vernachlässigt habe. Nun ist sie fertig, und ich bin recht froh, eine so bedeutende Arbeit vollendet zu haben. Wenn ich von dieser Oper mehr erwarte, als von den früheren, so stützt sich das auf meine vermehrte Erfahrung und auf die Begeisterung, mit der das wohlgerathene Buch mich fast bei jeder Nummer erfüllte. Um nie anders, als in Stunden der Weihe an die Arbeit zu gehen, habe ich mir bei

dieser auch mehr Zeit, als bei allen früheren gegönnt.“] — Einige Nummern daraus, die Ouvertüre, eine Arie der Jessonda und das bekannte Duett zwischen Amazilli und Nadori wurden schon in demselben Winter in den Abonnements-Concerten aufgeführt und meine Tochter Emilie erntete dabei großen Beifall. Die ganze Oper wurde zum erstenmale auf unserem Theater zum Geburtstage des Kurfürsten am 28. Juli des folgenden Sommers gegeben und mit allgemeinem Beifall aufgenommen. [In einem Briefe vom 2. August 1823 heißt es weiter: „Sie wünschen durch mich von der ersten Aufführung der „Jessonda“ etwas zu erfahren; der Auftrag will sich für mich nicht recht schicken, denn ich werde ohne es zu wollen, doch wohl zu ihrem Lobredner werden müssen. Der Effekt war groß! Es ist hier Sitte, daß an Geburtstagen nur der Hof mit Applaudissement empfangen und dann die Oper ohne laute Aeußerungen des Beifalles angehört wird. Das sollte diesmal auch so sein. Aber schon vor Ende des ersten Actes brach ein stürmischer Beifall los, und nun war die Etiquette für den Rest des Abends vergessen. Die Aufführung war vorzüglich. Gerstäcker, die Roland, Hauser ganz ausgezeichnet, die Braun wenigstens erträglich und besser, als in anderen Rollen. Chöre und Orchester, Scenerie, Tänze, Schaufechte, Gewitter, Dekorationen, Kleider, Alles vortrefflich. . . . Mich hat diese Arbeit sehr glücklich gemacht, und ich darf hoffen, daß die Oper auch an anderen Orten sehr gefallen wird.“]

Aus den Zimmern unserer Wohnung in der Bellevue hatten wir eine sehr schöne Aussicht über die Aue hinüber in das durch die Leipziger Straße belebte Thal, und die Schönheit der Gegend veranlaßte uns zu häufigen Spaziergängen in die reizende Umgebung von Cassel. Auf diesen Gängen zogen uns hauptsächlich die vielen Gartenwohnungen an, die sich vor dem Wilhelmshöhe, wie vor dem Cölnischen Thore befinden, und da es anfang, uns hier sehr zu gefallen, so stieg auch bald der Wunsch in uns auf, eine solche Gartenwohnung, wie wir sie in Gotha be-

reits in Miethe besessen hatten, nun als Eigenthum zu erwerben. Wenn daher auf den Spaziergängen eine solche unser besonderes Wohlgefallen erregte, so fragte ich wohl an, ob sie dem Besitzer nicht feil sei, wurde aber öfters abgewiesen, bis mir endlich ein kleines Landhaus vor dem Cölnischen Thore, dicht bei der Stadt und nicht fern vom Theater in einer sehr ruhigen, allenthalben von Gärten umringten Gegend zum Kauf angetragen wurde. Da der dafür geforderte Preis mein kleines, in der Handlung von Wilhelm Speyer in Frankfurt angelegtes Vermögen nicht überstieg, so schloß ich den Kauf sogleich ab, und wir bezogen noch im Herbst das neue Eigenthum und erfreuten uns gleich einer reichen Gemüse- und Obsternte. Das Einzige, was ich im neuen Hause vermiste, war ein geräumiges Musikzimmer. Ich ließ daher im ersten Stock eine Wand zwischen zwei Zimmern herausnehmen und gewann dadurch einen für eine Quartettpartie hinreichend großen Salon, der für eine günstige Akustik jedoch zu niedrig war, weshalb ich mir für die Zukunft vornahm, einen Anbau mit einem Musiksaal errichten zu lassen. Unsere schöne stille Gartenwohnung begeisterte mich zu neuen Compositionen, und so schrieb ich zuerst ein drittes Quartett zu den beiden schon in Dresden angefangenen, welche bei Peters in Leipzig als Op. 58 herausgekommen sind. Um dieses Quartett, sowie die früheren, zu hören zu geben, veranstaltete ich auch hier einen Quartettzirkel, wo abwechselnd bei einigen musikliebenden Familien wöchentlich drei Quartette producirt und die Abende mit einem frugalen Mahle beschlossen wurden. Anfangs bestand das Quartett aus mir, Herrn Wiele, dem Sologeiger und späteren Concertmeister unserer Hofcapelle, meinem Bruder Ferdinand, welcher die Viola übernahm und unserem trefflichen Violoncellisten Hasemann. Da aber nach und nach, wie im Orchester, so auch in diesem kleinen Kreise der Tod aufräumte, so mußten Andere an die Stelle treten und es bedurfte dann immer einiger Zeit, bis wir das alte gewohnte Ensemble wieder

gewannen. Zuerst wurde im Jahre 1831 mein Bruder abgerufen, dann Viele, zuletzt Gasemann, immer aber die Lücken aus neuen Mitgliedern unserer Hofkapelle wieder besetzt, so daß die Quartettpartien, welche jedoch nur während des Winters stattfanden, keinmal ganz aufhörten und ich selbst bis in die neueste Zeit (1858) in denselben jedesmal zwei Quartetten gespielt habe. Nachdem ich das dritte Quartett des 58. Werkes vollendet hatte, bekam ich Lust, eine Idee auszuführen, mit der ich mich schon lange getragen und von der mir, wenn ich nicht irre, Andreas Romberg, als wir das letztemal vor seinem Tode Quartett spielten, zuerst gesprochen hatte, nämlich die, mich in einem Doppelquartette zu versuchen. Der Umstand, daß Romberg sich Jahre lang mit dem Gedanken beschäftigte, ohne zu einem Versuche gekommen zu sein, reizte mich besonders, und ich stellte mir die Aufgabe, wie auch er sie aufgefaßt hatte, zwei Quartetten, neben einander sitzend, ein Musikstück ausführen zu lassen und das achtstimmige nur für die Hauptstellen der Composition aufzusparen. Nach dieser Aufgabe schrieb ich also mein erstes Doppelquartett (H-moll), begann das Thema des ersten Allegro mit beiden Quartetten unisono und forte, um es den Hörern recht einzuprägen, und führte es dann concertirend durch beide Quartetten abwechselnd durch. Unter den zum Quartettkränzchen gehörigen Familien besaß der Hofmarschall von der Malzburg das größte Lokal, weshalb ich wartete, bis an ihm die Reihe war, das Quartett zu halten, wo ich dann, unter Zuziehung der fähigsten meiner Schüler und eines zweiten Violoncellisten aus dem Orchester, das neue Doppelquartett unserem Birkel zu hören gab. Ich hatte die Freude zu bemerken, daß seine Wirkung weit über die der einfachen Quartetten und Quintetten hinausreichte, und da diese neue Gattung von Kammermusik auch auswärts viel Anklang fand\*), wie es die häufigen Aufführungen

---

\*) In dem Wiener allgemeinen Musikalischen Anzeiger vom 14. März.  
 Louis Spohr's Selbstbiographie. II.



derselben beweisen, so erwartete ich nichts anderes, als daß die Componisten damaliger Zeit diese bald nachahmen und allgemein machen würden. Es ist dies aber ebensowenig der Fall gewesen, wie mit einigen anderen Erweiterungen der Kunstformen, die ich in späteren Jahren versucht habe, wie z. B. bei der Symphonie mit zwei Orchestern: „Irdisches und Göttliches im Menschenleben“ (Op. 121), bei der historischen Symphonie (Op. 116) und der vierhändigen Clavier-Begleitung zu einigen Tenorliedern. Nur ein einziger junger Componist aus Lübeck, Namens Pape, der später im Theater-Orchester zu Bremen als Violoncellist angestellt ward, schickte mir einst ein Doppelquartett im Manuscripte zu. Er hatte viel Talent zur Composition, fand aber keine Gelegenheit, seine Sachen zu veröffentlichen und verkümmerte deshalb, wie so viele junge Deutsche, aus Mangel an Anerkennung. Auch dieses ist niemals herausgegeben worden, und so sind meine vier Doppelquartetten so wie auch die anderen oben genannten Werke von mir die einzigen ihrer Gattung geblieben. Ein Octett für Streich-Instrumente von Mendelssohn-Bartholdy gehört nämlich einer ganz anderen Kunstgattung an, in welcher die beiden Quartetten nicht doppelschörig mit einander concertiren und abwechseln, sondern alle acht Instrumente zusammenwirken. Diese Gattung, obwohl nicht so interessant, als die Doppelquartetten, ist auch nachgeahmt worden; denn der Violoncellist Schubert in Petersburg hat ein solches bei seinem Bruder, dem Musik-Verleger in Hamburg, herausgegeben, und es ist auch bei uns in Cassel mehrmals mit Beifall zur Ausführung gekommen.

In dieser Zeit beschäftigten mich noch verschiedene andere Compositionen: zwei Potpourri über Themen aus „Jessonda“

---

1829 heißt es u. A. bei der Ankündigung des bei Peters als Op. 65 heraus-  
 gekommenen Musikstückes: „Ueber das angezeigte Doppelquartett noch viele Worte  
 zu vergeuben, da die allgemeine Stimme — vox populi, vox Dei! — sich dies-  
 falls bereits unumwunden und unzweideutig aussprach, hieße Eulen nach Athen  
 tragen.“

(Op. 64 und 66, bei Peters in Leipzig), der eine für Geige, der andere für Geige und Violoncell, welche beide im Laufe des Winters in unseren Abonnements-Concerten von mir vorgetragen wurden. Ferner componirte ich eine Hymne an die h. Cäcilie, die von Fräulein von Calenberg zu der am 22. November veranstalteten Feier des Cäcilientages gedichtet war und aus Chören nebst einem brillanten Sopransolo bestand, welches meine älteste Tochter Emilie damals sehr gut vortrug \*).

Zur Feier dieses Tages, welche unser Gesangverein in diesem Jahre zum erstenmale beging, versammelte sich eine Gesellschaft von etwa 120 Personen, meist Angehörige der Vereins-Mitglieder, in dem zu diesem Zwecke schön eingerichteten Destréich'schen Saale, welcher mit dem lebensgroßen Bildnisse der h. Cäcilie ausgeschmückt war. Die Festlichkeit begann mit der an die Heilige gerichteten Hymne, worauf ein Mitglied eine geistreiche Rede über das Wesen der Kunst hielt und mir unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken des Dankes und der Anerkennung ein werthvolles Geschenk des Vereines überreichte, bestehend aus zwei großen, bronzenen Leuchtern von dem später so berühmt gewordenen Bildhauer Henschel gefertigt, welche mit Scenen aus meinen drei hier gegebenen Opern verziert waren. Hierauf wurden ein Vaterunser von Festa, das Salve regina von Hauptmann und während des Abendessens einige Lieder für Männerstimmen gesungen. Im folgenden Jahre componirte Hauptmann zum Namensstage unserer Schutzheiligen eine ebenfalls von Fräulein von Calenberg gedichtete Hymne, und da sich diese, so wie meine Composition, stets des ungetheiltesten Beifalles zu erfreuen hatte, so wurden beide Musikstücke abwechselnd bei allen späteren, am Cäcilientage stattfindenden Aufführungen vorgetragen. Die bei diesen Gelegenheiten gesammelten freiwilligen Beiträge dienten

---

\*) Das Manuscript blieb lange Jahre ungedruckt und ist erst vor kurzem bei Luchhardt in Cassel als Op. 97 herausgekommen.

nur zu wohlthätigen Zwecken, und die Feier des Tages wurde, wenn auch durch einzelne Störungen unterbrochen, doch bis in die neueste Zeit bald in engerer, bald in ausgedehnterer Weise begangen \*).

Im folgenden Jahre (1824) erhielt ich eine Einladung vom Hofrath Rüstner, der damals Direktor des Theaters in Leipzig war, meine Oper „Jessonda“ auf dortiger Bühne in Scene zu setzen. [Ueber den günstigen Erfolg der am 9. Februar stattgehabten Aufführung daselbst berichtet ein Brief vom 14. Februar: „Beim Eintritt in's Orchester wurde ich mit allgemeinem Jubel begrüßt, die Ouvertüre wurde stürmisch und anhaltend da capo verlangt. Jede Nummer ward mit lebhaftem Beifall aufgenommen und noch vier derselben da capo verlangt, worunter auch ein Chor, der erste des zweiten Actes. Den größten, wirklich wüthenden Enthusiasmus erregte das Duett zwischen Amazili und Nadori. Schon nach dem ersten Akt erhob sich in einer Loge des ersten Ranges ein Sprecher und hielt eine Anrede an mich, in der er mich als einen wahren Meister deutscher Kunst bezeichnete und das Publikum aufforderte, mir ein dreimaliges Lebehoch zu bringen. Dies geschah mit Begleitung von Trompeten und Pauken in einem Tutti, daß ich glaubte, die Mauern würden einstürzen. Ein gleiches und „da capo Jessonda!“ ertönte am Schlusse der Oper. Hofrath Rüstner überschickte mir am Tage nach der Auf-

---

\*) Der Cäcilientag, den Spohr so gern in musikalischer Feier zu be-  
gehen pflegte, erwies sich für ihn später sehr verhängnißvoll. Am 22. November  
1834 ward seine geliebte erste Gattin zu Grabe getragen; — 1847, da das 25jäh-  
rige Bestehen des Cäcilienvereines in lange vorbereiteter musikalischer Festlichkeit  
gefeiert werden sollte, traf plötzlich an demselben Nachmittag die Nachricht von  
dem in Hanau erfolgten Tode des Kurfürsten Wilhelm II. ein, und jede Feier  
mußte unterbleiben, jeder Ton verstummen; — 1857 am 22. November trat  
Spohr, nach erfolgter Pensionirung, zum letztenmal in seiner Funktion als Hof-  
kapellmeister (indem er seine Oper „Jessonda“ dirigirte) auf; — 1859 an dem-  
selben Tage und in denselben Räumen, ward vier Wochen nach Spohr's Hin-  
scheiden, sein Andenken durch ein aus eignen Tonschöpfungen zusammengestelltes  
Concert gefeiert!

führung das Doppelte des bedungenen Honorars, und als ich bei der Abreise im Wirthshause die Rechnung bezahlen wollte, war sie schon berichtigt. . . . Peters, der Verleger des Clavier-Auszuges, erklärte mir auch, daß das von mir bestimmte Honorar nach dem Erfolge der Oper zu gering angelegt sei, und daß ich ihm erlauben möge, nun selbst eines dafür zu bestimmen.“] Am 14. Juni desselben Jahres wurde darauf die Oper zuerst in Frankfurt und dann bald auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands aufgeführt.

Einige Zeit nachher erhielt ich vom Kurfürsten den Auftrag, für die Vermählungsfeier seiner Tochter, der Prinzessin Marie, mit dem Herzoge von Sachsen-Meiningen, welche im Frühjahr 1825 stattfinden sollte, eine neue Oper zu schreiben. Der schon in Wien mit Theodor Körner besprochene Plan, das Musäus'sche Märchen „Rübezahl“ als Oper für mich einzurichten, tauchte nun wieder in mir auf, und ich wandte mich daher an Herrn Eduard Gehe in Dresden, der das Buch zur „Jessonda“ so ganz zu meiner Zufriedenheit geschrieben hatte. Da ich ihm aber kein genaues Scenarium für die Oper einsenden konnte, weil ich über die Bearbeitung des Stoffes mit mir selbst noch nicht einig war, so hatte ihn seine Phantasie im Stiche gelassen, und er schickte mir eine Dichtung, die mir gar nicht zusagte und zu deren Composition ich mich durchaus nicht aufgelegt fühlte. Ich erinnerte mich nun meines ehemaligen Pauters im Frankfurter Drucker, des schon früher erwähnten Georg Döring, welcher zugleich Literat war und sich seit jener Zeit durch einige gelungene Romane bekannt gemacht hatte. An diesen wandte ich mich jetzt und theilte ihm meine Ansichten wegen Bearbeitung des „Rübezahl“ mit, wobei ich insbesondere erwähnte, daß ich bei einer großen Oper, wie diese werden sollte, den Reim für unnöthig erachtete. In Gehe's „Rübezahl“ kam nämlich viel Leichtes und Ungehöriges vor, das mir als eine Folge des Zwanges erschien, den der Reim dem Dichter auferlegt hatte und dieser

ward daher auch von Döring auf meine Bemerkung hin durchgängig vermieden. Wiewohl das vielfältig getadelt worden, so bin ich doch der Meinung, daß der Mangel des Reimes in meiner Oper „Der Berggeist“, wenn sie nicht allen Ansprüchen genügt, am wenigsten die Schuld daran trägt. Obgleich mir nun das Döring'sche Buch auch nicht ganz zusagen wollte, so war doch keine Zeit zu verlieren, um so weniger, da dies nicht die einzige Arbeit war, die mir der Kurfürst zur Vermählungsfeier aufgetragen hatte. Ich sollte nämlich auch einen Festmarsch mit eingemischter Melodie des alten, deutschen Liedes: „Und als der Großvater die Großmutter nahm“ schreiben, sowie einen Fackeltanz für dreiundfünfzig Trompeten und zwei Paar Pauken (so viel besaß nämlich die kurhessische Armee in ihren sämmtlichen Musikkören) und da ich zu demselben, der Modulation wegen, verschiedene Stimmungen der Trompeten nehmen mußte, die Trompeter bei der Regimentsmusik aber in der Regel nicht sehr musikalisch sind, so lag es mir auch ob, ihnen diesen Fackeltanz zuvor einzuüben. Am Schlusse des Jahres war ich jedoch mit all' diesen Compositionen fertig und konnte nun an das Einstudiren des „Berggeist“ gehen. Mit unserem ersten Tenor, Gerstäcker, der schon seit längerer Zeit gekränkelt, hatte es inzwischen eine so traurige Wendung genommen, daß an Singen seinerseits nicht zu denken war und wir nun für die Oper keinen Tenor besaßen. Der Kurfürst befahl daher, einen fremden Sänger zu Gastrollen einzuladen, und es gelang auch, den Tenoristen Cornet in Hamburg, der damals sehr gerühmt wurde, nebst seiner Verlobten, Demoiselle Kiel aus Sondershausen, welche die erste Sopranpartie in der neuen Oper übernahm, auf mehrwöchentliches Gastspiel zu engagiren. Kaum hatte ich indessen mit dem einstweiligen Einüben des einheimischen Personales begonnen, so bekam ich von Spontini eine für mich sehr überraschende Einladung nach Berlin zu der auf den 4. Februar festgesetzten ersten Aufführung der „Fesonda“, die ich selbst dirigiren und dazu die

zwei letzten Generalproben halten sollte. Spontini, der oft in Berliner Blättern den Vorwurf hatte hören müssen, daß er nur seine Opern gäbe und andere werthvolle Werke von der dortigen Bühne fern hielt, mochte, um diese Anklage am eclatantesten zu widerlegen, auf die Idee gekommen sein, den Componisten der „Jessonda“ einzuladen. Doch schien es ihm in der That nicht sehr darum zu thun, die Aufführung der Oper zu befördern; denn als ich nach erlangtem Urlaube sogleich meine Reise nach Berlin angetreten und Spontini aufgesucht hatte, empfing er mich zwar sehr freundlich, jedoch erfuhr ich, daß noch nicht einmal die Zimmerproben begonnen und er die Einladung an mich ohne Vorwissen des Hoftheater-Intendanten, Grafen Brühl, hatte ergehen lassen. Die Empfindlichkeit desselben über solche Vernachlässigung suchte ich nun erst zu besänftigen und verabredete sodann, um nicht unverrichteter Sache wieder heimkehren zu müssen, mit ihm das Weitere zur Beschleunigung der Aufführung. In den nunmehr stattfindenden Zimmerproben wurde mir die Freude zu sehen, daß die Hauptpartien in guten Händen waren: Bader und Blume als Nadori und Tristan, sowie die Damen Schulze und Seidler als Jessonda und Amazili, waren treffliche Sänger; auch die Partie des Dandau war durch Herrn Krause gut besetzt, und Lopez, der anfangs einem Komiker zugetheilt worden, wodurch der Ernst der Oper beeinträchtigt wurde, übernahm der Baritonist Devrient, nachdem ich mich dazu verstanden, einige Abänderungen in den Recitativen zu machen. So konnte die Oper bald auf's Repertoire gesetzt werden, als plötzlich Bader erkrankte und nach seiner Wiederherstellung Frau Seidler durch Geizigkeit Störung veranlaßte. Da mein Urlaub zu Ende ging, so bat ich um Verlängerung desselben. Der Kurfürst hatte sich jedoch über die mir von Seiten Spontini's und der Berliner Intendanz in den Weg gelegten Hindernisse gekränkt gefühlt und bewilligte daher nur noch einige Tage, nach deren Verlauf ich abreisen sollte, die Oper möge zu Stande kommen oder nicht.

Zum Glück war es mit Frau Seidler besser geworden; ich konnte nun die erste Aufführung der „Jessonda“ in Berlin selbst dirigiren und von deren überaus günstiger Aufnahme Zeuge sein. Gleich darauf reiste ich ab und fuhr drei Nächte hindurch, um die in Cassel versäumte Zeit wieder einzuholen.

Das Sängerpaar aus Hamburg war unterdessen eingetroffen und hatte bereits mit großem Beifalle gastirt; ich konnte daher die Theaterproben zum „Berggeist“ sogleich beginnen. Inzwischen erhielt ich vom Kurfürsten aber noch den Auftrag, zu dem der Festoper vorangehenden Prolog Chöre zu arrangiren, in welchen Thüringer Volksmelodien angebracht werden sollten. Ich wandte mich deshalb an meinen Schüler, Kapellmeister Grund in Meiningen, wegen Herbeischaffung der gewünschten Melodien, welche ich dann, so gut es gehen wollte, bei der Arbeit benutzte.

Am 23. März 1825 fand nun die Vermählung im Bellevueschlosse statt. Beim Zuge der Neuvermählten und deren Gefolge aus dem Speisesaal in den weißen Saal spielte die Kapelle meinen Marsch, der sich sehr festlich und an der Stelle, wo das Großvaterlied eingewoben ist, auch recht lieblich machte. Der Kurfürst und der Herzog, welcher freilich musikalischer, als sein Schwiegervater war, sagten mir Beide viel Artiges über den Festmarsch, der auf ihr Geheiß wiederholt werden mußte. Der Empfang des Brautpaares bei der Festvorstellung am anderen Abend im Theater war ein sehr glänzender und lärmender; denn ich ließ die dreieundfünfzig Trompeten und zwei Paar Pauken, die ich auf der Gallerie aufgestellt hatte, mit in den Tusch und das Vivatrufen des Publikums hineinschmettern! Dem vom Hofrath Niemeyer verfaßten Festprologe folgte dann meine neue Oper „Der Berggeist“, die zwar von dem gedrängt vollen und festlich erleuchteten Hause mit eben dem lärmenden Beifalle wie „Jessonda“ aufgenommen wurde, aber mich selbst weder so befriedigte, noch sich auch so schnell auf anderen Bühnen verbreitete, wie jene. Der Kurfürst, der mit allem, was ich bei dieser Ver-

anlassung geschrieben hatte, sehr zufrieden war, ließ mich am anderen Tage zu sich rufen, dankte mir und beschenkte mich mit einer sehr schönen, goldenen Dose, auf welcher, für einen Musiker wohl etwas unpassend, eine von Husaren ausgeführte Reiter scene sehr kunstreich ciselirt und unter Glas gefaßt ist. Sie war aber, was das Beste dabei, mit Friedrichsd'oren angefüllt und daher eine reiche, fürstliche Gabe.

Wenige Monate nachher ließ Hofrath Küstner in Leipzig meine neue Oper kommen, und im September kam die erste Aufführung derselben auf dortiger Bühne zu Stande. [Es heißt in einem Briefe vom 18. September darüber: „Vorgestern ist „Der Berggeist“ hier mit dem allergrößten Erfolge vom Stapel gelaufen. ... Die Aufführung war so glänzend, wie man nie dergleichen vorher in Leipzig erlebt hat, und einige Dekorationen waren so schön, daß ich noch nie in meinem Leben etwas Aehnliches gesehen habe. Der Dekorationsmaler Gropius ist auf dem Wege, der erste der Welt zu werden; ich habe weder in Italien, noch in Paris oder London etwas so Zauberisches gefunden, wie die Schluß-Dekoration des zweiten Aktes. ... Die Aufnahme, welche die Oper fand, war die schmeichelhafteste, die ich noch erlebt habe. ... Die Aufführung war sehr gelungen zu nennen. Außer einem Fehler in der Ouvertüre und einem widerspenstigen Felsen, der nicht aus der Erde herauswollte, passirte nichts Fehlerhaftes. Auf dem Theater war fast Alles besser, als in Cassel, besonders der Berggeist (Röckert) und Oscar (Bettler). ... Das Orchester, obgleich es dem unserigen weit nachsteht, leistete doch Außergewöhnliches.“]

Im Sommer 1825 kam ein liebenswürdiger junger Mann, Friedrich Curschmann aus Berlin, in der Absicht nach Cassel, sich unter meiner Leitung zum Musiker auszubilden. In Göttingen hatte er zwar schon seine juristischen Studien begonnen, gedachte dieselben jedoch aufzugeben und versuchte sich bereits mit Glück in allerlei Compositionen, besonders Liedern, die er mit



einer wohlklingenden Baritonstimme vortrug und sich dadurch in unsere musikalischen Kreise einführte. Da seine Vorbildung in der Musik noch mangelhaft war, so rieth ich ihm, sich zunächst an Hauptmann zu wenden, der auf meinen Wunsch übernommen hatte, meine Violinschüler in der Theorie der Musik zu unterrichten und vorzügliches Geschick dazu entwickelte. Auch unserem Cäcilien-Vereine trat Curschmann sogleich bei und wurde ein sehr nützlich Mitglied desselben, da er nicht nur die Bassoli sehr gut vom Blatte sang, sondern auch öfters die Clavier-Begleitung übernahm und darin das Amt eines Bibliothekars mit vielem Eifer bekleidete. In Gemeinschaft mit einigen der besten unserer Dilettanten stiftete er daneben ein Opernkränzchen, in welchem gar manche seiner nachher so beliebt gewordenen Compositionen und Bruchstücke aus seiner später auf dem hiesigen Theater zur Aufführung gebrachten kleinen Oper „Die Todten oder Abdul und Grinnieh“ zuerst zur Ausführung kamen. So belebte er in mannigfacher Weise das Kunsttreiben unserer Stadt und wurde bald der Liebling der musikalischen Welt.

In demselben Jahre hatte mir Hofrath Rochlig, der Redacteur der Leipziger Musikzeitung, einen Dratorientext: „Die letzten Dinge“ zur Composition angetragen, den ich mit Freuden annahm, weil ich mit meinem früheren Versuch in dieser Kunstgattung, dem in Erfurt aufgeführten Dratorium: „Das jüngste Gericht“, durchaus nicht mehr zufrieden war und daher nicht einmal einzelne Nummern daraus in unserem Verein aufführen mochte. Ich begann nun mit neuen Studien des Contrapunktes und des Kirchenstyles und machte mich mit großem Eifer an die Composition, wobei ich den Vorschlägen des Dichters folgte, welche er mir bei Uebersendung des Textes über die Auffassung desselben gemacht hatte und die ich sehr bewährt und fördernd fand. So wurde der erste Theil des Dratoriums bald fertig, und ich konnte ihn bereits Ende November mit dem Gesangsverein in einem Concerte zum Besten der in Seesen kürzlich Abgebrannten, freilich

nur mit Clavier-Begleitung, aufführen. Mit Freuden bemerkte ich dabei, daß er einen tiefen Eindruck sowohl auf die Mitwirkenden, als auf alle Zuhörer machte, und diese Wahrnehmung war für mich um so mehr von Wichtigkeit, als sie mir die Ueberzeugung gab, den rechten Styl für dieses Werk gefunden zu haben. Insbesondere hatte ich mich bemüht, recht einfach, fromm und wahr im Ausdrücke zu sein und alle Künsteleien, alles Schwülstige und Schwierige sorgfältig zu vermeiden. Mit erneueter Arbeitslust ging ich nun an den zweiten Theil, so daß das ganze Werk bis zum folgenden Charfreitage (1826) beendet und dann in der lutherischen Kirche zuerst vollständig ausgeführt wurde. [In einem Briefe vom 26. März 1826 heißt es darüber: „Der gestrige Tag war für die hiesigen Musikfreunde ein sehr festlicher; denn eine so solenne Musik-Aufführung, wie die meines Oratoriums, hat in Cassel noch nicht stattgehabt. Sie war Abends bei beleuchteter Kirche. Mein Schwiegersohn Wolff, der lange in Rom war, machte den Vorschlag, die Kirche wie in Rom am Charfreitage, durch Kreuzbeleuchtung zu erhellen und führte auch diese Idee aus. Ein vierzehn Fuß langes, mit Silberfolie überklebtes und mit 600 Glaslampen behängtes Kreuz, schwebte in der Mitte der Kirche und verbreitete ein so helles Licht, daß man allenthalben die Textbücher lesen konnte. Das Orchester- und Sängerpersonal, beinahe 200 Personen stark, war auf der oberen Emporkirche terrassenförmig aufgestellt und für die Zuhörer größtentheils unsichtbar. Das aus etwa 2000 Personen bestehende Auditorium beobachtete eine feierliche Stille. Meine beiden Töchter, die Sänger Wild, Albert und Föppel und noch ein Dilettant, sangen die Soli, und die Aufführung war fehlerlos. Die Wirkung war, wie ich mir selbst sagen mußte, außerordentlich. Nie hatte ich früher bei Aufführung eines meiner größeren Werke diese Genugthuung gehabt! Immer mußte ich nachher entweder Mangelhaftes der Ausführung, oder verfehlten Effect, oder etwas Anderes beklagen. Diesmal war das ganz anders. Das Werk ist

auch einfach und leicht und doch nicht weniger reichhaltig, als die anderen.“] — Der tiefe Eindruck, den das Oratorium sichtlich auf das Publikum hervorbrachte, mochte durch die feierliche Kreuzbeleuchtung, die mit der Charfreitagsstimmung sehr harmonirte, noch erhöht worden sein. Nur der Kurfürst war mit der Wahl der lutherischen Kirche und ihrer „katholischen Beleuchtung“, wie er das Kreuz nannte, nicht zufrieden und befahl der Kapelle, ihre künftigen Charfreitags-Concerte in der Hof- und Garnisonskirche mit Beleuchtung von Kronleuchtern, welche uns aus der kurfürstlichen Lichtkammer geliehen werden sollten, zu geben.

Kurz nachher erhielt ich von meinem Londoner Freunde Ferdinand Ries, der, nach Deutschland zurückgekehrt, damals in der Gegend von Godesberg am Rhein wohnte, die Einladung, mein neues Oratorium bei dem rheinischen Musikfeste in Düsseldorf, dessen Arrangement ihm von dem Comité des Festes angetragen war, selbst zu dirigiren. Obgleich nun die rheinischen Musikfeste auf Pfingsten, also zu einer Zeit stattfanden, wo unsere Theaterferien noch nicht begonnen hatten und ich dazu eines ausdrücklichenurlaubes bedurfte, so gelang es mir doch, denselben sogleich zu erhalten, da der damalige Kurfürst sich geschmeichelt fühlte, wenn sein Kapellmeister zu auswärtigen bedeutenden Musik-Aufführungen eingeladen wurde und sich dabei Ehre und Ruhm erwarb.

Während ich mich nun rüstete, mit meiner ganzen Familie, Ida ausgenommen, die sich inzwischen mit Professor Wolff verheirathet hatte, die Reise anzutreten, war indeß von vier der eifrigsten hiesigen Musikfreunde, Herrn Curschmann, Referendar Karl Pfeiffer, Frau von der Malzburg und deren Freundin, Fräulein von Heister, beschlossen, uns zu begleiten und zwar so wie wir mit Extrapost zu reisen, um immer Mittags und Nachts an denselben Orten einkehren zu können. Vom schönsten Wetter begünstigt, traten wir am 9. Mai 1826 unsere Reise an, und da die Wagen immer beisammen blieben, wir in

ihnen die Plätze zuweilen vertauschten und auch unsere Mahlzeiten stets gemeinschaftlich hielten, so brach die fröhliche und geistreiche Unterhaltung gar nicht ab, und ich erinnere mich nicht, jemals eine fröhlichere Fahrt gemacht zu haben.

Am dritten Tage wurden wir eine Stunde vor Düsseldorf vom Fest-Comité und der Familie des Regierungsrath von Sybel, bei welcher ich mit meinen Angehörigen logiren sollte, feierlichst eingeholt und, kaum in Düsseldorf angekommen, vom Gesangsvereine mit einem Ständchen bewillkommenet. In der am folgenden Morgen stattfindenden, ersten allgemeinen Probe hatte ich die Freude, zu bemerken, daß mein Oratorium von den verschiedenen Vereinen mit Genauigkeit und Sorgfalt eingeübt war und mit Begeisterung für das Werk gesungen wurde. Nicht so zufrieden konnte ich mit dem Orchester sein, das aus vielen Orten zusammen gekommen war und worin selbst Dilettanten, u. A. mein Freund Thomaе aus Cleve bei den Blas-Instrumenten, mitwirkten. Es war daher eine schwierige Aufgabe, alle Instrumente in gleiche Stimmung zu bringen und konnte nur durch Geduld und öfteres Wiederholen durchgesetzt werden. Am Nachmittage desselben Tages war die Probe zur zweiten Aufführung, welche Ries dirigirte. Es wurde darin eine neue Symphonie von Ries (Manuscript D-dur), Sanctus und Credo aus einer Messe von Friedrich Schneider, die Jubel-Duvertüre von Carl Maria von Weber und endlich eine Auswahl der schönsten Nummern aus Händel's „Messias“ gegeben. Die Sopranpartie in den Gesangstücken mußte, weil die Solosängerin, Demoiselle Reinigen aus Grefeld, plötzlich krank geworden, meine Tochter Emilie noch mitübernehmen. Sie studirte nun so fleißig daran, daß sie schon bei der ersten Probe sich ganz gut aus der Sache zog und durch ihr Eintreten jede Störung des Festes vermieden wurde. Um so mehr Noth hatte Ries bei seiner Symphonie mit den Blas-Instrumenten. Er entwickelte dabei aber eine auffallende Geduld und ging sehr schonend mit ihrer dilettantischen Ungeschicklich-

keit um. Am folgenden Tage waren noch zwei Proben zu den am ersten und zweiten Pfingsttage (14. und 15. Mai) stattfindenden Aufführungen, die denn auch nach so sorgfältigem Probiren ohne alle Fehler vorübergingen. Namentlich wurde mein Oratorium von den Ausübenden und den Zuhörern mit solcher Begeisterung aufgenommen, daß schon am Abende des ersten Tages die Rede davon war, das Musikkfest zu verlängern, um „Die letzten Dinge“ zum Besten der Griechen noch einmal zu wiederholen. Dies wurde am Tage der zweiten Aufführung bekannt gemacht, und die meisten anwesenden Fremden blieben, um der Wiederholung beizuwohnen. So wurde meinem Werke die Ehre einer zweiten Aufführung zu Theil, worauf ich wohl stolz sein darf, da dieses später, so viel ich weiß, nie wieder mit einem bei den rheinischen Musikkfesten gegebenen Werke der Fall war. Auch in den musikalischen Zeitungen erschienen sehr günstige Berichte über mein Oratorium, und ich beeilte mich daher, es im Clavier-Auszuge herauszugeben. Die in meinem Verlag erschienene Ausgabe war aber bald vergriffen und es wurde deshalb später eine zweite Auflage von Simrock in Bonn veranstaltet, der auch die Singstimmen im Druck erscheinen ließ, wodurch die zahlreichen Aufführungen in fast allen Städten Deutschlands, Hollands und der Schweiz sehr erleichtert wurden. Mit der Aufnahme und Verbreitung dieses Oratoriums durfte ich daher sehr zufrieden sein, denn es hat sich nie eine tadelnde Stimme dagegen erhoben, so oft es auch aufgeführt und besprochen worden ist.

Im Laufe dieses Jahres schrieb ich noch ein zweites Quintett (H-moll Op. 69, bei Peters) und drei Quartetten (Op. 74, ebenfalls bei Peters). Ich sehnte mich aber nun darnach, eine größere Arbeit zu beginnen und zwar vorzugsweise eine Oper, trotzdem daß „Der Berggeist“ keine große Verbreitung gefunden hatte, indem er nach den Aufführungen in Cassel und Leipzig nur noch in Prag, wo er zu wiederholtenmalen eine glänzende Aufnahme fand, gegeben wurde. Da zu derselben Zeit auch

Curschmann einen gleichen Wunsch hegte, so hatte er seinen Reisegefährten und Freund, Karl Pfeiffer, der sich damals als Dichter einen Namen zu erwerben anfang, gebeten, ihm eine Novelle von Tiedt: „Pietro von Albano“ als Operntext zu bearbeiten. Er mochte sich jedoch in seiner musikalischen Ausbildung noch nicht weit genug fortgeschritten fühlen und gab daher, als Pfeiffer den ersten Akt des Buches bereits vollendet hatte, seinen Vorsatz, sich sogleich an einer großen Oper zu versuchen, wieder auf. Er trug mir nun die Composition des Pietro an, und da mir sowohl die Novelle, als auch deren Bearbeitung sehr gefiel, so wurde ich bald mit beiden Herren darüber einig und machte mich im Februar 1827 mit großem Eifer an die Arbeit, die ich auch im August desselben Jahres beendigte. Die Oper machte mir wegen der unmittelbaren grellen Folge zweier Scenen, wo in eine Begräbnißfeier ein lustiger Studentenzug störend einfällt, anfangs Sorge; auch wollte mir die Sprechrolle des Bischofs ohne allen Gesang nicht gefallen. Als diese aber von Seydelmann, der damals an unserem Theater engagirt war, aus Interesse an dem Werke übernommen und sehr würdevoll ausgeführt wurde, so beruhigte ich mich hierüber und hatte die Freude zu sehen, daß sie auf die Mitwirkenden, das Orchester und meine musikalischen Freunde, die den Proben beizuwohnen durften, einen tiefen Eindruck machte. Auch vom Publikum wurde sie bei der am 13. October 1827 stattfindenden ersten Aufführung mit ähnlichem Enthusiasmus, wie „Jessonda“, aufgenommen, und ich konnte daher hoffen, sie werde sich eben so schnell wie diese auch außerhalb Cassel verbreiten. Als ich dann aber das Buch einigen Bühnen auf Verlangen einsenden mußte, machte ich bald die Erfahrung, daß nicht bloß die katholischen Städte wegen des Bischofs und des Kirchen-Apparates Anstoß nahmen, sondern auch protestantische Intendanten, u. A. Graf Brühl in Berlin, die Oper zurückwiesen, weil sie wegen des Inhaltes Strupel hatten. Damals waren freilich manche neueren Opern und Schauspiele,

die später das Publikum gegen alles Anstößige gehörig abgehärtet haben, noch nicht an der Tagesordnung. Meyerbeer aber, der die Oper unter diesen Umständen nun hier zu hören wünschte, äußerte darüber in einem Briefe vom 4. März 1828: „Ich kann mein Schreiben nicht schließen, ohne Ihnen für den Genuß zu danken, den mir die Lesung der von Herrn Schlesinger entliehene Partitur Ihres Meisterwerkes „Pietro von Abano“ gewährt hat, und es macht mich glücklich, Ihnen sagen zu können, daß mich namentlich die Introduction des ersten Actes, das erste Finale (obgleich vom Dichter nur mit zwei Personen versehen), die Scene zwischen Antonio und der halblebendigen Cäcilie im zweiten Act und die sinnreiche Art, wie die Saiten-Instrumente halb *con sordini*, halb *senza sordini* den Dialog zwischen dem lebenden Antonio und der geisterhaften Cäcilie nuancirt, das imposante Finale des zweiten Actes und außerdem noch eine Menge einzelner Züge herrlicher dramatischer Intentionen, trefflicher Deklamation, neuer pittoresker Instrumentirung und Harmonisation wahrhaft entzückt haben und in mir den lebhaftesten Wunsch erregen, einer Aufführung dieses Meisterwerks beizuwohnen. . . .“

Im Jahre 1827 schrieb ich mein zweites Doppel-Quartett und suchte es in der Form meiner ersten Idee der Doppelschörligkeit noch näher zu bringen, als das erste, was denn auch zu meiner eigenen Befriedigung gelang. In einem unserer Winter-Concerte im December spielte ich es zum erstenmal öffentlich mit großem Beifall und bald fand es auch auswärts dieselbe Anerkennung und Verbreitung, wie das frühere. Bald darauf erhielt ich die Einladung, mein Oratorium „Die letzten Dinge“ bei einem am 4. Juni 1828 stattfindenden Musikfeste in Halberstadt zu dirigiren und reiste, diesmal nur von meiner Frau und meiner jüngsten Tochter Therese begleitet, dahin ab, da sich kurz zuvor meine Tochter Emilie mit dem Fabrikanten Bohn verheirathet hatte und nun, eben so wenig wie Ida, ihren Haushalt verlassen konnte.

Mein Dratorium wurde von den verschiedenen dazu eingeladenen Gesang-Vereinen trefflich ausgeführt, da sie alle für dasselbe begeistert waren und es allen anderen damals gegebenen Werken vorzogen.

Im zweiten Concerte spielte ich mein neues Concertino in A-dur (Op. 79, bei Schlesinger), und ich glaube mich zu erinnern, daß damals auch meine eben vollendete dritte Symphonie in C-moll (Op. 78, bei Schlesinger) zuerst zur Aufführung kam. Eines Umstandes, der mir nach so langen Jahren noch im Gedächtnisse geblieben ist und sich auf meine damals neunjährige Tochter Therese bezieht, muß ich jedoch noch erwähnen. Ich nahm das Kind in alle Proben mit, weil es schon in Düsseldorf denselben immer beizohnen wollte und ich daraus auf großes Interesse für Musik schloß. In Halberstadt äußerte Therese nun besondere Freude über die Schlußnummer des Dratoriums, und da dies eine Fuge war über die Worte: „Sein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit“, so schloß ich weiter, daß sie nicht nur für Musik überhaupt, sondern auch für deren ernste Formen regen Sinn habe und theilte selbst Doretten meine Freude über die glückliche Disposition unseres Kindes mit. Als ich aber Therese näher über ihre Vorliebe für diese Fuge befragte, erfuhr ich zu meiner Ueberraschung und Beschämung, „daß sie das bezeichnete Musikstück nur darum vorzugsweise liebe, weil sie von Düsseldorf her wisse, daß die Probe bald zu Ende sei, und es dann zum Essen gehe!“ — Eine bleibende, erfreulichere Erinnerung an dieses Musikfest erhielt ich kurz nachher von den Unternehmern desselben, indem sie mir als Beweis ihrer Dankbarkeit eine kostbare Tischuhr zum Geschenke sandten, die mit bezüglichen Emblemen verziert ist und auf dem Sockel eine Inschrift mit dem Datum des Festes trägt.

Im Laufe des Jahres schrieb ich noch drei Violin-Quartetten die als Op. 82, bei Schlesinger herauskamen, worauf ich mich dann, da es mit der Verbreitung meiner Opern auf anderen



Theatern nicht recht hatte glücken wollen, wieder der Kirchen-Composition zuwandte und im Frühjahr 1829 mein Vaterunser nach dem Mahlmann'schen Text schrieb. Die Wirkung, welche dieses Werk schon bei der ersten nur am Clavier stattfindenden Aufführung am Cäcilientage desselben Jahres hervorbrachte, steigerte sich noch, als es einige Monate später in einem unserer Winter-Concerte mit voller Orchester-Begleitung gegeben wurde. Auch wurde dasselbe nicht allein hier in Cassel bei allen bis in die neueste Zeit fortgesetzten Wiederholungen stets mit großem Beifalle aufgenommen, sondern es fand bald auch außerhalb viel Verbreitung und Anerkennung.

Am 4. Juni 1829 gab es wieder ein Musikfest in Nordhausen, zu welchem ich ebenfalls eingeladen wurde. Vom ersten Tage desselben habe ich jedoch keine deutliche Erinnerung mehr, weiß aber noch, daß ich am zweiten Tage mit Müller aus Braunschweig, Viele von hier und Maurer von Hannover des Letzteren Concertante für vier Violinen spielte. Für mich selbst wählte ich dabei die vierte Partie, weil meine Stradivari-Geige einen besonders guten Ton auf der g-Saite hat, und da wir das berühmte Musikstück sehr genau zusammen eingeübt hatten, so war der Beifall ein ganz ungewöhnlicher. Nicht minderen Anklang fand auch mein neues Clarinetten-Concert in E-moll, welches ich für Hermstädt zu diesem Musikfeste geschrieben hatte, das ich aber selbst gar nicht mehr besitze, und wovon ich jetzt nicht einmal mehr weiß, ob es noch existirt. Während unseres Aufenthaltes in Nordhausen wohnten wir im Hause des Kaufmann Fleck, dessen Gattin eine sehr liebenswürdige Wirthin war, wodurch Eduard Grund, mein ehemaliger Schüler, sich veranlaßt fand, beim Mittagsmahl einen Toast auf dieselbe auszubringen und dabei die Bemerkung einfließen ließ, daß sie „nichts weniger als ein Fleck in der menschlichen Gesellschaft, sondern eher ein Lichtschimmer oder eine Sonne zu nennen sei.“ Auch erinnere ich mich noch mit Vergnügen des vom

schönsten Wetter begünstigten Festes, welches die Nordhäuser auf einem nahe gelegenen Berge, von wo man die Stadt übersehen konnte, den fremden Gästen gaben. Die mitgebrachten Vorräthe wurden auf dem Rasen ausgebreitet, und da es dabei an guten Weinen auch nicht fehlte, so wurde die Gesellschaft bald sehr fröhlich und kehrte in bester Laune nach der Stadt zurück.

Im August 1829 schrieb ich ein Solo-Quartett in E-dur (Op. 83, bei Schlesinger). Es ließ mir jedoch der Wunsch, noch einmal mein Glück mit einer Oper zu versuchen, keine Ruhe, und ich bewog daher meinen Freund Karl Pfeiffer, mir eine spanische Novelle von Washington Irving, die mir sehr anziehend und ganz und gar für eine Oper tauglich erschien, als solche zu bearbeiten. Da aber Pfeiffers Namen auf dem Zettel nicht genannt werden sollte, weil es bekanntlich in Kurhessen nicht gern gesehen wird, wenn ein Staatsdiener sich neben seinen Berufsgeschäften mit poetischen Arbeiten befaßt, so wurde der unverfängliche Name Schmidt anstatt des seinigen gewählt, während bei der Auf-  
führung des „Pietro“ der Verfasser gar nicht genannt war, indem der damalige Theater-Direktor Feige es vor dem Kurfürsten und dem Publikum nicht verantworten zu können glaubte, wenn er einen von mir vorgeschlagenen fingirten Namen auf dem Zettel angeben sollte. Im Oktober 1829 machte ich mich nun mit dem gewohnten Eifer, mit dem ich jede neue Arbeit begann, an die Composition der Oper „Der Alchymist“, beendigte sie im April des folgenden Jahres und vertheilte dann sogleich die Partien, um sie am Geburtstag des Kurfürsten, am 28. Juli, aufführen zu können. Sie gefiel hier in Cassel eben so sehr, wie meine früheren Opern, wurde aber außerhalb nur in Prag mit großem Beifalle gegeben\*),

---

\*) Im „Wiener Musikalischen Anzeiger“ vom 23. Januar 1834 heist es darüber: „Daß uns der würdige Tonmeister in allen seinen dramatischen Dichtungen, den einzigen, rein genialen „Faust“ ausgenommen, weniger das Wunderreich der Phantasie erschließt, als vielmehr, wie an treuer Freundeshand, auf sanft geebneten Bahnen in den üppig-reizenden, balsamisch-duftenden Gainen der Har-

während der von meinem Bruder Ferdinand angefertigte Clavier-Auszug eine weitere Verbreitung fand.

X Im Juni 1830 kam Paganini nach Cassel und gab zwei Concerte im Theater, die ich mit dem höchsten Interesse anhörte. Seine linke Hand so wie die immer reine Intonation schienen mir bewunderungswürdig. In seinen Compositionen und seinem Vortrage fand ich aber eine sonderbare Mischung von höchst Genialem und kindisch Geschmacklosem, wodurch man sich abwechselnd angezogen und abgestoßen fühlte, weshalb der Totaleindruck nach öfterem Hören für mich nicht befriedigend war. Da seine Anwesenheit gerade auf das Pfingstfest fiel, so nahm ich ihn am zweiten Pfingsttage mit nach Wilhelmshöhe, wo er Mittags mein Gast war und sich sehr heiter, ja selbst ausgelassen zeigte.

Wenige Wochen nachher brach in Frankreich die Juli=Revolution aus, und als eine allgemeine Erregung auch auf Deutschland übergegangen war, äußerten sich auch hier in Cassel Zeichen von Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen. Der Kurfürst war nämlich einige Zeit zuvor mit der Gräfin Reichenbach nach Wien gereist, wie man glaubte, in der Absicht, dieser am österreichischen Hofe die Fürstenwürde auszuwirken. Darauf hatte er sich nach Carlsbad begeben, und von dort aus kamen allerlei sonderbare Gerüchte über seine schwere Erkrankung in Folge von handgreiflichen Streitigkeiten mit der Gräfin Reichenbach, weshalb sein Leibarzt, Ober=Medicinal=Direktor Heräus, nach Carlsbad reiste, jedoch, ohne zu ihm vorgelassen zu sein, nach Cassel zurückkehrte. Eine Deputation, die hierauf vom hiesigen Stadtrathe nach Carlsbad abgesandt wurde, erhielt mehrmals

---

monie mändriich umherleitet, weiß und fühlt Jeder, dem Selbsterfahrung und Ueberzeugung zu Theil geworden ist. Auch in diesem Werke weht derselbe ruhig-besonnene, zum Herzen sprechende Geist, derselbe geläuterte Geschmack, derselbe eben so edle, als elegante Styl, dieselbe Stetigkeit, Einheit und jener innere, festverschlungene Zusammenhang, der sämmtliche Arbeiten dieses vielleicht selbstständigsten aller lebenden Componisten so speciell charakterisirt und welchen auch dieses Tongebilde höchst ehrenvoll zur Seite steht."

Audienz und brachte die Nachricht mit zurück, der Kurfürst werde bald in seine Residenz zurückkehren. Bevor dies indessen zur Ausführung gekommen war, brachen am Abende des 6. September Unruhen aus. Ich befand mich gerade mit meiner Frau im Theater, wo das Raupach'sche Lustspiel „Der Zeitgeist“ gegeben wurde, als ich plötzlich bemerkte, daß an die im Theater anwesenden Offiziere Boten geschickt wurden, die sie benachrichtigten, in der Stadt werde Alarm geblasen, worauf sie sich sogleich alle entfernten. Dies erregte solches Aufsehen, daß die anderen Zuschauer nicht anders glaubten, als ein großer Brand sei in der Stadt ausgebrochen und ebenfalls während der Vorstellung das Haus verließen. Auch wir, in der Besorgniß um unsere oder unserer Kinder Wohnungen, schlossen uns an und erfuhren erst draußen, daß das unruhige Volk einige Bäckerladen gestürmt und bei den Besitzern derselben Excesse begangen hatte, weil diesen, trotz der gefallenen Kornpreise, eine höhere Brodtaxe zugestanden war. Zur Verhütung von weiteren Excessen hatte sich, mit Erlaubniß des Ministeriums, eine Anzahl Bürger bewaffnet, und Militär besetzte außerdem das kurfürstliche Palais, die Königsstraße und den Friedrichsplatz, so daß die Theaterbesucher die abgesperrten Straßen nicht passiren konnten. Auch wir mußten daher auf Umwegen unsere Wohnung zu erreichen suchen und wagten es dann nicht, zu gewöhnlicher Zeit zu Bette zu gehen, da in der Stadt noch große Aufregung herrschte. Erst am 12. September kehrte der Kurfürst, jedoch vorerst ohne die Gräfin Reichenbach, bei lautloser Stille zurück und begab sich sogleich nach Wilhelmshöhe, wohin ihm an einem der folgenden Tage der Magistrat, mit dem Oberbürgermeister Schomburg an der Spitze, folgte, um sowohl ihre Freude über seine Genesung und Rückkehr auszudrücken, als auch die Bitte an ihn zu richten, die seit 1815 nicht mehr einberufenen Landstände versammeln und mit denselben die Abhülfe so mancher gegründeten Beschwerden verathen zu wollen. Der Magistrat wurde indessen abgewiesen und erlangte

erst am folgenden Morgen in dem kurfürstlichen Palais zu Cassel eine Audienz, während welcher die halbe Stadt nach dem Friedrichsplatz eilte, um sogleich zu erfahren, ob das Resultat der Deputation ein günstiges sei, in welchem Falle der Rüstermeister Herbold vom Audienzzimmer aus durch ein weißes Tuch das Zeichen zu geben versprochen hatte. Als nun die Deputation in feierlichem Zug vom Ober-Neustädter Rathhause kommend dem Palais nähete und die Schwelle desselben überschritten hatte, richteten sich Aller Augen auf die Fenster des Audienzzimmers, und mit klopfendem Herzen erwartete man die Entscheidung. Der Kurfürst, dem sicherlich auch beunruhigende Gerüchte zu Ohren gekommen waren und der wohl der Gesinnung seines Militärs, von dem sich Viele, wie es die spätere Zeit lehrte, nach einer Verfassung sehnten, nicht zutrauen mochte, daß sie sein Palais beschützen und die Revolution mit Erfolg bekämpfen würden, gab zu allgemeiner Freude eine bejahende Antwort. Kaum hatte das Schwenken des weißen Tuches diese dem Volke verkündet, so brach auf dem Friedrichsplatz ein tausendstimmiges Vivat los, worauf der Kurfürst sich einen Augenblick dankend am Fenster zeigte. Abends wurde die Stadt aus freien Stücken glänzend erleuchtet und im Theater statt der vorher angekündigten „Ähnfrau“ als Festvorstellung „Der Barbier von Sevilla“ gewählt, wo dann das freudetrunkene Publikum vor dem Beginn der Oper beim Erscheinen des Kurfürsten und seines Sohnes ein stürmisches Vivat ausbrachte und „Heil Kurfürst Wilhelm Dir!“ anstimmte. Schon am 19. September erfolgte nun die verheißene Einberufung der ehemaligen althessischen Landstände, bestehend aus Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte, der Universität und der Bauern, die sich am 16. Oktober zuerst versammelten und sogleich eine beruhigende Bekanntmachung an das Volk erließen. Am folgenden Tage wurde die Eröffnung der Ständeversammlung durch feierlichen Gottesdienst in der großen Kirche begangen und auf Befehl der Regierung durch einen vom

Cäcilien-Vereine mit Begleitung des Orchesters ausgeführten festlichen Kirchengesang verherrlicht. Ich wählte dazu die Schlußnummer meiner in Wien componirten Cantate: „Die Befreiung Deutschlands“ mit dem darin vorkommenden Solo=Quartett und der Schlußfuge: „Lasset uns den Dankgesang erheben“ einen vierstimmigen Choral, der abwechselnd mit der Gemeinde gesungen wurde, und das Halleluja aus Händel's „Messias.“ Die den Ständen vorgelegte landesherrliche Proposition wurde nach mehrwöchentlichen Berathungen zwischen dem landesherrlichen Commissar und den Ständen mit mancherlei Zusätzen und Abänderungen als Grundlage zu der neuen Landesverfassung angenommen, so wie auch die vom Kurfürsten gethanen Vorschläge hinsichtlich der Feststellung einer Civilliste und Theilung des sämmtlichen Staatsvermögens, das überdies größtentheils durch den Verkauf der Landesfinder in den Sold der Engländer gegen die rebellischen nordamerikanischen Colonien unter Landgraf Friedrich II. zusammengebracht war. Zur Verkündigung der neuen Verfassung wurde der 9. Januar 1831 festgesetzt, und Abends zuvor kam auch die Kurfürstin mit ihrer Tochter Caroline von Fulda, wo sie ihren Aufenthalt seit längerer Zeit genommen, zurück, um Zeuge dieses freudigen Ereignisses zu sein. Der Kurfürst empfing sie bei ihrer Ankunft in ihrer Wohnung im Bellevue=Schlosse, und ich erhielt vom Ober=Hofmarschall=Amt den Auftrag, den versöhnten Gatten ein Ständchen mit der Hofkapelle zu bringen. Nachdem ich im Laufe des Nachmittags die Probe dazu gemacht hatte, zog ich mit der Kapelle bei heftiger Kälte vor das Bellevue=Schloß, erkundete die Zimmer, wo sich der Hof befand, und wir machten unsere Musik so gut, als es bei dem ungünstigen Wetter gehen wollte. Gegen das Ende derselben zeigte sich das fürstliche Paar, indem der Kurfürst seine Gemahlin umarmte, am Fenster, und die Einwohner Cassels, die trotz der argen Kälte sich zahlreich versammelt hatten, brachen in lauten Jubelruf aus. Am folgenden Morgen fand nun die allgemeine Bekanntmachung und feierliche

Beschwörung der neuen Verfassung statt, was von Seiten der Bürgergarde auf dem Königsplatze, von Seiten des Militär auf dem Friedrichsplatze öffentlich, von allen Behörden, den Hofdienern und der Kapelle aber in ihren Geschäftsräumen geschah. Abends war die Stadt illuminirt und im Theater wurde, bei glänzend erleuchtetem Hause, als Festoper „Jessonda“ nebst einem der Vorstellern vorangehenden Festspiele vom Hofrath Niemeyer gegeben. In letzteres war zugleich eine von mir dazu componirte Hymne: „Hessens Feieryesang bei Einführung seiner Verfassung“ verwebt und zum Schlusse das bekannte, schon oben erwähnte Lied damit verbunden, welches mit angepaßtem Texte vom Publikum mitgesungen wurde, worauf dieses in stürmische Wivats für die in der großen Loge versammelte kurfürstliche Familie ausbrach. Nun hoffte Jedermann auf eine glückliche Zukunft; allein das Unglück wollte, daß schon am anderen Tage die Gräfin Reichenbach mit Herrn Ortlepp, ihrem Bruder, nach Wilhelmshöhe zurückkehrte. Kaum war dies in Cassel bekannt geworden, sowie auch, daß der Kurfürst sie dort besucht habe, als die Unruhen sogleich wieder ausbrachen. Bürger und Bauern drangen in großen Schaaren nach Wilhelmshöhe vor das Schloß und drohten laut, mit Gewalt die Gräfin zu verjagen, bis man endlich erfuhr, daß dieselbe nach Hanau abgereist sei, und in Cassel eine öffentliche Bekanntmachung erschien: „daß der Anlaß zur Aufregung beseitigt sei.“ Doch folgte ihr der Kurfürst schon nach wenigen Wochen, wie man glaubte mit der Absicht, seine Residenz nach Hanau zu verlegen.

Inzwischen war nun in meinem Hause ein bereits im vorigen Sommer nach der Zeichnung meines Schwiegersohnes Wolff begonnener Bau vollendet. Hierdurch gewann ich außer einigen häuslichen Räumen insbesondere einen bei unseren Quartettpartien längst vermischten Musiksaal, welcher, obgleich an das Haupthaus anstoßend, dennoch ein höheres Dach bekam, um ihm eine erwünschte Höhe geben zu können. Auch bei der Dekoration

desselben war vorzüglich eine gute Akustik erstrebt, indem durch die architektonische Bekleidung der Thüren und Fenster die dem Klange hinderlichen Vorhänge entbehrlich gemacht wurden. Am 2. Februar 1831 weihten wir die neu gewonnenen Räume durch die darin begangene Feier unserer silbernen Hochzeit ein, wozu auch meine Eltern von Gandersheim hierher gekommen waren und uns als Geschenk eine mit Silber reich verzierte Porzellanvase mitgebracht hatten, die außer den Namen der Geber auch die Inschrift enthält: „Festiges Silber werde einst Gold“. Die eigentliche Feier war von meinen Kindern im Vereine mit unseren musikalischen Freunden veranstaltet und wurde mit dem von den Gästen ausgeführten Fackeltanz aus meinem „Faust“, wobei den Chorstellen passender Text unterlegt war, eröffnet. Hierauf folgte eine Reihe lebender Bilder, in welchem die Hauptmomente meines Lebens sinnreich dargestellt wurden. Neben vielen anderen Gedichten, komischen und ernsten Inhaltes, welche man bei Tisch vortrug, hatte auch Freund Pfeiffer ein Gedicht dazu geliefert, mit der Absicht, daß alle an der Feier Theilnehmenden dabei in Costümen, den Personen meiner Opern entlehnt, erscheinen und R. Pfeiffer das Gedicht selbst vortragen sollte. Dieses Gedicht, welches mir damals ganz besondere Freude gemacht hat, möge hier mit Hintweglassung der speciellen Beziehungen auf die einzelnen Personen meiner Opern eine Stelle finden:

So lang wir leben, lieben wir zu träumen,  
Doch nur des Künstlers Traum ist mehr als Schein;  
Denn aus der Phantasie entlegnen Räumen  
Führt er die Traumgestalten selbst in's Leben ein.  
Er pflegt und wärmt sie an dem eignen Herzen,  
Haucht ihnen Geist von seinem Geiste ein;  
In ihren Busen legt er seine Schmerzen,  
Sein Ideal läßt er das ihre sein.  
Doch hat er nun sein Schöpferwerk beendet,  
Und seine Geisteskinder in die Welt entsendet,  
Erkennen sie ihn liebend auch als Vater an? —  
Vergessen sie, was er für sie gethan? —



Sie thun's, wenn er sie nicht in eillen Flitter hüllte,  
 Der Geistesarmuth thörichtes Gewand,  
 Wenn er getreu des Vaters Pflicht erfüllte  
 Und in sich selbst den Lohn des Strebens fand.  
 Sie thun's, wenn ihn die Mode nicht berückte,  
 Die statt der Frucht nur taube Blüthen treibt,  
 Wenn er sie mit der wahren Schönheit schmückte,  
 Die unbergänglich, wie ihr Urquell bleibt.  
 Wir Alle thun's, wir Alle Deine Kinder,  
 Wir dürfen's sagen — wohlgerathne Kinder —  
 Wir Alle thun's, Dein Ruhm ertönt aus jedem Mund —  
 Und wird durch uns der späten Nachwelt kund.  
 O blick umher in unserm bunten Kreise,  
 Du kennst uns Alle, Alle sind Dir werth;  
 Ein Jeder preiset Dich in seiner Weise,  
 Ob gut, ob böß — Du hast sie ihn gelehrt,  
 — — — — —  
 — — — — —

Aus allen Gegenden der Welt herüber  
 Zog Deines Festes Ruf uns zu Dir hin;  
 An uns geht spurlos zwar die Zeit vorüber,  
 Doch wohl verstehn wir dieses Tages Sinn;  
 Er soll das frohe Aernifest im Leben  
 Ein Sommertag in heiterm Sonnenschein,  
 Der Tag des Lohns für frommer Eltern Streben,  
 Der Ehrentag der treuen Gattenliebe sein,  
 Heil Dir und der Gefährtin Deines Lebens,  
 Der treuen Pflegerin so edlen Strebens.  
 Heut schmücken wir Euch mit dem Silbertranz  
 Einst wandl' er sich in lichten Goldes Glanz.

Die Vorlesung dieses Gedichtes mit all seinen humoristischen Beziehungen erregte allgemeine Heiterkeit und Niemand hätte wohl geahnt, daß der jugendliche Verfasser desselben schon nach wenigen Monaten durch den Tod unserem Kreise entzissen werden sollte. Am 31. Juli traf ihn früh Morgens beim Baden in der Fulda ein Schlagfluß und es wurde dadurch seinem schönen vielseitigen Wirken auf Erden ein plötzliches Ende gemacht. Zu seinem Leichenbegängnisse veranstaltete ich einen feierlichen, mehrstimmigen Grabgesang, und als ihm später die hiesige Bürgergarde ein Denkmal auf seinem frühen Grab errichten ließ, wurde bei Einweihung desselben vom Cä-

cilien-Vereine der Chor aus den letzten Dingen: „Selig sind die Todten“ am Grabe gesungen und zwar unter Mitwirkung auch der weiblichen Mitglieder, was bei derartigen Veranlassungen in Cassel noch niemals der Fall gewesen war. Der Vater des Verstorbenen, der bisher nur durch seine öffentliche Wirksamkeit mir bekannt gewesene Ober-Appellationsrath Dr. B. W. Pfeiffer, besuchte mich darauf, um mir für diese Aufmerksamkeit zu danken, und so kam ich hierdurch zuerst mit ihm, zu dem ich später in ein so naheß Verhältniß als Schwiegersohn treten sollte, in persönliche Berührung.

Leider war das eben erwähnte Familienfest das letzte, welches mein Bruder Ferdinand erlebte. Er erkrankte bald darauf so ernstlich, daß ihn der Arzt gleich für rettungslos erklärte und ich schon wenige Tage nachher Zeuge seines letzten Athemzuges war. Da seine Witwe, alles Sollicitirens ungeachtet, keine Pension von der Intendanz erhielt und daher nur auf die kleine Einnahme aus dem von mir wenige Jahre vorher gestifteten Unterstützungsfond angewiesen war, so setzte ich für ihre Existenz einen jährlichen Beitrag aus, wodurch es ihr möglich wurde, ihre beiden Kinder gut zu erziehen und den Sohn Ludwig, meinen Patben, studiren zu lassen. Nachdem sich derselbe bereits einige Jahre mit großem Fleiß vorbereitet hatte, um die Universität in Marburg zu beziehen, kam er noch einmal auf seinen schon früher gehegten Wunsch zurück, sich ganz der Musik widmen zu dürfen. Doch schien mir dies bei näherer Prüfung nicht rathsam, da es wohl schon zu spät war, um sich noch die erforderliche gründliche musikalische Vorbildung anzueignen, und so blieb er auf meinen Rath seinem einmal gewählten Berufe, der Jurisprudenz, treu, machte im Jahre 1847 ein glänzendes Examen und trat in den kurheßischen Staatsdienst.

In Folge der neuen Verfassung war nun im April auf Grund des damit verbundenen Wahlgesetzes die erste Ständeversammlung einberufen und hielt ihre Sitzungen in einem Saale

des Bellevueschlosses. Der Bürgermeister der Hauptstadt — Schomburg — wurde einstimmig zum Präsidenten derselben gewählt, und die Regierung wagte auch nicht, ihm die Bestätigung zu verweigern. Da die Sitzungen öffentlich waren, so wurde dadurch sogleich ein reges politisches Leben in der Stadt erweckt, und man folgte mit großer Theilnahme den Verhandlungen bis zum Schlusse derselben. Professor Sylvester Forzdan, der Deputirte der Universität Marburg, machte sich bald durch seine Beredsamkeit bemerkbar und es gelang ihm fast immer, seine freisinnigen Propositionen bei der Ständerversammlung durchzusetzen.

Um solche liberale Gesinnungen unter den Bewohnern Cassels immer mehr zu verbreiten, hielten es einige als freisinnig bekannte Männer für ersprießlich, unter dem Namen „Lesemuseum“ einen politischen Klub zu bilden und auch ich schloß mich ihren Bestrebungen bereitwillig an. Dort wurde jeden Nachmittag erzählt, was am Vormittag in der Ständesitzung vorgekommen war. In dieser ging es häufig sehr bunt her und obgleich der Präsident es jedesmal rügte, wenn die Zuhörer einem Redner ihren Beifall zu erkennen gaben und den Zuhörerraum durch die Bürgergarde räumen zu lassen drohete, so kehrten sich doch die täglichen Besucher der Sitzungen nicht viel daran und suchten ihre Einwirkung auf die Abstimmung fortzusetzen. Die Regierungsgeschäfte erlitten indessen dadurch eine wesentliche Störung, daß der Kurfürst seit März seine Residenz Cassel verlassen und seinen bleibenden Aufenthalt in Hanau genommen hatte. Die Ständerversammlung, deren wiederholt gethane Schritte, ihn zur Rückkehr dahin zu bewegen, bisher ohne Erfolg geblieben waren, beschloß Ende August, in Gemeinschaft mit dem Casseler Stadtrath, eine Deputation nach Hanau abzuschicken, mit dem Vorschlag, der Kurfürst möge baldigst in die Residenz zurückkehren oder anderweitig Sorge für einen ungestörten Fortgang der Regierung treffen. Zu dieser Deputation gehörte auch der Ab-

geordnete aus Kinteln, Obergerichts-Direktor Wiederhold, und ihm gelang es, den Kurfürsten zu bewegen, seinen Sohn als Mitregenten anzunehmen und demselben die Regierungs-Geschäfte, so lange er selbst von Cassel entfernt sein werde, ausschließlich zu übertragen. So kehrte denn der Kurprinz und zwar als Mitregent, nach längerem Aufenthalt in Fulda, nebst der Gräfin Schaumburg, in deren morganatische Ehe mit seinem Sohne der Kurfürst nun eingewilligt hatte, nach Cassel zurück, ließ dort den Ständen einen Revers über die Angeltung der Verfassungs-Urkunde übergeben und wurde anfangs, besonders als er den Vermittler, Obergerichts-Direktor Wiederhold, zum Justizminister ernannte, in Cassel mit Wohlwollen aufgenommen. Als man aber bemerkte, daß die Kurfürstin in Folge ihrer Weigerung, die Gräfin Schaumburg als Schwiegertochter zu empfangen, mancherlei Unannehmlichkeiten und Kränkungen erfuhr, da äußerte sich in der Stadt entschiedene Mißbilligung, und man nahm allgemein Partei für die edle Fürstin, die sich durch ihre wohlwollenden, milden Gesinnungen seit langen Jahren die Liebe und Verehrung des hessischen Volkes erworben hatte. Für meine Person hatte ich mich indessen damals der Gunst des Kurprinzen zu erfreuen. So forderte er mich z. B. auf, ihm im Schlosse zu Wilhelmshöhe einige Hof-Concerte zu arrangiren, und als er bald darauf nach der Stadt zurückkehrte, bat er mich sogar in einem sehr verbindlichen Schreiben, ihm und der Gräfin doch die Freude zu bereiten, ihnen auch einmal meine Quartetten vorzutragen und zu dem Behufe eine Quartettpartie im Schlosse zu veranstalten. Sie mochten ihnen aber wohl Langeweile genug gemacht haben, denn es ist nie eine zweite Aufforderung der Art an mich ergangen.

Im Herbst 1831 beendigte ich auch meine Violinschule, eine Arbeit, die ich auf vielfache Aufforderungen unternommen hatte, zu der ich aber mehr als ein volles Jahr gebrauchte, weil ich

dazwischen immer wieder andere Compositionen, die mich mehr anzogen, begann \*).

Darauf schrieb ich drei Quartetten, die als Op. 84, bei André in Offenbach erschienen und später, zunächst für den Cäcilien-Verein drei Psalmen nach Moses Mendelssohn'scher Uebersetzung für zwei vierstimmige Chöre und vier Solostimmen, die bei Simrock in Bonn (Op. 85) gestochen sind und weite Verbreitung gefunden haben.

\*) Sie kam bei Haslinger in Wien heraus und die Wiener Theater-Zeitung von Ad. Bäuerle sagt darüber: „Ein schönes Seitenstück zu Hummel's Clavierschule; denn wie jene im Gebiet des Clavierspiels eine neue Bahn des Unterrichts eröffnet, so greift diese in das innerste Wesen des Violinspiels ein, und stellt sichere Principien in einer Kunst auf, welche bisher mehr nach blos mündlichen Belehrungen, oder wenigstens nach kleinen, fragmentarischen Vorführen gelehrt wurde. Der tiefeinbringende, forschende Geist eines Spöhr, der durch seine vollkommene, wissenschaftliche Kunstbildung die Verfasser aller vorhandenen Schulen überstrahlt, wurde erfordert, um in einem so wichtigen Kunstzweige, das seit ein Paar Jahrhunderten Geranibüthe in systematischer Ordnung aufzufassen, damit die, in aller Musik hervorragende Violine, auf festem, zweckmäßigen Wege cultivirt, und ihr Studium mit sicherem Erfolge betrieben werden kann. Wie schön der große Meister Spöhr hierin zu Werke geht, indem er nicht allein die wissenschaftliche musikalische Ausbildung des Schülers durch die klar ausgesprochene Methode des Unterrichts im erklärenden Texte und trefflichen anpassenden Uebungsstücken befördert, sondern zugleich auch den mechanischen Theil des Unterrichts (in welchem der Mechanismus des menschlichen Körpers zu der mechanischen Einrichtung des Instruments so schön ausgeglichen und beleuchtet wird) so reichhaltig abhandelt, dies werden wir in der näheren Beleuchtung des Inhaltes nun darthun. Die treffliche Vorrede schon beugt durch Verhaltensregeln für Lehrer und Eltern der Schüler einer Menge von Uebeln vor, welche durch falsche Maßregeln bisher entstanden, weil wenig Musikfreunde, sogar wenig Musiklehrer genügend in diesen Geheimnissen der Kunst unterrichtet sind. Wie schön sind die Ermunterungsmittel aufgezählt, wodurch man den Fleiß des Schülers aneignen kann. Großartig ist die Aufforderung des berühmten Meisters an die Lehrer im Violinspiel, daß sie ihm zu seiner Bereicherung ihre Erfahrungen mittheilen möchten, welche sie beim Gebrauch seiner Violinschule etwa machen möchten. Hier sieht man den großen Ernst des wahren Künstlers für die Erreichung des schönen Zweckes.“ . . . . . Am Schlusse heißt es noch: „Der berühmte Meister Spöhr hat sich durch dieses treffliche Werk allein schon seine Unsterblichkeit gesichert und also zu dem schönen unverwelklichen, sein Haupt schmückenden Lorbeerkränze nur noch ein neues herrliches Blatt hinzugefügt.“

Im Sommer 1832 wurde mir von meinem Arzt eine Kur in dem bekannten warmen Schwefelbade Nenndorf verordnet, weil ich an Steifigkeit im Knie litt, welche ich mir im letzten Winter beim Schlittschuhlaufen durch eine Erkältung zugezogen hatte. Meine Frau, welche mich begleitete, hatte unter anderer Lektüre auch die Gedichte meines Freundes Pfeiffer, die erst jetzt nach seinem Tode im Druck erschienen waren, mitgenommen, und da ich schon längst gewünscht hatte, zu seinem Andenken etwas daraus zu componiren, so wählte ich eines derselben: „Die Weihe der Töne“, welches mir sehr gefiel und zur Composition einer Cantate vorzüglich geeignet erschien. Als ich aber die Arbeit beginnen wollte, fand ich, daß sich der Text dieser Gattung doch nicht hergeben wollte; ich bekam vielmehr Lust, den Inhalt dieses Gedichtes in einer Instrumental-Composition zu schildern, und so entstand meine vierte Symphonie unter dem Titel: „Die Weihe der Töne“. [In einem Briefe an Speyer vom 9. Oktober 1832 heißt es darüber: „Obgleich ich jetzt, ohne Theatergeschäfte\*), Mühe genug zum Componiren hätte, so habe ich doch in der letzten Zeit nicht recht zur Arbeit kommen können. Bei dem großen Antheil, den ich an der politischen Wiedergeburt Deutschlands nahm und fortwährend nehme, haben mich die letzten Rückschritte zu sehr geärgert, als daß ich mich hätte ruhig in eine Arbeit vertiefen können. Doch habe ich unlängst wieder eine große Instrumental-Composition vollendet. Es ist dies eine vierte Symphonie, die aber in der Form von den früheren sehr abweicht. Es ist ein Longemälde nach einem Gedichte von Karl Pfeiffer: „Die Weihe der Töne“, welches abgedruckt und vor der Aufführung im Saale vertheilt oder laut vorgetragen werden muß. Im ersten Satz hatte ich die Aufgabe, aus den Naturlauten ein harmonisches Ganze zu bilden. Dies wie das ganze Werk war eine schwierige, aber höchst anziehende Aufgabe u.“]

---

\*) Das Hoftheater war in jener Zeit geschlossen.

Meine musikalischen Freunde in Hannover, Freund Hausmann an der Spitze, hatten kaum meine Anwesenheit in Nenndorf erfahren, als sie sich zum Besuch mit ihren Instrumenten ankündigten und mir dadurch Gelegenheit verschafften, den in Nenndorf anwesenden Musikfreunden eine Musikkpartie zu geben, bei welcher ich die unlängst geschriebenen Quartetten producirte. Meine Kur ging inzwischen glücklich zu Ende und befreite mich von meiner Knieelähmung hauptsächlich durch eine kräftige, aber sehr schmerzhaft Douche auf die leidende Stelle. Nach Cassel zurückgekehrt, beendigte ich vor allem meine neue Symphonie und gab sie dann den Musikfreunden in einer Probe und später in einem Abonnements-Concerte zu hören. Noch immer erinnere ich mich mit Freuden der großen Wirkung, die sie auf alle Zuhörer machte. Bald darauf wurde sie mit vielem Beifall im Gewandhaus-Concert in Leipzig gegeben, und Nothling berichtete in seiner Musikalischen Zeitung mit Begeisterung über das Werk. Keine meiner Symphonien hat sich einer so weiten Verbreitung in fast allen deutschen Städten zu erfreuen gehabt, und noch immer ist sie ein Lieblingswerk, das in den meisten stehenden Concerten alljährlich wenigstens einmal wieder gegeben wird.

Im April 1832 wurde auf Anordnung des Kurprinzen das Hoftheater „auf unbestimmte Zeit geschlossen“, nachdem vorher allen Sängern und Schauspielern, welche nicht auf längere Zeit Contratte besaßen, gekündigt war. Nur mit zwei Sängern, den Herren Föppel und Rosner (dessen Frau erste Sängerin war) konnte dies nicht geschehen. Ich wurde nebst der Kapelle ebenfalls vorgefordert; allen von uns, die keine Rescripte vom Kurfürsten besaßen, wurde gekündigt und wir Uebrigen befragt, ob wir nicht gesonnen seien, unsere Stellen gegen Entschädigung, über welche mit jedem Einzelnen verhandelt werden sollte, aufzugeben. Ich, der ich zuerst meine Antwort zu Protokoll zu geben hatte, erklärte sogleich, daß ich dazu nicht geneigt sei, sondern das Weitere abwarten und im äußersten Falle Recht bei den Ge-

richten suchen würde. Die anderen Musiker schlossen sich dieser Erklärung einfach an, und so verloren wir nur einen Oboisten, den ich früher, auf des Kurfürsten Ermächtigung hin, zur Ergänzung der Kapelle von Prag verschrieben und der nach seiner Ankunft unglücklicherweise versäumt hatte, sich ein Rescript ausfertigen zu lassen. Dem ersten Fagottisten, der in gleicher Lage war, gelang es, seine Entlassung zu hintertreiben, weil er einen Brief von mir vorlegen konnte, in welchem ich ihm im Namen des Kurfürsten versprochen, daß sein Engagement bis zur Ausfertigung des Rescriptes durch den Brief verbürgt sei; durch diesen Umstand wurde er der Kapelle erhalten. Wir Uebrigen wurden nicht wieder vorgefordert, und es blieb daher Alles beim Alten.

Im Herbst 1832 machte mich mein Bruder Wilhelm in Braunschweig brieflich darauf aufmerksam, daß im November d. J. die goldene Hochzeit unserer Eltern sei und schlug mir vor, daß sämtliche Kinder in Gandersheim zusammenkommen, den Eltern gratuliren und sie mit einer Spieluhr beschenken wollten. Daß es die Eltern doppelt erfreuen würde, wenn ich damit auch eine musikalische Feier verbinde, konnte ich mir leicht denken, und ich veranlaßte daher Wilhelm Wolff, den Bruder meines Schwiegersohnes, mir ein Gedicht zu machen, bei dessen Aufführung meine Frau und ich mit Piano und Geige das Orchester vorstellen wollten, meine drei Töchter die Solostellen, und meine Brüder mit ihren Frauen sowie meine Schwiegersöhne den Chor singen sollten. Ich machte mich denn, sobald ich nach meiner Angabe den Text erhalten hatte, sogleich an die Arbeit, schrieb eine heitere Polonaise (bei deren Vorspiel ich meiner Frau und mir sogar Gelegenheit gab, unsere Virtuosität auf unseren Instrumenten zu entwickeln), ließ dieser einen allgemeinen Chor folgen, an welchen sich dann die drei Soli meiner Töchter, die sich zum Schlusse dreistimmig vereinten, anreiheten, und fügte endlich noch einen allgemeinen Schlußchor hinzu. Während ich mit Frau und



Kindern die Fest-Cantate einstudirte, schickte ich auch den Brüdern zu gleichem Zwecke ihre Chorstimmen zu, und wir kamen dann einige Tage vor dem Feste, welches am 26. November stattfand, in Gandersheim zusammen. Da uns die Eltern nicht Alle logiren konnten, so miethte ich für mich und meine zahlreiche Begleitung sämmtliche Räume eines Wirthshauses und berathschlagte dann mit meinen Brüdern und Schwieger söhnen, wie wir am besten und glänzendsten die Feier begehen könnten. Wolff schlug vor, vor allem den schönsten Saal der Stadt zu mietthen, ihn mit Festons von Tannenzweigen, Immergrün und gemachten Blumen zu schmücken, dort unsere Geschenke aufzustellen und vor den Eltern und den befreundeten Familien, unsere Cantate aufzuführen. Nach dem Saal war nicht lange zu suchen, denn es gab nur einen am Orte, der überdies für alle die eingeladenen Freunde des Hauses kaum groß genug war. Das Nöthige zur Ausschmückung desselben ließen wir nun in großer Menge aus dem Walde herbeischaffen und waren dann sämmtlich mehrere Tage lang mit dem Binden der Festons und dem Verfertigen der Papierblumen, sowie mit Zeichnen und Malen von Transparenten beschäftigt. Wenn wir dann Alle dieser Arbeit müde waren, begann ich die Proben zur Cantate und mußte den Fleiß der Frauen bewundern, die ihren meist total unmusikalischen, aber mit guten Stimmen begabten Männern die Tenor- und Basspartie der Chöre doch so gut einstudirt hatten, daß es sich wie Musik anhören ließ. So verging die Zeit bis zum Feste sehr schnell und wir hatten dann die Freude, die Eltern von unserer Feier tief ergriffen und unsere Geschenke von den Gandersheimer Freunden sehr bewundert zu sehen. Es bestanden diese außer einer Spieluhr, welche besonders angestaunt wurde, in einem bequemen und sehr schön von den Braunschweiger Schwiegertöchtern gestickten Lehnstuhle für den Vater und in zahlreichen von den Casseler Frauen angefertigten Arbeiten für die Mutter. Das Festmahl, welches zum Theil aus dem elterlichen Hause, zum Theil aus einer Restauration herbeigeschafft

wurde, war sehr reich, und die von uns Brüdern mitgebrachten Getränke fanden ebenfalls großen Beifall, so daß das Spohr'sche Jubelfest sehr zufriedenstellend ablief und in Gandersheim noch lange davon die Rede war. Erfreulich war dabei die allgemeine Theilnahme der Stadt und der Umgegend, welche sich unter Anderem auch darin äußerte, daß meiner Mutter für die zahlreichen Gäste, als Beisteuer für deren Unterhalt, das Haus voll Viktualien geschickt wurde, z. B. Wildpret, Würste, Mehl, Eier, Früchte und Kuchen. Das ganze Fest hatte dadurch einen ächt patriarchalischen Charakter; ein Jeder strebte darnach, sich dem alten, würdigen Paare freundlich und erkenntlich zu zeigen und den Mann zu ehren, der ihnen seit einer langen Reihe von Jahren als treuer Arzt mit Rath und Hülfe beigestanden und die Noth der Armen, wo er konnte, stets gelindert hatte.

Nach meiner Rückkehr erhielt ich vom Kurprinzen den Befehl, anstatt der seit dem Frühjahr bereits eingestellten Theater Vorstellungen während des Winters eine Reihe von Concerten zu veranstalten, die allwöchentlich am Sonntage zum Vortheil der Theaterkasse stattfinden und in welchem die zurückgebliebenen Sänger beschäftigt werden sollten. Das Publikum aber, aufgebracht darüber, daß die Concert-Einnahmen nicht, wie bisher, in die Unterstützungskasse für die Wittwen der Orchester-Mitglieder fließen sollten, traf die Verabredung, gar nicht darauf zu subscribiren und so war die Einnahme fast null. Nur wenige Concerte, z. B. das, in welchem „Die Weihe der Töne“ zuerst gegeben wurde, waren zahlreich besucht; in den andern aber sah es wüß und leer aus. Indessen mochte dem Kurprinzen, sowie der Gräfin Schaumburg der Winter ohne Theater sehr langweilig vergangen sein; denn gegen das Frühjahr hin bekam ich den Auftrag, mich nach Meiningen zu begeben und eine daselbst befindliche herumziehende Schauspieler-Gesellschaft unter der Direktion von Bethmann aus Berlin für die Monate März, April und Mai zu engagiren. Da ich den Wunsch äußerte, meine

Frau mitzunehmen, so befahl der Kurprinz dem Oberstallmeister von der Marburg mir einen bequemen Hofwagen aus dem Marstall zu geben und wir reisten darin mit Extrapost nach Meiningen ab. Es gab aber außer den Unterhandlungen mit Bethmann noch andere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Dieser hatte nämlich bis über den Sommer hinaus Engagement beim Meininger Hof, und der Herzog mußte für eine frühere Entlassung der Gesellschaft gestimmt werden, wozu mir aber die Herzogin, obgleich sie mit ihrem Bruder wegen der Zwistigkeiten mit der Mutter damals nicht gut stand, dennoch verhalf. Bald nach meiner Rückkehr traf denn auch Bethmann mit seiner Gesellschaft ein und gab zur Eröffnung des neuen Theaters den „Freischütz“ mit vielem Beifall; besonders gefiel Fräulein Meißelbach als Agathe sehr. Der bisherige Theaterdirektor Feige und ich wurden dann als Aufsichtsbehörde über Herrn Bethmann bestellt, und demselben die drei noch in Engagement befindlichen Sänger, das Orchester, sowie das ganze Maler- und Theaterarbeiter-Personal, die reiche Garderobe und die Dekorationen u. s. w. zur Verfügung überwiesen. Wir entwarfen von nun an das Repertoire gemeinschaftlich, Feige und Bethmann für das Schauspiel und ich für die Oper und waren bald im Stande, alle früheren, auf unserem Theater gegebenen Opern wieder zur Aufführung zu bringen. In dieser Zeit schrieb ich mein drittes Doppel-Quartett (E-moll) und eine zweite Concertante für zwei Violinen, welche bald darauf bei Simrock in Bonn als Op. 87, und 88, erschienen.

Im Juni desselben Jahres war wieder ein großes Musikfest in Halberstadt, welches von dem Prediger Augustin und dessen Sohn als sechstes Elb-Musikfest unternommen worden und zu dessen Direction Kapellmeister Friedrich Schneider aus Dessau und ich eingeladen wurden. Es zeichnete sich von den früheren hauptsächlich dadurch aus, daß zu Bewirthung und geselligem Zusammensein der Fremden, sowohl der Zuhörer, als auch der

mitwirkenden Künstler, ein kolossales Zelt, oder vielmehr eine Bretterbude, auf dem Domplatz errichtet war, in welcher sich alle Fremden zu jeder Stunde des Tages versammeln konnten. Die Musik-Aufführungen fanden an drei Tagen statt und begannen mit Händel's Oratorium „Samson“ unter Schneider's Direktion. Am folgenden Morgen wurden die Sehenswürdigkeiten Halberstadt's, insbesondere die Gemälde-Sammlungen des Domherrn von Spiegel und Dr. Lucanus in Augenschein genommen. Abends sollte ein Concert im Schauspielhause stattfinden, da aber das Lokal nicht ausreichte, um die zahlreichen Zuhörer Alle aufzunehmen, so veranstaltete man zu gleicher Zeit ein zweites Concert im Saale des „Goldenen Engel“, und die Vorträge der fremden Virtuosen und Sänger wurden an beiden Orten gleichmäßig vertheilt. Die ausgegebenen Billets waren auch zu den Proben gültig, weshalb Jeder das eine Concert in der Probe, das andere aber am Abend der Aufführung hören konnte, wobei nur ein einziges Musikstück in beiden Concerten gegeben wurde, nämlich das beliebte Duett aus „Fessonda“ zwischen Amazili und Nadori, gesungen von Madame Schmidt und Herrn Mantius, weil kein Theil sich dieses wollte nehmen lassen. Ich dirimirte im Saal und spielte mit dem Concertmeister Müller aus Braunschweig meine neueste Concertante in H-moll. Am dritten Tage fand Vormittags das letzte Concert und zwar unter meiner Direktion statt, bei welcher Gelegenheit ich eine rothsammetne Decke mit einer silbergestickten Aufschrift auf meinem Dirigentenpult als Geschenk vorfand. Es wurden in diesem Concerte die Symphonien in C-dur von Mozart und in C-moll von Beethoven, das Vaterunser von mir und ein Te-deum von Schneider gegeben und ich hatte die Freude zu bemerken, daß auch bei diesem Musikfeste meine drei Compositionen den ungetheiltesten Beifall fanden. Mittags beschloß ein brillantes Festessen in dem großem Zelte, bei dem es sehr tumultuarisch herging, das großartige Fest.

Den Rest der Ferienzeit mußten wir zu einer Reise nach Marienbad in Böhmen verwenden, wo meine Frau, die fortwährend an den Nerven litt, sich durch Trinken und Baden, so wie durch den Genuß der Gebirgsluft womöglich stärken sollte. Wir trafen unter den Badegästen auch Raupach aus Berlin; und ich machte mit ihm weite Spaziergänge, bei welchen er mir vielerlei von seinen bevorstehenden Theater=Arbeiten erzählte. Er war damals ganz erfüllt von einem neuen Schauspiele, welches er gleich nach der Rückkehr in die Heimath schreiben wollte, in dem er die Mucker und Frömmeler zu geißeln beabsichtigte und dessen Scene er nach China verlegen wollte. Die Arbeit ist aber wahrscheinlich nicht fertig geworden, oder die Berliner Mucker haben Gelegenheit gefunden, die Aufführung zu hintertreiben; denn es ist meines Wissens kein derartiges Stück von Raupach öffentlich bekannt worden. Die Musik=Gesellschaft in Marienbad, deren Direktor ein Leinweber aus der Umgegend war, hatte mich mit der sehr gelungenen Ausführung der Cherubini'schen Ouvertüre zur „Medea“ bei dem mir gebrachten Empfangsständchen erfreut und überrascht, weshalb ich mich nun um so leichter bereden ließ, für sie einen Walzer à la Strauß zu schreiben, da ich hierzu bei meiner Neigung, mich in allen Kunstgattungen zu versuchen, schon längst Lust gehabt hatte. Anfangs, als ich ihn dem dortigen Orchester eingeübt hatte, gefiel mir der Walzer auch ganz gut; später habe ich aber doch an ihm die Frische und Originalität vermißt, welche die meisten Walzer von Strauß und Lanner auszeichnen. Er ist demungeachtet auf den Wunsch meines Verlegers Haslinger in Wien, als Op. 89, nicht nur in der ursprünglichen Gestalt als Instrumentalstück, sondern auch im Arrangement zu zwei und vier Händen von ihm veröffentlicht worden. Nach Cassel zurückgekehrt, schrieb ich zunächst sechs vierstimmige Gesänge für Männerstimmen, die in Hamburg bei Schubert als Op. 90 erschienen, und mein viertes Quintett in A-moll,

das ich im Februar des folgenden Jahres beendigte (Op. 91 bei Simrock in Bonn).

Im Frühjahr 1834, am 5. April, überraschten mich meine Kinder und Freunde mit einer außergewöhnlichen Feier meines fünfzigsten Geburtstages. Ich hatte für den Abend gerade eine Oper angesetzt und konnte gar nicht begreifen, weshalb diese von Seiten der Intendanz plötzlich aufgestellt wurde, was natürlich von den Meinigen hinter meinem Rücken erbeten war. Meine Frau und ich folgten nun an dem frei gewordenen Abend einer Einladung zu meinem Schwiegersohn Bahn und waren Beide nicht wenig erstaunt, hier in den festlich geschmückten und mit meiner bekränzten Büste, sowie mit sinnreichen Transparenten, Candelabern und Blumen gezierten Räumen eine glänzende Gesellschaft versammelt zu finden, die den Tag mit Musik (eine Cantate von Hauptmann), Anreden u. feierlich begehen wollten.

Es war dies leider die letzte Festlichkeit dieser Art, welche meine gute Frau erlebte. Der Aufenthalt in Marienbad hatte ihr nicht dauernd geholfen, und da ihr leidender Zustand schon mit dem Beginn des Winters zurückgekehrt war, so mußte sie in der nächsten Ferienzeit die Kur wiederholen. Diesmal trafen wir daselbst die Gebrüder Bohrer, und nachdem ich die frühere Bekanntschaft mit diesen geschickten Künstlern erneuert hatte, machten wir häufig Quartett-Partien zusammen, wozu wir auch den alten Leintweber, in welchem wir einen guten Violinspieler kennen lernten, heranzogen. Diese Musikpartien erheiterten auch meine Frau, die ihre Kur mit so gutem Erfolge gebrauchte, daß wir die Rückreise nach Cassel in der besten Hoffnung antreten konnten. Bald nachher verschlimmerte sich aber ihr Zustand aufs neue und ich fühlte mich nun wenig aufgelegt, an die Fortsetzung meines im April begonnenen neuen Oratoriums zu gehen. Schon im vorigen Jahre hatte mir nämlich Hofrath Rochlitz bei unserer Durchreise in Leipzig ein von ihm verfaßtes Passions-Oratorium: „Des Heilands letzte Stunden“ zur Com-

position angetragen. Obgleich dasselbe schon einmal unter dem Titel: „Das Ende des Gerechten“ von Schicht componirt worden war, so nahm ich es doch mit Freuden an, da er mir versicherte, die frühere Composition sei zwar mit Beifall, aber ohne genügende Wirkung zu machen, aufgeführt; er habe deshalb den Text noch einmal umgearbeitet und halte ihn nun dem Zwecke entsprechender. Nachdem ich indessen erfahren, daß er diesen neuen Text auch Mendelssohn zur Composition vorgeschlagen habe, so fragte ich, bevor ich die Arbeit begann, bei diesem schriftlich an, ob er das Datorium zu componiren gedenke? Da die Antwort verneinend ausfiel, und Mendelssohn mir schrieb, daß er sich selbst einen Text aus Bibelstellen zusammensetzen werde („Paulus“), so begann ich im Frühjahr 1834 meine Arbeit, die später durch die Wadereise unterbrochen wurde. Als ich indessen bemerkte, daß meine Frau, trotz ihres leidenden Zustandes, sich doch eben so lebhaft für meine jetzige Arbeit interessirte, als für die früheren, so vergaß ich bald Alles über die Begeisterung, mit welcher ich mich derselben hingab. Empfang mich auch Dorette beim Nachhausekommen aus den Theaterproben stets mit kummervoller Miene und ängstlichen Andeutungen wegen ihrer Gesundheit, so zeigte sie doch auch wieder so große Theilnahme an dem Fortschreiten meiner Arbeit und hörte mit so lebhaftem Interesse zu, wenn ich das, was fertig war, im Cäcilien-Vereine probiren ließ, daß ich immer wieder mit neuem Muth an die Fortsetzung des Werkes ging. Häufig unterbrach sie mich wohl mit der melancholischen Frage: „Was soll aus unserer Therese werden, wenn ich meinem Zustand erliege?“ — denn die Sorge um Therese war in jener Zeit ihre fixe Idee geworden — und wenn ich ihr darauf antwortete: „Eine glückliche Frau, wie es unsere anderen Kinder auch geworden sind“, dann flog ein heiteres Lächeln über ihr Gesicht, denn sie mochte wohl auch bemerkt haben, daß sich trotz Theresens Jugend schon manche Bewerber um ihre Gunst bemühten, und daß auch von ihr namentlich ein Mitglied unseres Cäcilien-Vereines nicht ungern

gesehen wurde. So kam ich mit meinem Dratorium bis zum Schlusse des ersten Theils, und meine Frau erlebte noch die Freude zu sehen, mit welcher Theilnahme und Begeisterung es vom Cäcilien-Vereine gesungen wurde; dann nahmen aber ihre Kräfte schnell ab und sie wurde bettlägerig. Als ich das bedenkliche Gesicht unseres Arztes und Hausfreundes Dr. Bauer sah, zog ich auch noch den berühmtesten Arzt unserer Stadt, den Geheimen Hofrath Dr. Garnier, hinzu. Doch auch er schüttelte den Kopf und konnte wenig Hoffnung zur Rettung geben. Da sich meine Töchter Emilie und Therese der Pflege der Mutter mit großer Sorgfalt unterzogen, so konnte ich auf Doretzens Wunsch, da sie sich für die Vollenbung des Dratoriums lebhaft interessirte, während des Tages fortarbeiten, mußte des Nachts aber abwechselnd mit Emilien bei ihr wachen. Doch war ich kaum bis zur dritten Nummer des zweiten Theils gekommen, so ging es, da sich ihre Krankheit zu einem Nervenfieber gestaltet hatte, mit ihr zu Ende und heute noch gedente ich mit tiefer Wehmuth des Momentes, wo ich ihrer Stirn den letzten Kuß ausdrückte!

Mein Schwiegersohn Wolff übernahm alle die traurigen Besorgungen der Bestattung, wozu ich mich in meiner Verzweiflung außer Stande fühlte, und so konnte ich mit meiner jüngsten Tochter, die sich über den Tod ihrer Mutter gar nicht zu fassen wußte und schon den letzten Tag zuvor bei ihrer ebenfalls kranken Schwester Ida zugebracht hatte, die Stadt auf acht Tage verlassen. Ich mietete mich im Gasthause zu Wilhelmshöhe ein, und wir versuchten durch langes und ermüdendes Umherlaufen in den benachbarten, winterlichen Wäldern die nöthige Fassung wieder zu gewinnen. Als wir dann aber nach der Stadt zurückkehren mußten, fühlten wir die Vereinsamung unseres Hauses nur um so tiefer. Ich konnte mich daher lange nicht entschließen, in der Partitur, wo ich den Todestag meiner geliebten Frau, den 20. November, bezeichnet hatte, fortzufahren, bis ich das Werk endlich am Ende des Winters, als die Arbeitslust wieder erwacht war,



vollendete und dann auch eine vollständige Aufführung desselben am Charfreitage (1835) veranstaltete. Der Gedanke, daß meine Frau die Vollendung und Aufführung des Dratoriums nicht mehr erlebt hatte, ließ mich keine rechte Freude über diese gelungenste meiner Arbeiten empfinden, und ich bin erst bei späteren Aufführungen zum vollen Bewußtsein ihrer Wirkung gelangt. Eine Wiederholung des Dratoriums konnte schon in demselben Sommer am ersten Pfingsttage stattfinden, den uns der Kurprinz ungewöhnlicherweise für ein Concert in der Kirche bewilligt hatte. Die bald darauf eintretenden Theaterferien mußte ich auf den Rath meines Arztes zu dem Besuche eines Seebades benutzen, und ich wählte dazu ein neu angelegtes, noch wenig besuchtes Bad Sandford, eine Stunde von Haarlem. Außer Theresen sollte diesmal auch meine Schwägerin, Minchen Scheidler, die wir schon eine Reihe von Jahren seit dem Tode meiner Schwiegermutter bei uns hatten und die während unserer früheren Reisen gewöhnlich ihren Bruder, den Professor Karl Scheidler in Jena, zu besuchen pflegte, die Reise mitmachen und Beide freuten sich unaussprechlich darauf. Wir fuhren den Rhein hinunter über Düsseldorf, wo ich einige Tage zu bleiben beabsichtigte, weil Mendelssohn, der die Stelle als Musik-Direktor bei dem von Immermann neu errichteten Theater angenommen hatte, jetzt dort wohnte. Frau Regierungsrath von Sybel, bei welcher ich damals während des Musikfestes logirt, hatte von unserem Plan, in Düsseldorf zu verweilen gehört und bat mich, mein Absteigequartier wieder in ihrem Hause zu nehmen, was ich um so lieber annahm, als ich hörte, Immermann gehöre zu ihren Hausfreunden und bringe dort gewöhnlich seine Abende zu.

Die Geige begleitete mich, so wie auch meine letzten Arbeiten, darunter ein zweites, kurz vorher beendetes Concertino (E-dur Op. 92, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig) auch auf dieser Reise. Zuerst kamen wir nach Frankfurt, verweilten

dort bei Speyer nur einen Tag und setzten dann von Biebrich ab die Reise auf dem Dampfboote weiter fort. In Düsseldorf wurden wir im Hause der Frau von Sybel sehr freundlich empfangen und hatten schon am ersten Abende die Freude, Immermann dort kennen zu lernen, der zum besonderen Vergnügen meiner Schwägerin sein liebenswürdiges „Eulifantchen“ vorlas. Ueber Mendelssohn, den ich dort vermiste, erfuhr ich, daß er zwar auch zu den Hausfreunden gehöre, aber an den Abenden, wo Immermann dort sei, niemals erscheine, weil er sich mit ihm, der das ganze Gewicht seiner Thätigkeit nur dem Schauspieler zuwende, über die Oper entzweit habe. Am anderen Morgen, wo ich Mendelssohn besuchte und seine Schwester bei ihm traf, spielte er mir die ersten Nummern seines Oratoriums „Paulus“ vor, woran mir nur das nicht recht gefallen wollte, daß sie zu sehr dem Händel'schen Style nachgebildet waren. Destomehr schien ihm und seiner Schwester mein Concertino in E-dur zu gefallen, in dem ein eigenthümliches staccato in einem langen Striche als Novität vorkam, das er bei anderen Geigern noch nicht gehört hatte. Als er mir nun dasselbe auf sehr gewandte Weise aus der Partitur accompagnirte, konnte er dieses staccato nicht oft genug hören und bat mich immer von neuem, dabei wieder anzufangen, indem er zu seiner Schwester sagte: „Sieh', das ist das berühmte Spohr'sche staccato, welches ihm kein anderer Geiger nachmacht!“ Als ich von da zu Immermann ging, proponirte mir dieser einen Besuch bei Grabbe, der sich damals auf Immermann's Einladung in Düsseldorf aufhielt, und so lernte ich diesen Sonderling noch an demselben Morgen kennen. Als wir bei ihm eintraten und der kleine Mensch mich Koloss zu Gesicht bekam, zog er sich schüchtern in eine Ecke seines Zimmers zurück, und die ersten Worte, die er zu mir sprach, waren: „Es wäre Ihnen ein Leichtes, mich da zum Fenster hinaus zu werfen.“ Ich antwortete: „Ja, ich könnte es wohl, aber darum bin ich nicht

hierher gekommen.“ Erst nach dieser komischen Scene stellte mich nun Immermann dem närrischen, aber interessanten Menschen vor. Wir verlebten abwechselnd in Mendelssohn's und Immermann's Gesellschaft angenehme Tage im Hause unserer freundlichen Wirthin und setzten dann die Reise auf dem holländischen Dampfboot über Cleve, wo ich meinen alten Freund Thomae auf einige Tage besuchen wollte, weiter fort. Wir fanden ihn ebenfalls als Wittwer; denn auch er hatte vor kurzem seine Frau verloren. Der Rußbaum in seinem Hofe, zu dem wir im Jahr 1818 bei unserem Familienbesuche die Ruß so feierlich gelegt hatten, grünte und blühte aber noch auf's Schönste. Thomae's Kinder, die nun sämmtlich erwachsen waren, und von denen der älteste Sohn als Notar in des Vaters Stelle getreten war, befanden sich ebenfalls kräftig und gesund; er selbst schien aber verstimmt und kränklich. Doch erfreute ihn unser Besuch sehr und er schenkte bei der Abreise meiner Therese, als Pathe seiner verstorbenen Frau eine goldene Uhr und bat uns, auf dem Rückweg wieder bei ihm einzukehren. So kamen wir, nachdem wir in Rotterdam das Dampfboot verlassen hatten, über Haag, Amsterdam und Haarlem glücklich nach Sandford. Als wir uns dort im Badehause eingemietht hatten und aus unseren Fenstern das Meer zum erstenmal sahen, brach meine Schwägerin in die verhängnißvollen Worte aus: „Hier möcht' ich ewig bleiben!“ Nachdem ich mit dem Badeärzte, welcher täglich mit dem Omnibus von Haarlem die Badenden zu besuchen kam, meine Kur besprochen und sogleich zu baden begonnen hatte, ging ich bald mit wahrer Wonne in's Meer, und es gewährte mir großes Vergnügen, darin herumzuschwimmen. Unsere Haus- und Tischgenossen waren einige Muckersfamilien aus Elberfeld und Barmen, deren Religionsansichten ich bald aus ihren Reden bei Tisch zur Genüge kennen lernte, die mich aber nicht reizten, nähere Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen. Nach Tische machten wir in dem Walde, welcher gleich hinter den Dünen begann

und fast bis nach Haarlem reichte, unsere Spaziergänge, und so lebten wir bei dem schönen Wetter, wovon wir in jenem Sommer 1835 begünstigt wurden, sehr zufrieden in unserer Einsamkeit. Bald sollte diese aber durch einen unerwarteten Kunstgenuß unterbrochen werden, indem die Musikfreunde in Amsterdam, die meine Anwesenheit in Zandford in Erfahrung gebracht hatten, mich und meine Reisegefährtinnen zu einem Concerte einluden, welches sie mir zu Ehren veranstaltet hatten. Wir fuhren daher mit dem Omnibus nach Haarlem und von da mit der Trekschuit nach Amsterdam, wo wir auf Herrn Tentate's, eines früheren Bekannten, Einladung, in dessen Hause abstiegen. Mit ihm besuchten wir das im Saale von Felix Meritis veranstaltete Concert, in welchem lauter Compositionen von mir aufgeführt wurden; zuerst eine meiner Symphonien, dann das Duett aus „Jessonda“, gesungen von Herrn de Bruecht aus Haarlem und der ersten Sängerin vom deutschen Theater, darauf spielte Herr Tours aus Rotterdam ein Violin-Concert von mir und Herr de Bruecht beschloß das Concert mit einigen Liedern. Als wir dann bei unserem Hauswirth zu Abend gegessen hatten und schon im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, wurde mir noch ein Ständchen gebracht, das wir auf dem Balkon des Hauses anhörten. Meine Schwägerin, die schon im Concert über Kopfweh geklagt hatte, mochte sich wohl, da sie trotz meiner Warnung, in der kühlen Abendluft das Ständchen mit anhörte, erkältet haben; denn als wir nach Zandford zurückgekehrt waren und am anderen Morgen den Badearzt zu Rathe zogen, fand es sich, daß bei ihr in der Nacht eine Hautkrankheit ausgebrochen war, die er jedoch nicht für gefährlich hielt. Die Ferienzeit nähete indessen ihrem Ende und der Arzt erklärte, nachdem die Kranke einige Tage das Bett gehütet hatte, wir würden in aller Kürze reisen können. Noch an demselben Abend aber, als die Sonne unterging, und ich, am Bette meiner Schwägerin sitzend, von der Rückreise mit ihr sprach, verlangte sie in krankhafter Aufregung,

aufzustehen, und während ich sie mit all' meiner Kraft kaum zurückzuhalten vermochte, fiel sie plötzlich in die Kissen zurück, verlor die Besinnung und hatte alsbald zu athmen aufgehört. In unserer Angst schriean wir Beide, Therese und ich, nach Hülfe, worauf ein junger Mann, der neben uns wohnte und als Student der Medizin einen Aderlaßapparat mit sich führte, herbeieilte und ihr sogleich eine Ader öffnete. Doch vergebens! Es kam kein Blut mehr, der Arzt erklärte sie für todt und war nun bemüht, Therese, die vor Schreck ohnmächtig geworden war, wieder in's Leben zu rufen. So war denn der verhängnißvolle Wunsch meiner Schwägerin: „Hier möcht' ich ewig bleiben!“ zur traurigen Erfüllung gekommen. Was wir dabei empfanden, als wir die Geschiedene wenige Tage nachher zu ihrer letzten Ruhestätte begleiteten und wie uns bei dieser Scene die im vergangenen Jahr in Cassel erlebte wieder um so lebendiger vor die Seele trat, das will ich nicht zu schildern versuchen.

Wir machten nun die Rückreise so schnell als möglich und trafen noch am Landungsplatze des Dampfsboots nahe bei Cleve unseren Freund Thomae, welcher, nachdem er unseren neuen Verlust erfuhr, auf Erfüllung unserer Zusage, abermals in seinem Hause zu verweilen, nicht weiter bestand. Da ohnehin der Urlaub abgelaufen war, setzten wir unsere Reise nach Cassel ohne weiteren Aufenthalt fort. Dort aber empfand ich die Einsamkeit unseres Hauses ohne die Zurückgebliebene noch viel schmerzlicher und ich fing daher an, das Bedürfniß nach einer Lebensgefährtin, die auch an meinen musikalischen Arbeiten theilnehmen könnte, viel lebhafter, als bisher zu fühlen. Es war zunächst unser Cäcilien-Verein, wo sich mir bei den wöchentlichen Uebungen Gelegenheit bot, in unbemerkter Beobachtung vielleicht ein weibliches Wesen herauszufinden, von dem ich hoffen durfte, daß es mir den Rest meines Lebens verschönen werde und geeignet sei, mir das verlorene Glück wiederzugeben. Da gedachte ich denn vorzugsweise der Schwestern meines verstorbenen Freundes

Karl Pfeiffer, deren ernsten Sinn und rege Theilnahme für die gebiegenere Musikgattung ich durch ihren vieljährigen, unausgesetzt pünktlichen Besuch des Vereines erkannt hatte und von denen ich überdies durch ihren Bruder wußte, daß sie gleich ihm besonders für meine Musik eingenommen waren. Außerdem hatte ich bei meinen fast täglichen Spaziergängen in der Kölnischen Allee, die mich an dem Garten des Ober-Appellations-Rathes Pfeiffer vorüberführten, seit längerer Zeit Gelegenheit gehabt, das glückliche und anspruchslose Zusammenleben der Familie aus der Ferne wahrzunehmen. Da nun damals (September 1835) die kurhessischen Truppen zum Herbstmanöver zusammengezogen waren und beim Lustschlosse Wilhelmsthal ein Lager bezogen hatten, wohin die Bewohner Cassels zu Lustwandeln pflegten, so kam auch ich auf den Gedanken, eine Partie dorthin zu machen und ließ durch meine Tochter Therese von den Eltern Pfeiffer um die Erlaubniß für die beiden Töchter bitten, uns dahin begleiten zu dürfen. Auf dieser kleinen Fahrt hatte ich bei der Unterhaltung Gelegenheit, nun auch die hohe und vielseitige Bildung des Schwesternpaares kennen zu lernen, und so ward mein Entschluß vollends befestigt, mich um die ältere Schwester, Marianne, zu bewerben, deren Musikkennntnisse und solides Clavierspiel mir auch schon aufgefallen war, da sie einigemal zur Aushülfe im Cäcilien-Vereine accompagnirt hatte. Da ich nicht den Muth hatte, mündlich um sie anzuhalten, weil der Unterschied unseres Alters mehr als zwanzig Jahre betrug, so fragte ich schriftlich an, ob sie mir angehören wolle und fügte, um meine Werbung zu beschönigen, die Versicherung hinzu, daß ich mich von den gewöhnlichen Beschwerden des Alters noch ganz frei fühle. In höchster Spannung erwartete ich nun die Antwort. Zu meiner Freude fiel sie bejahend aus, worauf ich zu ihren Eltern eilte, um förmlich um sie zu werben. Sie segneten unseren Bund, und wir lernten uns nun immer näher kennen. Da ich bei meinem Alter nicht viel Zeit zu verlieren hatte, so hat ich, daß die Hoch-

zeit gleich nach Neujahr stattfinden dürfe, welches auch, nach einigem Widerstreben von den Eltern und der Braut, zugestanden wurde. Unsere Trauung wurde auf den 3. Januar 1836 festgesetzt, und ich bat meine Eltern, dabei Zeugen meines erneuerten Glückes zu sein. Doch wäre es am bestimmten Tage fast nicht zur Hochzeit gekommen, da die dazu erforderliche Erlaubniß des Kurprinz-Mitregenten, trotz aller Bemühungen meines Freundes, des Herrn von der Maalsburg, der dieselbe als Hofmarschall auszufertigen hatte, nicht zu erlangen stand. Mein Schwiegervater, der dem Kurprinzen in früheren Jahren Vorlesungen über Staatsrecht halten mußte und schon damals nicht sehr in Gunst bei ihm war, hatte dieselbe ganz verloren, seitdem er als Mitglied des ersten Landtages (von 1831 — 32) durch seinen ausführlichen und überzeugenden Bericht bei den Ständen eine starke Herabsetzung des ihnen vorgelegten, unverhältnißmäßig hohen Militär-Etats bewirkt hatte. Der Kurprinz mochte dieses dem Vater Pfeiffer wohl nachtragen und deshalb die Erlaubniß zur Verheirathung seiner Tochter verzögern. Wir erhielten dieselbe wenigstens erst dann, als meine Braut, wie man von ihr ausdrücklich verlangte, einen Revers ausgestellt hatte, daß sie auf jede bereinstige Pension im voraus verzichte. Da ich für meine Frau nach meinem Tode auf andere Weise zu sorgen vermochte, so fügten wir uns dem Verlangen, und so konnte unsere Hochzeit am festgesetzten Tage doch noch stattfinden. Die zur Familie meiner Schwiegereltern gehörigen nächsten Verwandten, dreiunddreißig an der Zahl, nebst meinen Eltern, meinen Töchtern und deren Männer, waren sämmtlich zugegen. Die Trauung vollzog, auf den Wunsch meiner Braut, ihr Lieblingsprediger, Asbrand, den sie persönlich kannte und hochschätzte.

So lebte ich nun wieder in den früher gewohnten häuslichen Verhältnissen und fühlte mich unbeschreiblich glücklich im Besitze meiner Frau! Da wir häufig mit einander muscirten, so lernte ich immer mehr ihren feinen Sinn für das Edle in der Ton-

kunst kennen und konnte bei ihrer eminenten Fertigkeit im *a vista*-Lesen nicht nur in kurzer Zeit mit ihr Alles, was ich früher für Geige mit Clavierbegleitung geschrieben hatte, spielen, sondern es wurde mir auch gar manches Fremde dieser Kunstgattung, was ich bisher nicht kannte, durch sie erschlossen. Ich bekam daher große Lust, mich nun auch einmal in eigentlichen Duetten für Pianoforte und Violine zu versuchen. Das Erste, was ich dann für uns Beide schrieb, war das Duett in G-moll (Op. 95, Leipzig, bei Breitkopf). Hierbei bemerkte ich wiederholt mit großer Freude ihre lebhafteste Theilnahme an meinen Arbeiten, in gleicher Weise, wie sie mich bei meiner seligen Frau so beglückt und gefördert hatte. War ein Satz niedergeschrieben, so konnte ich ihn, wenn ich ihn mit ihr spielte, sogleich vollständig hören, was uns Beide in gleichem Grade interessirte und beglückte. Außerdem componirte ich in dieser Zeit sechs Lieder für eine Altstimme, die als Op. 94, bei Simrock in Bonn erschienen.

Als dann der Sommer und die Ferienzeit herannahete, beschloßen wir eine Reise zu machen, um die beiderseitigen Verwandten zu besuchen. Da damals noch keine Eisenbahn existirte, so mußten wir, wie bisher, wieder mit Extrapost fahren und traten die Reise über Eisenach nach Gotha an, wo wir die an einen Kaufmann Hildt verheirathete Stieffchwester meiner seligen Frau aufsuchten. Wir trafen sie in ihrem Blumengarten, brachten da einen vergnügten Abend mit ihnen zu und reis'ten am folgenden Tage weiter nach Erfurt. Da die dortigen Musikfreunde im voraus unsere Ankunft erfahren hatten, so wurden wir sogleich im Gasthause „Zum römischen Kaiser“ von einer Deputation empfangen, die uns in der schmeichelhaftesten Ansprache zu den für uns vorbereiteten Festlichkeiten einlud. Bei dem am ersten Mittag stattfindenden Fest-Diner wurde ich mit einem Bewillkommungsgeächte begrüßt, worauf ein donnernder Toast auf mich, zur großen Freude und Genugthuung meiner Frau und Tochter, ausgebracht wurde. Abends fuhren wir nach dem Steiger, dem be-



liebtesten Vergnügungsorte der Erfurter; da es aber bald zu regnen anfang, so konnten wir von den schönen Gartenanlagen nicht viel genießen, sondern mußten vielmehr in den daselbst befindlichen Saal flüchten. Zum Glücke hatte man für ein gutes Fortepiano gesorgt und ich konnte daher der Gesellschaft mein neues Duo für Geige und Clavier, sowie mein Concertino in E-dur, welches beides ich mit meiner Frau spielte, zu hören geben. Therese sang darauf noch einige meiner neuesten Lieder, und von den Erfurter Herren und Damen wurden auch noch mein Bass-Duett aus „Faust“ und verschiedene Lieder vorgetragen. Diese halb improvisirte Musikpartie schien der Gesellschaft ungemein großes Vergnügen zu machen, und so lehrten wir trotz des Regens sehr zufrieden nach der Stadt zurück. Am anderen Morgen wurden wir früh durch ein Ständchen überrascht, das uns von der auf dem Vorplatz aufgestellten Militär-Musik gebracht wurde. Es begann mit den wohlbekannten Klängen einer meiner Symphonien, worauf mehrere andere Stücke und zuletzt das erste Finale aus „Zemire und Azor“ folgten. Sodann nahmen wir die Sehenswürdigkeiten der Stadt, insbesondere den herrlichen Dom in Augenschein, wo uns beim Eintreten die Klänge der berühmten Orgel entgegentönten und darauf die Einleitung zu „Des Heilands letzte Stunden“, sowie noch viele andere Melodien, meistens aus meinen älteren Oratorien, in ergreifender Weise vorgetragen wurden. Nachdem wir hierauf einem glänzenden Diner bei Frau Major von Kommel, einer Cousine meiner Frau, beigewohnt hatten, fuhren wir zu dem im Theater veranstalteten großen Concerte, in welchem bei festlicher Erleuchtung die „Weihe der Töne“ und mein „Wasserunser“ in sehr befriedigender Weise aufgeführt wurden.

Am anderen Morgen setzten wir die Reise nach Leipzig fort und wohnten auch dort wieder mehreren interessanten Musikpartien bei, welche meine alten Freunde, Rochlig und Weiß, sowie die ausgezeichnete Pianistin Madame Vogt uns zu Ehren

bei sich veranstalteten und wo auch ich einige neuere, den Leipziguern noch unbekannte Quartetten, insonderheit das erst im vorigen Herbst componirte Quatuor brillant in A-dur (Wien, bei Hasslinger, Op. 93) zu hören gab. In Dresden trafen wir im Gasthause „Zur Stadt Gotha“ die Familie Kleinwächter aus Prag, Vater, Sohn und Tochter, sowie auch meinen Freund Adolph Hesse, den rühmlichst bekannten Organisten aus Breslau, der mir seit dem Jahre 1828, wo er mich zuerst in Cassel aufsuchte, persönlich bekannt und mir sehr zugethan war. Wir traten mit ihnen eine schon im voraus verabredete gemeinschaftliche Reise in die sächsische Schweiz an und machten die erste Strecke bis zum Eingang in den Ottowalder Grund zu Wagen, der uns dann, wenn unsere Kräfte vom Ersteigen der steilen Aussichtspunkte erschöpft waren, immer wieder erwartete und uns bequem von einer der herrlichen Felspartien zur anderen brachte. Dennoch gab es immer noch große und anstrengende Fußtouren, wie namentlich auch die Ersteigung des großen Winterberges bei drückender Hitze. Von Hirnsikretschken, dem Zielpunkt unserer Reise, fuhren wir auf der Elbe nach Schandau, aßen dort vergnügt zu Mittag und neckten uns dabei gegenseitig über unsere Müdigkeit, die wir vor den mit uns zu Tische sitzenden Badegästen möglichst zu verbergen suchten, was zu manchen komischen Scenen Veranlassung gab.

In Dresden wohnten wir dann noch einer interessanten Quartettpartie bei, die der Kammermusikus Franz, mein ehemaliger Schüler, in seiner mit Kränzen und Blumen festlich geschmückten Wohnung veranstaltet hatte. Wir trafen dort auch die drei Kapellmeister Reissiger, Morlacchi und Rastrelli, und ich spielte eins meiner Doppelquartetten so wie mein neuestes Concertino. Da wir am anderen Morgen Dresden verlassen wollten, so hieß es nun von unseren liebenswürdigen Reisegefährten Kleinwächter und Hesse scheiden, in deren Gesellschaft wir so vergnügte Stunden verlebt und die mich während unseres Zusammenseins mit Liebe und Aufmerksamkeit wahrhaft über-

schüttet hatten. Sie schieden von uns mit thränenden Augen und wir setzten unsere Reise über Leipzig und Halle nach Braunschweig fort, wo wir meine Brüder Wilhelm und August besuchen und zugleich dem gerade dort abgehaltenen Musikfeste beizuwohnen wollten. Die Aufführungen fanden in der Aegydienkirche statt und begannen mit Händel's „Messias.“ Obgleich uns das herrliche Werk von früheren Aufführungen längst genau bekannt war, so wurden wir doch durch die großartigen Chöre, ihre starke Besetzung und die Mozart'sche Instrumentirung auf's neue wahrhaft hingerissen. An den zwei folgenden Tagen gab es gemischte Vocal- und Instrumental-Concerte; jedoch erschien uns deren Inhalt, der meist aus Opernsachen bestand, für die Kirche nicht ganz geeignet. Bei den verschiedenen Festessen, die an jedem Mittag in dem großen, auf der Ballpromenade errichteten Zelte stattfanden, ging es gewöhnlich sehr tumultuarisch zu; besonders komisch war aber eine Scene, die sich dabei am letzten Tag ereignete. Der Tenorist Mantius aus Berlin, der schon einige Lieder mit großem Beifalle gesungen hatte, wurde schließlich gebeten, noch das beliebte „Schön Hännchen“ vorzutragen. Dieses Lied hat einen scheinbaren Schluß, auf den ein noch brillanteres Ende folgt. Nun brachen die Zuhörer immer schon mit ihrem Beifalle los, bevor Mantius bis zu Ende gekommen. Nachdem dies zu seinem Aerger schon bei einigen Strophen geschehen war, stieg er bei den folgenden auf eine Bank und zuletzt sogar auf den Tisch, um den Glanzpunkt endlich einmal zu Gehör zu bringen; aber wieder vergebens! Der scheinbare Schluß war zu verführerisch, und obgleich Mantius vor der letzten Strophe die Zuhörer abermals de- und wehmüthig gebeten hatte, ihren Beifall doch so lange zurückzuhalten, bis er wirklich zu Ende gekommen sei, so ließ sich dennoch einer derselben hinreißen, zur un rechten Zeit Bravo zu rufen, und das war genug, um alle Anwesenden mit einstimmen zu lassen. Die zweifelste Miene, mit welcher nun der mit Beifall überschüttete Sänger vom Tische stieg, hatte etwas unaussprechlich Komisches.

Bei unserer Abreise von Braunschweig wurden wir vom Amtsrath Lüder, der sich ebenfalls zum Musikkfeste eingefunden hatte, bringend eingeladen, auf dem Rückwege bei ihm noch einige Tage auf seinem Gute Catlenburg zuzubringen, wodurch dann diese interessante Reise auf würdige Weise beschlossen wurde.

In Cassel fand ich nach unserer Rückkehr von meinem früheren Schüler, dem Musikdirektor Gercke aus Paderborn einen Brief vor, in welchem wir zu dem am 21. Juli daselbst stattfindenden tausendjährigen Jubiläum des h. Liborius eingeladen wurden. Dasselbe sollte am ersten Tage durch Kirchenfeierlichkeiten und am zweiten durch die Aufführung meines Oratoriums: „Des Heilands letzte Stunden“ festlich begangen werden. Da die Ferienzeit noch nicht ganz abgelaufen war, so faßten wir einen schnellen Entschluß und saßen nach wenig Tagen schon wieder im Reisewagen, in dem diesmal meine Schwägerin, Caroline Pfeiffer, den vierten Platz einnahm. Wir übernachteten in Lichtenau, fuhren aber am anderen Morgen schon so früh von dort ab, daß wir vor acht Uhr in Paderborn ankamen; wir fanden jedoch die Stadt bereits so voll Menschen, daß wir vor den beiden dortigen Gasthäusern abgewiesen wurden. Dem Wirth des zweiten schien es aber doch zu leid zu thun, uns nicht aufnehmen zu können und er besorgte uns daher ein paar Zimmer in einem gegenüber liegenden Privathause. Wir konnten indessen dort nur zwei Betten erhalten und es mußte für mich und meine Frau für die Nacht im Gasthause selbst eine Schlafstelle eingerichtet werden und zwar in einem Zimmer, das am Tag ein Friseur zu seinem Geschäft und zum Verlaufe seiner Waaren inne hatte. Kaum in unsere unscheinlichen Zimmer eingetreten, erhielten wir von den Dilettanten der Stadt, so wie von den bei den Musik-Aufführungen theiligten Künstlern, Besuche. Darauf wurden wir in ein befreundetes Haus geführt, wo man uns an den Fenstern die besten Plätze einräumte, um die glänzende Prozession, die den vergoldeten Schrein mit den Gebeinen des h.

Liborius nach dem Dome geleitete, bequem sehen zu können. Erst als das übermäßige Gedränge des Volkes nachgelassen hatte, gingen auch wir in den Dom, bewunderten das reiche und schöne Gebäude und hörten die D-dur-Messe von Karl Maria von Weber, deren allzuweltlicher Styl uns aber nicht recht gefallen wollte. Am folgenden Abend fand die Aufführung meines Dratoriums in der glänzend erleuchteten Jesuitenkirche statt, wo wir durch die bereits überfüllten Räume hindurch bis ganz vorn hingeleitet wurden, um auf gepolsterten Sesseln, die man uns dicht neben dem Bischof von Paderborn, so wie dem Ober-Präsidenten von Binde und dem Commandanten der Stadt angewiesen hatte, Platz zu nehmen. Ich bemerkte mit Freude, daß auch hier für mein Dratorium große Begeisterung herrschte; Gercke dirigitte sehr gut, die Chöre waren vortrefflich einstudirt und unter den Solosängern, die meistens aus Dilettanten bestanden, zeichnete sich besonders die bekannte Concert-Sängerin Frau Johanne Schmidt in der Partie der Maria aus. Kaum hatten wir uns nach diesem unruhig verlebten Tage zur Ruhe begeben, so erschallte unter unseren Fenstern eine Fackelmusik, wobei abwechselnd gespielt und vierstimmige Lieder gesungen wurden. Als ich mich bei dem wiederholten Hochrufen dankend zum Fenster hin wenden wollte, stellten sich mir aber die vor demselben aufgethürmten Schachteln unseres Mitbewohners hindernd entgegen und ich mußte deshalb den versäumten mündlichen Dank am anderen Morgen vor unserer Abreise schriftlich nachholen.

So kehrten wir denn auch von diesem Ausfluge sehr befriedigt nach Cassel zurück, wo dann für mich, aufgemuntert durch körperliches Wohlbefinden und meine höchst glückliche häusliche Lage, eine fleißige Compositions-Periode begann. / Schon auf der Rückreise von Dresden hatte ich beständig an eine neue Composition gedacht und auch schon das Programm dazu entworfen. Es war dies eine zweite Sonate für mich und meine Frau, die später als Duett für Piano und Violine „Nachklänge einer

Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz" (Op. 96) bei Simrock in Bonn erschienen und unseren liebenswürdigen Reisegefährten aus Prag und Breslau gewidmet ist. Im ersten Sage suchte ich die Reiselust zu schildern, im zweiten die Reise selbst, indem ich die in Sachsen und dem benachbarten Preußen gebräuchlichen Hornfanfaren der Postillone in das Scherzo als dominirendes, von der Geige auf der G-Saite hornmäßig gespieltes Hauptthema mit auffallenden Modulationen des Fortepiano verarbeitete und dann im Trio eine Schwärmerei schilderte, wie man sich ihr so gern unbewußt im Wagen brütend überläßt! Das folgende Adagio gibt eine Scene aus der katholischen Hofkirche zu Dresden, welche mit einem Orgelpräludium auf dem Pianoforte allein beginnt; darauf spielt die Geige die Intonation des Priesters vor dem Altare, woran sich das Responsorium der Chorknaben genau in denselben Tönen und Modulationen, wie man sie in katholischen Kirchen und auch in der Dresdener hört, anschließt. Diesem folgt eine Castraten-Arie, wobei es die Aufgabe des Geigers ist, sie ganz im Ton und Style des dortigen Gesanges zu kopiren. Der letzte Satz schildert in einem Rondo die Reise durch die sächsische Schweiz, indem sie theils an die erhabenen Naturschönheiten, theils an die fröhliche, böhmische Musik, die man fast aus jeder Felsenpartie hervorschallen hört, zu erinnern sucht; eine Aufgabe, der in so engem Rahmen freilich nur ungenügend entsprochen werden konnte./ Im Laufe des Jahres 1836 schrieb ich noch eine Anzahl Lieder, deren sechs in einem Heft als Op. 101 bei Breitkopf & H. herauskamen und worunter sich das auch im Musikalischen Album von Breitkopf und Härtel abgedruckte: „Sangeslust" mit vierhändiger Begleitung befindet, ferner einen Psalm für Chor und Solostimmen (Berliner Akademie der Künste Op. 92), dann ein größeres Gesangswerk: „Hymne an Gott" für vier Chor- und Solostimmen mit Orchester-Begleitung und eine Phantasie in Form einer Ouvertüre zu Raupach's mythischer Tragödie: „Die Tochter der

Luft“, welche bald nachher in einem unserer Abonnements-Concerte zur Aufführung kam. Da sie mir aber in dieser Gestalt doch nicht recht gefallen wollte, so bearbeitete ich sie später zum ersten Male meiner fünften Symphonie, die ich für die concerts spirituels in Wien componirte und die bald nachher bei Haslinger als Op. 102 im Druck herauskam\*). Im Anfange des folgenden Jahres (1837) schrieb ich mein drittes Duett für Pianoforte und Violine in E-dur, welches später als Op. 112 bei Paul in Dresden herauskam.

Um dieselbe Zeit begann ich ernstliche Vorbereitungen zur Ausführung einer Idee, die mich schon lange beschäftigt hatte, nämlich ein Musikfest zu veranstalten, wozu mir in vieler Hinsicht Cassel als ein ganz geeigneter Ort erschien. Mein Plan dazu war folgender: Am Pfingstsonnabend sollte Nachmittags in der St. Martins-Kirche das Oratorium „Paulus“ von Mendelssohn aufgeführt werden, am ersten Pfingsttage Abends bei Be-

---

\*) Die erste Aufführung in Wien machte dort große Sensation, wie zahlreiche erfreuliche Berichte, begleitet von einem kostbaren silbernen Pokal mit passender anerkennender Inschrift, kund thaten. Die Wiener Musikzeitung sagte in einer sehr enthusiastischen Recension u. A.: „Es ist abermals ein Werk, das mit bereiteter Zunge seinen Meister lobt; ein Ganzes rein in sich abgeschlossen, so recht aus einem Gusse geformt. Die Einleitung, Andante C-dur, athmet heitere Ruhe, nimmt allmählig einen leidenschaftlichen Charakter an, und bereitet den Uebergang zum Allegro C-moll vor, das, mit einer Fülle harmonischen Reichthums glänzend ausgeschmückt, schon den Keim imposanter Wirklichkeit in sich trägt. . . . Der zweite Satz, Larghetto As-dur, ist ein Conglomerat von tiefem Gefühl, warmer Phantasie, empfindungsvollem Gesange &c.; hier spricht einmal wieder jeder Ton mit hinreißender Ulgewalt zum Herzen. . . . Das Scherzo, C-dur, tritt kühn herausfordernd, mit frischem Muth ins Leben; die scharfen Rhythmen, der ruh- und rastlose Wettstreit des blasenden und Bogen-Orchesters, das drängende Jagen und Treiben im Gegensatz zur sanften, spiegelklar hinfließenden Cantilene des Alternativos, — all dies effectuirt in solch originell afficirender Weise, wie Worte nicht versinnlichen können. . . . Für das Finale presto, scheint der Tonbildner das Beste so er vermochte, die Totalsumme seiner Schöpfungskraft aufgespart zu haben. . . . Keine der zahllosen Schönheiten blieb unbeachtet, jeder Satz erhielt den gebührenden Tribut der Meisterschaft; ja das phantasiereiche Scherzo electrifirte so unanim, daß es da capo gespielt werden mußte.“ . . .

Leuchtung meine Symphonie „Die Weihe der Töne“ und das Oratorium „Die letzten Dinge“, am zweiten Pfingsttage Vormittag im Theater Concert der fremden und einheimischen Sänger und Virtuosen und an demselben Abend, wie gewöhnlich auf den zweiten Festtag, eine neue Oper. Die Einladungen nach auswärts, die Anschaffung der Musikalien und die Einübung der Oratorien im Gesangverein hatten bereits begonnen, als ich auf meine beim Kurprinzen eingereichte Bitte um Genehmigung nachstehenden höchsten Beschluß aus dem Geheimen Cabinet erhielt: „Die Tage der Aufführungen müssen geändert werden, indem dazu der Pfingst-Sonnabend, an welchem sonst die zum heiligen Abendmahl sich Vorbereitenden gestört werden könnten, nicht gestattet werden kann; desgleichen darf am Pfingst-Montag kein Concert (wegen der Kirche und der Oper) sein; auch dürfen in der großen Kirche keine Gerüste für das Chor aufgeschlagen werden, da solches wegen der fürstlichen Gruft unschicklich wäre. Seine Hoheit erwarten neue Vorschläge, indem Höchst dieselben erst hiernach die Erlaubniß ertheilen können.“ Ich entgegnete hierauf, daß bei einem Musikfest in Cassel nur dann ein günstiger Erfolg zu hoffen und das risico der sehr bedeutenden Kosten ohne Gefahr zu übernehmen sei, wenn dasselbe, wie bei anderen, namentlich den niederrheinischen Musikfesten üblich, an den Pfingstfeiertagen stattfände, wo eine Menge von Fremden zuströmten und die Musikfreunde der Umgegend nicht durch Geschäfte vom Besuch abgehalten würden; daß, wenn der Festsonnabend nicht gestattet würde, in der genannten Zeit keine zwei Abende auf einander folgend zu Kirchen-Aufführungen zu ermitteln wären. Da sich überdies in Cassel kein anderes passendes Lokal vorfinde, als die große Kirche und in dieser das Aufschlagen des Gerüstes nicht erlaubt sein sollte, so sähe ich mich daher genöthigt, das beabsichtigte Musikfest gänzlich aufzugeben.

So unangenehm nun auch für alle Theile dies völlige Scheitern des Planes war, so mußte ich, ungeachtet der nicht unbedeu-



tenden Kosten, die ich bereits gehabt, und die mir durch Wiederverkaufen der angeschafften Singstimmen an die Gesangsvereine nur zum kleinsten Theil ersetzt werden konnten, dennoch dabei bleiben. Da wir indessen das Mendelssohn'sche Dratorium schon fleißig eingeübt und es immer lieber gewonnen hatten, so schlug ich es zur Aufführung in dem am ersten Pfingsttage zum Besten des Unterstützungsfond bewilligten Concerte vor, erhielt aber auch hierauf höchsten Orts eine abschlägige Antwort und wir mußten uns damit begnügen, das Dratorium den Musikfreunden am Clavier in zwei Privat-Aufführungen des Cäcilien-Vereins zu hören zu geben.

Im Sommer 1837 hatte ich eine Einladung nach Prag erhalten, meine Oper „Der Berggeist“ dort zu dirigiren und gedachte daher gleich beim Beginn der Theaterferien von hier abzureisen. Als aber am Abend vorher der Urlaub noch nicht in der Theater-Kanzlei eingetroffen war, ließ ich mich im Zwischenakt der Oper beim Kurprinzen melden und fragte bei ihm an: „ob er mir irgend einen Auftrag auf die Reise mitzugeben habe?“ In der ziemlich undeutlichen Antwort verstand ich zwar so etwas von nicht ausgefertigtem Urlaub, da ich indessen keine Zeit zu verlieren hatte, so sah ich mich genöthigt, demungeachtet am anderen Morgen vier Uhr abzureisen. Als ich in der Nähe meiner Wohnung den Theaterdirektor Feige schon so zeitig umher spazieren sah, so vermuthete ich, daß er vielleicht abgesandt sei, um zu erkunden, ob ich wirklich den Muth hätte, ohne die schriftliche Ausfertigung des Urlaubs abzureisen. Auch war ich am ersten Reisetage nicht ohne Besorgniß, daß man reitende Boten hinter uns hersenden und uns zurückkommen lassen würde. Ich betrieb daher das Vorlegen der frischen Pferde auf den Poststationen so viel als möglich, und so kamen wir unaufgehalten über die Grenze hinaus. Nach einer sechstägigen Reise langten wir endlich in Prag an, wo Marianne und Therese sehr von der Pracht der Stadt frappirt waren und daneben die unerwartete Freude

hatten, durch die an den Straßenecken befindlichen Theaterzettel zu erfahren, daß am Abend meine Oper „Jessonda“ zum Debüt einer fremden Sängerin gegeben wurde. Daß die Oper auch hier sehr beliebt war, zeigte sich bei der Aufführung schon nach der Ouvertüre, da sie das Publikum da capo verlangte. Ebenso mußte auch das „Blumenduet“ und das Duett: „Schönes Mädchen“ wiederholt werden. Uebrigens ärgerte ich mich über mehrere Auslassungen, die indessen dem Prager Kapellmeister nicht zur Last fielen, sondern in Wien, woher die Partitur gekommen, beliebt worden waren. Die Haupttänger der Oper waren sehr gut, und so ließ sich auch vom „Berggeist“ Günstiges erwarten.

Am andern Morgen überraschte mich der Besuch eines eifrigen Musikfreundes, Dr. Hugelmann, der erfahren hatte, daß ich ein Freund vom Schwimmen sei, und deshalb kam, mich nach der Militär-Schwimmschule in der Moldau abzuholen; der bei derselben angestellte Offizier, welcher mich begleitete, bemerkte bald, daß ich ein geübter Schwimmer war, und schlug mir eine Tour außerhalb der Schwimmschule vor, wobei er mich in einem von zwei Soldaten geführten Kahn begleitete. Meine Kleider nahmen sie mit und zogen mich, als ich etwa eine halbe Stunde mit dem Strome geschwommen hatte, in den Kahn, in dem ich mich ankleidete, während uns die Soldaten nach der Stadt zurückruderten. Indem ich neben dem Kahn fortschwamm, drehete sich die Unterhaltung immer nur um meine Compositionen, die der musikalische Schwimmlehrer fast eben so gut kannte, als ich selbst. Er machte mir den Vorschlag, jeden Tag eine ähnliche Promenade in der Moldau zu versuchen, und ich fand ihn am anderen Morgen mit seinem Kahn schon bei der Schwimmschule auf mich wartend. Unterdessen gingen die Proben zum „Berggeist“ sehr gut. Der dortige Kapellmeister hatte die Zimmer-Proben sehr sorgfältig abgehalten und Alles so genau einstudirt, daß die Oper bei zwei Aufführungen, die ich selbst dirigierte, vorzüglich gelang. Ich

wurde nicht nur beim Eintritt in's Orchester vom Publikum glänzend empfangen, sondern auch beim Schlusse der Oper jedesmal stürmisch herausgerufen. Die Sänger waren in den Hauptpersonen Madame Podhorski als Alma, die Herren Pöck und Emminger, als Berggeist und Oskar, sehr gut, und die Oper hat sich längere Zeit auf dem dortigen Repertoire erhalten. Wir blieben noch einige Tage in Prag und ich spielte in mehreren Gesellschaften nicht nur Quartetten, sondern auch meine Sonaten und Solo-Sachen mit Accompagnement meiner Frau, welche auch neue Compositionen von Kittl und Kleinwächter mit denselben vierhändig spielte und sich dabei durch ihr fertiges Notenlesen sehr auszeichnete. Dabei machte die Kleinwächter'sche Familie mit uns viele Excursionen in die schöne Umgebung von Prag, wodurch wir diese herrliche Stadt genau kennen lernten. Doch endlich mußten wir dieses angenehme Leben verlassen und uns wieder auf die Reise begeben. Nun kam die beschwerlichste Tour derselben bis nach Wien, wobei wir von Hitze und Staub, sowie von schmutzigen und erbärmlichen Nachtlagern viel zu leiden hatten. Halb todt gelangten wir am vierten Tage nach Wien und stiegen im „Erzherzog Karl“ ab. Nachdem ich meine früheren Freunde aufgesucht hatte, verlebten wir dort sehr vergnügte Tage, welche wir dem schon von Cassel her mir befreundeten kurheffischen Gesandten von Steuber, dem Baron von Lannoy, besonders aber meinem damaligen Verleger Haslinger zu danken hatten. Dieser führte uns jeden Abend in einen anderen Garten, wo Strauß und Lanner ihre Concerte gaben und wo man an kleinen Tischen nach der Karte sehr gut speiste. Einigemale besuchten wir auch die Theater, um die eigentliche Wiener Volkspoesie kennen zu lernen, doch waren meine Begleiterinnen mit dem Wiener Dialect nicht bekannt genug, um sie recht goutiren zu können.

Nach vierzehn Tagen, wo wir alle Freuden Wiens gekostet hatten, nahmen wir von den lieben Freunden Abschied und traten

die Reise nach dem himmlisch gelegenen Salzburg an, welche eine der schönsten ist, die man machen kann, besonders die erste Hälfte über die Seen bis zum Bad Ischl. In Salzburg, der mir als Mozart's Geburtsort heiligen Stadt, besuchten wir vor allem dessen Witwe, die jetzige Frau Staatsrath von Nissen, die sehr erfreut darüber war und bei welcher wir auch die beiden Söhne kennen lernten. Bei den Excursionen, die wir in einem der dort gebräuchlichen leichten Einspänner in die Umgegend machten, interessirte uns am meisten der berühmte Gollinger Wasserfall, so wie eine Rutschpartie durch die Salzbergwerke von Hallein, die für meine Reisegefährtinnen noch etwas ganz Neues war. Von Salzburg ging es nun weiter nach München, wo ich zu meiner Ueberraschung erfuhr, daß der Kurprinz von Hessen ebenfalls gerade eingetroffen sei. Da es nun galt, diesen wegen meiner Abreise von Cassel zu versöhnen, so wendete ich mich deshalb an den Hofmarschall von der Malzburg und erzählte ihm zugleich, daß ich von der Münchener Theater-Intendanz dringend aufgefordert sei, meine Oper „Jessonda“ dort zu dirigiren, wozu ich aber zuvor des Kurprinzen Bewilligung erbitten wolle. Am anderen Morgen ließ mir dieser nun sagen, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn ich die Oper dirigirte, und er wolle in dem Falle auch seinen Aufenthalt noch verlängern, um sie selbst zu hören. Geschmückt mit einem von Herrn von der Malzburg entliehenen Hut und einem abgeschnittenem Stückchen seines Ordensbandes begab ich mich am anderen Tage zu der bestimmten Audienz und wurde vom Kurprinzen mit den Worten empfangen: „Sie waren uns ja in Cassel auf einmal verloren gegangen.“ Ich erwiderte: „Ich glaubte nicht anders, als mich ordnungsmäßig abgemeldet zu haben“, und da er weiter nichts hierüber äußerte, so war die Sache damit für diesmal abgethan. Die beabsichtigte Aufführung der „Jessonda“ kam indessen während meiner Anwesenheit in München nicht mehr zu Stande, da der König einige Tage später einen fürstlichen Besuch erwartete und

die Oper bis dahin verschoben hatte, inzwischen aber meine Urlaubszeit zu Ende ging. Wir reis'ten daher noch vorher von München ab, besuchten auf der Rückreise in Erlangen meinen Onkel, den Professor Adolf Henckle, wo wir auch dessen Schwiegersohn, den jetzigen Hofrath Rudolph Wagner zu Göttingen, kennen lernten, und kehrten noch vor dem Kurprinzen nach Cassel zurück.

Kurze Zeit nachher bekam ich einen Brief von Hermstedt, worin er im Auftrage der Fürstin von Sondershausen mich aufforderte, Lieder für eine Sopranstimme mit Clavier- und Clarinett-Begleitung für dieselbe zu schreiben. Da mir diese Arbeit sehr zusagte, so componirte ich im Verlauf einiger Wochen sechs Lieder dieser Gattung (Op. 103, Leipzig, Breitkopf & S.), die ich der Fürstin, auf ihren ausdrücklichen Wunsch, dedicirte, worauf ich einen kostbaren Ring von ihr zum Geschenk erhielt.

Das Jahr 1838 begann ich mit der Composition des „Vater unser“ von Klopstock (Op. 104, Leipzig, Breitkopf & S.), das ich doppelschöb'ig für Männerstimmen, anfangs nur für Clavierbegleitung schrieb, dann aber für Harmonie-Musik instrumentirte, indem es für das zum Besten der Mozart-Stiftung zu Frankfurt veranstaltete Liederfest bestimmt war, wo es dann, obgleich ich selbst die Direction hatte ablehnen müssen, am 29. Juli zuerst zur Ausführung kam und, trefflich einstudirt, den dortigen Berichten zufolge, eine recht feierliche, erhebende Wirkung hervorbrachte.

In den folgenden Monaten componirte ich wieder mehrere Lieder für Sopran oder Tenor, die als Op. 105 bei Hellmuth in Halle im Druck erschienen.

Inzwischen war endlich auch die erste öffentliche Aufführung des „Paulus“ am Charfreitag in der Garnisonskirche zu Stande gekommen und wir sahen mit Vergnügen der Wiederholung desselben am ersten Pfingsttage entgegen, als plötzlich unsere gute Theresese an einem bössartigen Nervenfieber erkrankte, das in kurzer Zeit ihrem blühenden Leben ein Ziel setzte. Am Dienstag vor

Himmelfahrt hatten wir noch hauptsächlich auf Theresens Wunsch eine vergnügte Partie nach Wilhelmshöhe gemacht; dort fing sie schon an über Unwohlsein zu klagen und mußte sich nach unserer Rückkehr sogleich zu Bette legen. Da Dr. Ludwig Pfeiffer, unser damaliger Hausarzt, der zweite Bruder meiner Frau, gerade abwesend war, so zogen wir abermals deren Onkel, Geh. Hofrath Dr. Garnier, zu Rathe, der die Kranke, obgleich noch keine ängstlichen Symptome sich zeigten, täglich wiederholt besuchte, bis er, nach Verlauf von acht Tagen, zu unserem großen Schrecken die Krankheit für Nervenfieber erklärte; das Fieber wurde nun immer heftiger, und da sie in ihren Phantasien sich viel mit der von uns beabsichtigten Reise nach Carlsbad beschäftigte, worauf sie sich sehr gefreut hatte, so versprach ich ihr, jedenfalls mit der Abreise auf ihre Genesung zu warten. Dies beruhigte sie zwar sehr, konnte jedoch das Fieber nicht mildern, und so mußte das neunzehnjährige blühende Mädchen am ersten Pfingstmorgen der bössartigen Krankheit erliegen. Der Verlust des talentvollen und gutgearteten Kindes machte uns so unglücklich, daß wir mit Sehnsucht den bevorstehenden Theaterferien entgegensehnten, um die traurige Umgebung sogleich zu verlassen und fern von Cassel nicht in jedem Augenblick an unseren Schmerz erinnert zu werden.

Nachdem wir durch abermalige Verzögerung des Urlaubs noch acht Tage in Cassel zurückgehalten waren, konnten wir endlich am 23. Juni unsere Reise nach Carlsbad antreten und zwar in Begleitung meiner Schwiegermutter, der die dortige Kur ebenfalls angerathen war, was mir besonders wegen meiner Frau, die sich den Verlust unserer Therese sehr zu Herzen genommen, im höchsten Grad erwünscht war. In Carlsbad angelangt, trafen wir sogleich mit Hesse aus Breslau zusammen und machten auf unsern Brunnen-Promenaden bald auch die Bekanntschaft von anderen eifrigen Musikfreunden, denen wir an trüben Tagen, wo das Wetter keine gemeinschaftlichen Aus-

flüge in die überaus reizende Umgegend erlaubte, kleine Musikpartien in unserer Wohnung veranstalteten. Da eine junge Dame aus Breslau, Fräulein Ottilie Schubert vortrefflich sang, so studirte ihr meine Frau meine neuen Lieder mit Clarinettbegleitung ein, wobei ein vorzüglicher Clarinettist, Herr Seemann aus Hannover, die Clarinettpartie übernahm; so lernten unsere Zuhörer eine ihnen noch unbekannte Gattung von Liedern kennen, die ihr lebhaftestes Interesse erweckte. Später traf auch de Beriot mit seiner Schwägerin Pauline Garcia in Carlsbad ein, und sein im Theatergebäude veranstaltetes Concert gewährte uns einen großen Genuß. Er spielte sehr rein, brillant und fertig, wenn mir auch seine Compositionen nicht durchweg gefallen wollten, und Fräulein Garcia, die später so berühmt gewordene Madame Viardot-Garcia sang mit umfangreicher, nicht eben ausgezeichnet schöner Stimme aber großer Kunstfertigkeit. Besonders entzückte sie durch den Vortrag ihrer spanischen Romanzen und Lieder, die sie sich selbst auf dem Piano-forte sehr gut begleitete — — — —

\*

\*

\*

[Leider ist hier Spohr's erzählende Feder für immer verstummt! — Späteren Aufmunterungen von seinen Angehörigen, sie nochmals zur Fortsetzung zu ergreifen, pflegte er die Bemerkung entgegenzusetzen: „es wolle mit dem Schreiben nicht mehr gehen, und fänden sich zu gelegentlicher Weiterführung der Biographie hinlängliche Notizen in den Tagebüchern und Papieren seiner Frau“, — worauf nun diese, eingedenk jener ausdrücklichen Hinweisung, sich entschlossen hat, ihre, freilich nur zu eigner Erinnerung gesammelten Notizen nebst Zeitungsblättern und Briefen aller Art, denjenigen Familiengliedern zur Disposition zu stellen, die es übernehmen, durch Auszüge daraus, ohne irgend welche schriftstellerische Gewandtheit zu beanspruchen, in einfach schmuckloser Wahrheitsstreue, nach Spohr's eignem Beispiel, seine Lebensbeschreibung zu Ende zu führen.]

Nach glücklich beendigter Brunnenkur reiste Spohr von Carlsbad ab, und verweilte auf dem Rückweg in Leipzig, wo die befreundeten Familien durch schnell improvisirte Musikpartlien ihm einige höchst vergnügte Tage bereiteten, und wo auch er selbst sein beliebtes Quartett in A-moll und sein neuestes Concertino zum großen Entzücken der Zuhörer vortrug. Sehr erfreut war er bei dieser Gelegenheit auch die längst gewünschte Bekanntschaft von Rob. Schumann zu machen, der, obgleich im Uebrigen sehr still und ernst, doch mit großer Wärme seine Verehrung für Spohr an den Tag legte und ihn durch den Vortrag mehrerer seiner interessanten Phantasiestücke erfreute. Mendelssohn war leider gerade abwesend und drückte sein lebhaftes Bedauern hierüber in seinem nächsten Brief an Spohr aus, worin er denselben zugleich um Zusendung seiner neuesten Symphonie (Nr. 5 C-moll) ersuchte, da diese zur Eröffnung der kommenden Saison im ersten Leipziger Gewandhaus-Concerte aufgeführt werden sollte. Indem er im Voraus seinen Dank dafür ausdrückt, fügt er zugleich in Beziehung auf ein ihm kurz zuvor bekannt gewordenes Lied von Spohr hinzu: „Da ich nun einmal im Danken bin, so muß ich ganz, ganz vielmal und herzlich für das schöne liebe F-dur-Lied mit der Clarinette, den „Zwiegesang“ danken, das mir gar zu wohl gefällt und mich mit seiner großen Liebenswürdigkeit wie bezaubert hat, daß ich's Tagelang singen und mir vorspielen muß. Es ist nichts Einzelnes, was ich davon hervorheben möchte, sondern eben der ganze süße natürliche Fluß, der von Anfang bis zu Ende so leicht dahin fließt und so wohl thut. Wie oft habe ich's mit meinen Schwestern



gesungen und mich daran immer auf's Neue erfreut. Dafür möchte ich nun gern danken! . . . ."

Die erste Arbeit, womit Spohr nach seiner Rückkehr nach Cassel sich beschäftigte, war ein viertes Quintett für Streichinstrumente (G-moll), welches sowohl in seiner ursprünglichen Gestalt, wie auch in dem von ihm selbst gemachten Arrangement für Pianoforte zu vier Händen, bei Paul in Dresden als Op. 106 herauskam. — Zu derselben Zeit erhielt er den seltenen Auftrag, ein Hofconcert zu arrangiren, welches nach langen Hin- und Herberathungen endlich am 19. Sept. im Schloß zu Wilhelmshöhe zur Ausführung kam. Die Instrumentalstücke wurden von Mitgliedern der Hofcapelle ausgeführt, zu den Gesangsvorträgen aber empfahl Spohr einen am Hofe selbst angestellten, ausgezeichneten Dilettanten, Professor Firnhaber aus Hildesheim, der seit einigen Jahren Erzieher bei den jungen Baronen Scholley, den Stiefföhnen des Kurprinzen, war. Er verband mit einer schönen hohen Tenorstimme gute musikalische Ausbildung und regen Sinn für die Kunst, und mit wahrer Begeisterung erfüllten ihn bald Spohr's Compositionen, deren mannichfache Schönheiten sich ihm seit seinem hiesigen Aufenthalte immer mehr erschlossen hatten. Da nun auch Spohr eben so viel Freude an seinem persönlichen Umgang wie an seinem reizenden Gesangsvortrag fand, so durfte er bei keiner Musikparthie fehlen und seine Anwesenheit in Cassel gab Spohr Veranlassung zu manchen seiner anmuthigsten und beliebtesten Gesangsachen, namentlich der Liederhefte op. 101 und 105, der Duetten für Sopran und Tenor op. 107 (beides bei Simrock) und des bei Paul in Dresden einzeln herausgekommenen Liedes: „Mitternacht“ von Franz Dingelstedt. Ueber letzteres schrieb der damals am Gymnasium zu Fulda angestellte Dichter später hoch erfreut an Spohr: „Gestern Abend habe ich Ihr Lied: „Mitternacht“ singen hören, und eile, noch ganz voll dieses Eindrucks, in Gedanken zu Ihnen, Ihnen mein Entzücken, meinen Stolz entgegen

zu bringen. Ich will nicht sagen, Sie hätten meine Worte aufgefaßt — was sind die am Ende? Nein, der Mitternacht selbst haben Sie die langen, getragenen, heiligen Weisen abgelauscht. Ich beklage zum ersten Male, nicht Techniker zu sein, um den Enthusiasmus der Kunstverständigen über Wechsel der Tempi, Tonart u. zu verstehen, zu theilen; ich bin eben in Ihrer Kunst nur Naturalist, genieße dies Product derselben aber doch tiefer und inniger als sie Alle, weil ich als Poet dabei empfinde! — Und nun keine Sylbe mehr von gewöhnlichem Lob und Dankpsalm! Sie haben mir eine schöne Stunde gegeben, eine Anregung, wie ich deren hier ach! nur so selten empfangen kann, einen Lohn für Erstrebtes, einen Sporn für künftige Höhe! Sie verstehen mich schon!“ . . . .

Im October 1838 setzte Spohr auf seinen wiederholten Vorschlag endlich durch, nach dem Beispiel vieler größerer Städte Deutschlands nun auch ein Concert zum Besten des in Salzburg zu errichtenden Mozartdenkmals im Theater veranstalten zu dürfen; der erste Theil desselben enthielt u. A. die G-moll-Symphonie und das Clavierconcert in D-moll von Mozart; im zweiten Theil wurden lebende Bilder mit der entsprechenden Musik aus Mozartschen Opern dargestellt, wobei zum Schluß der letzte Chor aus dem Requiem ertönte, während die im Vordergrund der Bühne aufgestellte Büste Mozarts von Genien mit Lorbeer bekränzt wurde. — Eine ganz ähnliche Feier folgte im nächsten Frühjahr zum Besten des Denkmals für Beethoven, mit dem Unterschied jedoch, daß das Programm neben den ausserlesenen Werken des verherrlichten Meisters auch eine Composition von Spohr enthielt, nämlich dessen neuestes Concertino: „Sonst und Jetzt“, welches er selbst kurz zuvor in einem der regelmäßigen Winterconcerte zum erstenmal vorgetragen hatte und auf des Kurprinzen ausdrücklichen Wunsch bei dieser Gelegenheit wiederholen mußte. Der Beifall war beide Male ein außerordentlicher, und es erschien darauf unter vielen anderen Lobeserhebungen in

der Casseler Zeitung nachstehendes Gedicht, woran sich Spohr besonders erfreute:

„Sonst und Jetzt“,  
Schöpfer unsrer Lieder  
Rührtest Du alle Gemüther,  
Hast Du uns himmlisch ergötzt.  
Konntest Du lieblicher singen  
Sonst als jetzt?

Unverletzt  
Bleiben des Genius Schwingen.  
Ewig grün  
Bleibt des Unsterblichen Kranz,  
Wie auch im taumelnden Tanz  
Eilende Horen entfliehn.

Einst wie jetzt  
— Mögen Geschlechter verschwinden —  
Werden die Herzen empfinden,  
Daß Du gelebt,  
Großes erstrebt  
„Sonst und Jetzt“.

X Zu Anfang desselben Jahres hatten schon andere bemerkenswerthe Concerte stattgefunden u. A. hatte sich Die Bull zweimal im Theater (trotz des erhöhten Preises in gedrängt vollem Hause) hören lassen, und das Publikum zur lebhaftesten Bewunderung hingerissen. Auch Spohr nahm an dem wunderbaren Spiel seines Kunstgenossen den wärmsten Antheil und veranstaltete ihm zu Ehren eine Musikparthie bei sich, worin er zuerst eines seiner eigenen Quartetten spielte, zu den folgenden aber an Die Bull den ersten Platz abtrat und selbst die zweite Geige übernahm. Sein Urtheil über dessen Spiel kann am besten mit seinen eigenen Worten, die er darüber an Freund Speyer schrieb, hier wiedergegeben werden: „Die Bull hat in diesen Tagen zwei Concerte im Theater gegeben und das Publikum sehr entzückt. Sein vollgriffiges Spiel und die Sicherheit der linken Hand sind bewundernswürdig, er opfert aber, wie Paganini, seinen Kunststücken zu viel Anderes des edlen Instruments. Sein Ton ist bei dem schwachen Bezug schlecht, und die A- und D-Seite kann er bei dem fast ganz flachen Stege nur in der unteren Lage und pianissimo gebrauchen. Dies giebt seinem Spiele, wenn er nicht seine Kunststücke loslassen kann, eine große Monotonie. Wir erfuhren dies bei zwei Mozartschen Quartetten, die er bei

mir spielte. Er spielt übrigens mit vielem Gefühl, doch nicht mit gebildetem Geschmaç." Bei aller Anerkennung, die Spöhr den außerordentlichen Leistungen De Bull's zollte, waren ihm doch kleine Züge von Charlatanerie, die seinem einfachen Wesen stets so fern gelegen, nicht entgangen, und öfters erzählte er später unter gutmüthigem Lächeln zu seinem und Anderer Ergöhen, wie De Bull an einer Stelle, die ihm Gelegenheit bot, durch eines seiner unübertrefflichen pp. zu glänzen, noch sekundenlang den Bogen dicht über den Saiten schwebend gehalten, um das Publikum, welches in athemloser Stille dem letzten Verklingen seines immer schwächer werdenden Tones lauschte, glauben zu machen, es dauere derselbe in unerhörtem ppp. noch fort.

Um dieselbe Zeit fand zu wiederholten Malen die Ausführung einer kleinen Oper: „Der Matrose“ Statt, an deren Composition auch Spöhr mitgewirkt hatte. Der Text war von dem Regisseur der Oper, dem beliebten Komiker Birnbaum, aus dem Französischen bearbeitet und auf seinen Wunsch von vier hiesigen Componisten, Spöhr, Hauptmann, Musikdirector Baldewin und dem Liedercomponisten, Musiklehrer Grenzebach, gemeinschaftlich in Musik gesetzt worden. Spöhr hatte außer der Overture, das Lied eines heimkehrenden Matrosen nebst dem Finale übernommen und alle diese Nummern fanden, wie die ganze Operette, beim Publikum lebhaften Anklang; leider befand sich Spöhr später nicht mehr im Besiz derselben, da sie in den Händen des Herrn Birnbaum, zu dessen Benefiz die erste Vorstellung bestimmt war, geblieben sind. Nur das höchst charakteristische Matrosenlied erschien nachher, von ihm selbst mit vierhändiger Clavierbegleitung versehen, bei Paul in Dresden im Druck.

Im April 1839 erhielt Spöhr von England aus eine dringende Einladung, im September bei dem großen Musikfest zu Norwich sein Oratorium: „Des Heilands letzte Stunden“ zu dirigiren. Nachdem es ihm nun gelungen war, den dazu

erforderlichen Urlaub vom Kurprinzen zu erhalten, so wurde diesmal die sonst gewohnte Sommerferienreise auf einen kürzeren Ausflug beschränkt und dabei Besuche bei auswärtigen Verwandten und Freunden abgestattet. Zunächst ging es nach Holzminden — wo Spohr's jüngere Brüder August und Karl, ersterer als Kammerassessor, letzterer als Justizamtmann in Braunschweigischen Diensten, mit ihren Familien lebten — von da weiter nach Gandersheim zu dem ehrwürdigen Spohr'schen Elternpaar und zuletzt nach Catlenburg zu Amtsrath Luder. Die Geige durfte auch auf dieser Reise nicht fehlen und überall, wo Spohr hinkam, fand er dankbare Zuhörer, die sich überglücklich schätzten, seinem Spiele zu lauschen. Mehr als alle übrigen Vorträge entzückte aber seine allerneueste liebliche Composition, ein spanisches Rondo für Clavier und Geige, welches auch in Cassel bald eines der beliebtesten Musikstücke wurde und bis in die neueste Zeit geblieben ist. Als es später bei Mechetti in Wien als Op. 111 gestochen war, kam zugleich ein von Czerny verfertigtes Arrangement desselben für Pianoforte zu vier Händen heraus, gewiß eine willkommene Erscheinung für Alle, denen kein ausgezeichnete Geiger zur Ausführung der Originalcomposition zu Gebote steht.

Nach Cassel zurückgekehrt, beendigte Spohr seine bereits vor der Reise begonnene „historische Symphonie im Styl und Geschmack vier verschiedener Zeitabschnitte.“ (Erster Satz: Bach's Handelsche Periode 1720. Adagio: Haydn-Mozart'sche 1780. Scherzo: Beethoven'sche 1810. Finale: Allerneueste Periode 1840), eine Arbeit, die ihm nicht nur während des Schaffens, sondern auch bei den nächstfolgenden hiesigen Aufführungen große Befriedigung gewährte. Auch auswärts, zunächst in London, wohin er sie auf ein Jahr an die philharmonische Gesellschaft verkauft, und später in Deutschland, wo sie erst nach Ablauf dieses Termins bekannt werden durfte, fand dieselbe die lebhafteste Anerkennung. Da sich jedoch auch manche Stimmen

dagegen erhoben, theils die ganze Idee einer solchen historischen Symphonie verwerfend, theils die Art der Ausführung tadelnd, so dürfte es wohl nicht ohne Interesse sein, gerade von diesen und ihrer verschiedenartigen Auffassung eine kurze Zusammenstellung zu geben. Am schärfsten sprach Schumann in seiner musikalischen Zeitschrift sich darüber aus: „Daß gerade Spohr auf diese Idee fällt, Spohr, der fertige abgeschlossene Meister, Spohr, der nie etwas über die Lippen gebracht, was nicht seinem eigensten Herzen entsprungen, und der immer beim ersten Klange schon zu erkennen — dies muß wohl Allen interessant erscheinen. So hat er denn seine Aufgabe gelöst, wie wir es fast erwarteten; er hat sich in das Äußere, die Formen verschiedener Style zu fügen angeschlossen; im Uebrigen bleibt er der Meister, wie wir ihn lange kennen und lieben; ja es hebt gerade die ungewohnte Form seine Eigenthümlichkeit noch schreiender hervor, wie denn ein irgend von der Natur Ausgezeichneter sich nirgends leichter verräth, als wenn er sich maskirt. So ging Napoleon einstmals auf einen Maskenball, und kaum war er einige Augenblicke da, als er schon — die Arme ineinanderschlug. Wie ein Lauffeuer ging es durch den Saal: „der Kaiser!“ Ähnlich konnte man bei der Symphonie in jedem Winkel des Saales den Laut „Spohr“ hören. Am besten, schien es mir, verstellte er sich noch in der Mozart-Saydnischen Maske; der Bach-Händel'schen fehlte viel von der nervigen Gedrungenheit der Originalgesichter; der Beethoven'schen aber wohl alles. Als vorzüglich Mißgriff möchte ich aber den letzten Satz bezeichnen. Dies mag Lärm sein, wie wir ihn oft von Auber, Meyerbeer und Ähnlichen hören; aber es giebt auch Besseres, jene Einflüsse Paralyisirendes genug, daß wir die bittere Absicht jenes letzten Satzes nicht einsehen. Ja, Spohr selbst darf sich nicht über Nichtanerkennung beklagen. Wo gute Namen klingen, klingt auch seiner, und dies geschieht täglich an tausend Stellen. Im

Uebrigen versteht sich, ist der Bau der Sätze ausgezeichnet, u. s. w.“ . . . .

In Wien mochten ähnliche Bemerkungen schon vor der Ausführung laut geworden sein, denn Baron Lannoy, der, selbst sehr entzückt von der Symphonie, mit Spohr ausführlich darüber correspondirte, erwähnt in seinem Bericht über die „höchst günstige Aufnahme des schönen Werkes“: Man habe doch, um das Urtheil des Publikums nicht zu provociren, für nöthig erachtet, auf dem Programm wenigstens die bezeichnenden Namen, wie Bach, Händel ic., bei Angabe jeder Periode wegzulassen, und nur zu schreiben: Epoche von 1720 ic. „Der lebhafteste Beifall ward dem ersten, zweiten, ganz vorzüglich aber dem letzten Satz gezollt; dem dritten etwas minder.“ — Mendelssohn fügte seinem sehr erfreulichen Bericht über die erste Ausführung in Leipzig hinzu: „Sie sind so gütig, mich nach dem Eindruck zu fragen, den die historische Symphonie auf mich persönlich machte. Ich weiß die hohe Ehre, die Sie mir dadurch erzeugen, zu sehr zu würdigen, als daß ich einem von mir so herzlich verehrten Meister gegenüber nur allgemeine Worte der Bewunderung darauf erwiederte, nur von dem vielen Vortreflichen, Nachahmungswerthen spräche, das in jedem Ihrer großen Werke gleich hervortritt, und nicht auch eines Punktes erwähnte, in den ich mich noch nicht ganz habe hineinfinden können. Mir ist nämlich im letzten Stücke immer zu Muthe geworden, als wäre die neuere Zeit, eben gerade weil Sie sie in Musik ausdrücken, anders und großartiger hinzustellen gewesen; ich dachte, es würde dem Ganzen dadurch die Krone aufgesetzt werden, wenn nach den drei ersten in verschiedenem Style einfachen Sätzen nun ein letzter nach Ihrem eignen Sinn durchgeführt, recht ernsthaft und vielsagend käme, der in sich selbst den Hauptgedanken der Symphonie ausspräche. Sie werden darauf entgegnen, daß dergleichen eben kein Anderer in der neueren Zeit machen kann, daß eben die leichte pikante Manier der Anderen im letzten Satz

dargestellt sei; — aber daß Sie sich selbst und das, was Sie uns geben und für gut halten, vom letzten Satz fern halten, und nicht vielmehr vor Allem darin repräsentiren wollen, damit habe ich mich nicht versöhnen können; denn sogar für die Hauptwirkung des Ganzen würde mir ein größeres Instrumentalstück in freierer Form, etwa wie die Ouvertüre aus Faust oder so viele Ihrer herrlichen schwungvollen Ouvertüren an dieser Stelle mehr zusagen, als die leichten fröhlichen Rhythmen, die mich nicht beruhigen und mich nicht zum Schluß auf sichern, festen Grund und Boden stellen. Verzeihen Sie mir ja, hochgeehrter Herr Kapellmeister, und halten Sie mich nicht für unbescheiden, daß ich Ihnen gegenüber mir solche Freiheit nehme; ich sage alles das nur heraus, um recht aufrichtig gewesen zu sein, obwohl ich gewiß glaube, daß meine Meinung sich noch ändern wird, und daß ich vielleicht nach genauerer Bekanntschaft und öfterem Hören Ihres Wertes von selbst einsehen werde, daß ich mich geirrt.“ —

Ob Mendelssohn (dessen Urtheil Spohr für das gewichtigste hielt) wirklich später anderer Ansicht geworden, darüber liegt nichts weiter vor, doch läßt es sich wohl erklären, daß Spohr sich selbst, so wie die übrigen gebiegeneren Componisten seiner Zeit nicht als Repräsentanten einer neuen Zeit- und Geschmacksrichtung ansehen mochte, daß er vielmehr auf den von den älteren Meistern, insbesondere von Mozart, seinem höchsten Ideale, bereits angebahnten Wegen fortzuschreiten und seiner Individualität, so wie den vermehrten äußerlichen Hülfsmitteln gemäß weiter darauf fortzubauen strebte. So konnte ihm denn jene neuere, nur nach Effect haschende Richtung nicht zusagen, und er wollte, indem er dieselbe im Finale der Symphonie als Gegensatz gegen die vorhergehende gebiegenere Musik hinstellte, wohl nicht nur die Oberflächlichkeit der meisten modernen Compositionen, sondern auch die immer mehr überhand nehmende Geschmacksrichtung des größeren Publicums andeuten.

Besonders viele, meist sehr erfreuliche Berichte liefen aus



England ein, worüber Spohr brieflich an einen musikalischen Freund äußerte: „Die Berichte, die ich über die Aufführung der Symphonie in London von allen Seiten erhalten, lassen mich hoffen, daß ich die frühesten Perioden (wozu ich förmliche Vorstudien gemacht hatte), so wie die beiden mittleren gut charakterisirt habe, nur über die neueste war man dort getheilter Meinung. Einige glaubten zu erkennen, daß ich in diesem vierten Satz die allerneueste Schule (dort spottweise die metallne genannt) habe persistiren wollen, Andere aber, Freunde dieser Schule, fanden, daß dieser Satz klar darthun solle, daß die allerneueste Musik in ihrer Wirkung doch alles Frühere übertreffe. Da diese Widersprüche die allerneueste Musik am besten charakterisiren, so kann ich auch mit der Wirkung dieses letzten Satzes wohl zufrieden sein.“ . . . .

Recht überraschend waren die brieflichen Aeußerungen eines Russen, Gutsbesitzer Tarnofsky im Gouvernement Pultava, dessen Brief zugleich durch seinen übrigen Inhalt Spohr so angenehm berührte, daß hier ein Auszug daraus folgen mag: „. . . . . Vous avez peut-être oublié que dans le cours de l'année 1830 un esclave se présenta à vous, un Russe nommé M. Encke, et vous lui donniez leçon de violon. Après Dieu, vous fûtes son second bienfaiteur, le créateur lui fit don d'une ame noble, vous la rendites plus pure, plus intelligente; grâce à vous il devint non seulement bon soliste, mais encore dirigeur excellent. Il parvint à faire exécuter par mon orchestre à moi d'une manière très satisfaisante les symphonies de Beethoven, Spohr, Mendelssohn. Votre élève vous doit sa liberté, pour ma part je vous dois la jouissance céleste, d'entendre une musique qui entraîne l'âme au delà de la terre en lui indiquant le ciel. Tels sont les beaux fruits de votre coeur si beau. . . . . Permettez-moi encore de vous exprimer toute ma reconnaissance pour votre Symphonie, „les quatre périodes de la musique.“ Vous avez expliqué ces

périodes d'une manière parfaite. Le Bach qui se trouve dans votre symphonie, il est au ciel, il ne vint pas encore sur cette terre; Haydn et Mozart descendirent sur cette terre, mais se souvinrent du ciel; Beethoven de cette terre s'élève au ciel; et votre quatrième période, enfant de la terre, est dépourvue de passeport pour entrer au ciel." . . . . . Am Schluß des Briefes heißt es noch: „L'organisation de mon orchestre, la voici: 10 Violons, 2 Alto, 2 Violoncelles, 2 Contrabassen, et le complet des instrument à vent, en tous 35 musiciens, et plusieurs voix pour former un chœur. Quant à vos compositions je les possède d'après le registre ci-inclus.“ (Dies Register enthält alle bis dahin geschriebenen Symphonien, Duvertüren, Quartette, Doppelquartette, Concerte u. von Spöhr, nahe an hundert Nummern.) „S'il y a encore quelque chose de plus, vous m'obligeriez infiniment en m'indiquant ces pièces, et où je pourrais les avoir.“ . . . . .

Zu Anfang September trat Spöhr die Reise nach England an und zwar in Begleitung seiner Frau und seiner lang-jährigen Freundin Frau v. d. Malsburg \*). Nach einer äußerst stürmischen Seefahrt und dadurch um sechs Stunden verspäteten Ankunft in London ward Spöhr bei den sich nun entwickelnden Confusionscenen zunächst durch die Ansprache eines ihm fremden Herren sehr angenehm überrascht, der — einen Befehl der Regierung vorzeigend — sogleich Spöhr's Gepäck unvisitirt sich ausliefern und in ein elegantes Boot bringen ließ, welches sodann ihn und seine Gefährtinnen sicher und schnell ans Land brachte, wo der Wagen bereit stand, der sie dem gastfreundlichen Hause des Professor Ed. Taylor zuführen sollte. In dessen lebenswürdiger Familie fühlten die Gäste, umgeben von den sie ent-

---

\*) Da Spöhr selbst diese englischen Musikkreise und die ehrenvolle Aufnahme, die ihm und seinen Werken dort zu Theil wurde, stets als Glanzpunkte in seinem vielbewegten Leben betrachtete, so wird die Beschreibung derselben wohl in etwas größerer Ausführlichkeit Platz finden dürfen.

zückenden acht englischen Gebräuchen alsbald sich heimisch, und nach wenigen Tagen war eine Freundschaft für's ganze Leben geschlossen. Die kurze Frist bis zur Weiterreise mußte schnell benützt werden, um die Hauptmerkwürdigkeiten der Weltstadt kennen zu lernen, die die Reisenden mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Einen gewaltigen Eindruck machte Allen der Besuch der Westminsterabtei, worüber es in den in die Heimath gesendeten Briefen heißt \*): „Schon der Eintritt in das majestätische Gebäude, das wohl von allem Herrlichen in London der Glanzpunkt ist, macht einen so erhabenen und ergreifenden Eindruck, daß wir uns der Thränen nicht enthalten konnten; man glaubt wirklich nicht mehr in irdischen Räumen zu wandeln. Dazu aber klangen die Töne einer herrlichen Orgel, — denn es wurde gerade Gottesdienst gehalten, — und nun folgten doppelchörige religiöse Gesänge, so rein, so lieblich und gefühlvoll vorgetragen, daß sie wie Engelstimmen aus höheren Welten klangen. So etwas hatten wir Alle noch nie gehört. Und abermals erklangen Orgeltöne, wir vernahmen Spohr'sche Harmonien und unterschieden bald die ergreifenden Klänge seiner zehnstimmigen Messe und die großartige Duvertüre zu „Des Heilands letzten Stunden“, die, von dem berühmten Organisten Turlé ausgeführt, sich herrlich ausnahmen....“

Doch die Zeit drängte zur Weiterreise nach Norwich, wo Professor Taylor\*\*), der Hauptleiter des ganzen Musikfestes

---

\*) Wenn hier und ferner zuweilen Stellen aus den von Spohr's Angehörigen geschriebenen flüchtigen Reiseberichten angeführt werden, so mag dabei zur Entschuldigung dienen: daß er selbst auf diesen Reisen weder Muße noch Neigung zum Briefschreiben hatte, dagegen es aber sehr geru sah, wenn seine Begleiterinnen fleißig nach der Heimath berichteten (was natürlich immer in seinem Sinne geschah), — und daß er selten einen solchen Brief abgehen ließ, ohne ihn vorher mit voller Zustimmung gelesen zu haben.

\*\*) Als Mitglied des Comité hatte dieser auch die Correspondenz mit Spohr über sein Einkommen besorgt, worüber im „Spectator“ weiter mitgetheilt wird: „Es ist ein höchst ehrenwerther Zug des großen Meisters, daß er auf die Anfrage, welche Entschädigung er für die während der Reise und der Leitung des Dramatoriums aufgewendete Zeit und Mühe verlange, einfach erwiderte: „„Das Comité

schon im Voraus die nöthigen Vorproben zu Spohr's Oratorium gemacht hatte und die Reisenden nun empfing, um sie zum Mayor von Norwich hinzuleiten, in dessen brillanter Behausung sie ihre Wohnung nehmen sollten. Gleich am nächsten Morgen führte der Mayor nun seine Gäste zum Gottesdienst in die Kathedrale, die von ungeheurer Größe ist und für die schönste in England gilt. In einem hierüber berichtenden Briefe heißt es: „Von einem solchen Gottesdienst, obgleich er an drei Stunden dauert, kann man nicht leicht ermüdet werden; die himmlische Musik, womit er auf die mannichfachste Weise durchwebt ist, vermag ich nicht zu beschreiben, und ausgeführt wurde sie — in einer Reinheit und Vollendung, daß auch Spohr sich davon ganz hingerissen fühlte. Die Gemeinde sang gar nicht, las aber immer nach in ihren Gesang- und Gebetbüchern, deren schönen Text (lauter Bibelworte) ich vollkommen, und zwar besser als die Predigt verstehen konnte. Der weißgekleidete Chor mit seinen zarten Tönen machte einen unwiderstehlichen Eindruck; Text, Musik und Vortrag, Alles stimmte so herrlich überein, daß ich meinte, ich könnte mir selbst im Himmel keine schönere Verehrung Gottes denken. Als wir uns am Schlusse mit der ganzen Versammlung auf den Rückweg durch die weiten Hallen des Prachtgebäudes begaben, stellten sich die Menschenmassen zu beiden Seiten, um uns durchgehen zu lassen, und Spohr wie ein Wunder anzustarren; Viele ließen sich auch gleich in diesen heiligen Räumen ihm vorstellen; unser guter Mayor, der uns begleitete und Spohr führte, war ganz vergnügt und stolz über dies Alles. Seine Tochter Mary, ein reizendes Mädchen von fünfzehn Jahren, ist ebenfalls schon sehr

---

wird wohl nichts dagegen haben, mir die Reisekosten zu ersetzen?“ Wir freuen uns zu erfahren, daß die ungewundene Bescheidenheit dieser Antwort und Spohr's Kommen nach England ohne mit dem Comité weiter deshalb zu verhandeln, von letzterem gebührend anerkannt und darauf beschlossen worden ist, Herrn Spohr eine Summe von mehr als 100 Guineen über den Betrag seiner Auslagen anzubieten.“

enthusiastisch für die Musik und besonders für Spohr; auch spielt sie selbst sehr schön Klavier, und nachdem ihr Vater uns eröffnete, es würde sie lebenslang glücklich machen, einige Töne mit Spohr zu spielen, begleitete er ihr eine seiner Lieblings-Sonaten von Mozart. . . .“

Hätte Spohr die englische Sprache verstanden, so wäre vielleicht der Eindruck des Gottesdienstes bei ihm durch den Umstand gestört worden, daß die dabei gehaltene Predigt größtentheils gegen sein Dratorium gerichtet war. Schon vor seiner Ankunft in Norwich hatten sich nämlich bedeutende Stimmen einer pietistischen Partei erhoben, die in Schrift und Predigt auf alle Weise darzuthun suchten, daß es sündlich und profanirend sei, einen so heiligen Gegenstand wie Christi Leiden und Sterben, zu einem musikalischen Kunstwerk zu benutzen. So hielt es denn auch an jenem Sonntag Morgen, wo Spohr die Kathedrale besuchte, ein frommer Priester für seine Schuldigkeit, eine vernichtende Rede gegen dessen Dratorium: „Calvary“ — wie es in der englischen Uebersetzung heißt — zu schleudern und am Schluß seine Zuhörer zu beschwören, sie möchten, „um nicht ihre Seelen für eines Tages Vergnügen hinzugeben,“ von der Aufführung desselben hinwegbleiben. Das „Monthly Chronicle“ erzählt hierüber weiter: „Wir erblicken nun auf der Emporkirche dem fanatischen Eiferer gerade gegenüber sitzend den großen Componisten, mit glücklicherweise englisch taubem Ohr, aber in so würdiger Haltung, mit dem Blick voll reinen Wohlwollens, und soviel Demuth und Milde in den Zügen, daß sein bloßer Anblick wie eine gute Predigt zum Herzen spricht. Wir machen unwillkürlich einen Vergleich und können nicht zweifeln, in welchem von Beiden der Geist der Religion wohnt, die den wahren Christen bezeichnet!“ Am Tage nach der Aufführung des Dratoriums sagt dasselbe Blatt weiter: „Dieser Tag hatte über das Schicksal von „Calvary“ zu entscheiden und im ungünstigen Falle wäre der Ruhm von Norwich für immer dahin gewesen. Die Gemüther waren daher

in großer Spannung, weil Viele den mächtigen Einfluß einer widerstrebenden Geistlichkeit fürchteten. Doch ein guter Geist und richtiges Gefühl triumphirten, und Stunden lang vor der Eröffnung der Thüren war die Sache entschieden. Von nah und fern strömten die Zuhörer zu Tausenden herbei in gespannter Erwartung und aufgeregtem Enthusiasmus, der während der Aufführung sich fortwährend steigerte; alle Erwartungen wurden übertroffen, und ein vollständiger Triumph gefeiert. Man kann mit Recht von diesem Dratorium sagen, daß ein göttlicher Hauch es durchweht; mehr als irgend ein Werk der neueren Zeit ist es aus warmem Herzen hervorgequollen und kann nicht ohne Thränen gehört werden. . . .“ — Der Bischof von Norwich, welcher seiner religiösen Richtung nach ebenfalls zu den Gegnern des Dratoriums gehörte und daher auf gespanntem Fuße mit dem Mayor stand, wünschte doch die persönliche Bekanntschaft von dessen berühmten Gast zu machen, und ließ wiederholte schriftliche Einladungen zum Diner an denselben ergehen; da diese aber in englischer Sprache abgefaßt waren, so fielen sie zunächst dem Mayor als Dolmetscher in die Hände, der dann jedesmal eine ablehnende Antwort in Spohr's Namen erteilte. Endlich wurde der Vorschlag gemacht, daß er in einem der Concerte dem Bischof vorgestellt werden sollte, und auch dieses gab der Mayor nur unter der Bedingung zu, daß Spohr ihm verspräche, dem Bischof höchstens auf halbem Wege entgegen zu gehen und keinen Schritt weiter nach ihm hinzuthun, als Jener von seinem entfernten Sitz aus zu Spohr herschreiten würde.

Das Festhalten an dem steifen englischen Ceremoniell, das besonders in den großartigen Einrichtungen des Mayor vorherrschend war, gab noch öfter Veranlassung zu allerlei komischen Scenen und Erörterungen. So sandte Spohr gleich in den ersten Tagen, als er in die Probe seines Dratoriums gegangen war, von dort aus an seine zu Hause zurückgebliebenen Reisegefährtinnen zwei ihnen noch unbekannte Herren ab mit der Aufforderung, ebenfalls

hin zu kommen, um mit ihm den ergreifenden Eindruck, den der Anblick der prächtigen St. Andrew-Hall gleich beim Eintritt auf ihn gemacht hatte, zu theilen. Die Damen folgten begreiflicherweise dieser Einladung und nahmen ohne Bedenken die Begleitung der „im Hause noch nicht vorgestellten Herren“ an, wodurch sie zwar Verwunderung und Entsetzen bei allen Bewohnern des Hauses bis zur Dienerschaft erregten, aber sich selbst die Freude bereiteten, bei ihrer Ankunft in der Halle noch Zeugen des beispiellosen Jubels zu sein, womit die Versammlung Spöhr bei seinem Eintritt ins Orchester begleitete, worüber u. A. „Monthly Review“ berichtet: „Ich wollte, alle Welt hätte den donnernden Applaus, den wahrhaften Sturm hören können, womit Spöhr vom ganzen Orchester, bis herab zu den Chornaben, begrüßt wurde. Dieser Empfang des großen, herrlichen Mannes, der Thränen der Rührung aus den Augen seiner Gattin hervorlockte, muß auch ihm tief zu Herzen gegangen sein.“ Am folgenden Abend sollte nun das erste Concert Statt finden und Spöhr sein Concertino „Sonst und Jetzt“ darin vortragen; da aber in dessen Schlußsatz einige schwere Stellen für die Trommel vorkamen, so hatte er sich den damit beauftragten jungen Trommelschläger am Vormittag in seine Wohnung bestellt, um ihm selbst die nöthigen Anweisungen dabei zu geben. Als nun der nette Knabe mit seiner Trommel erschien, fand es sich aber, daß er nur englisch verstand und es mußte in dieser Noth des Mayor's liebliches Töchterchen zur Hülfe herbeigerufen werden, die dann, obwohl befremdet über alle die unerhörten Vorgänge in ihres Vaters Hause doch willig den Versuch wagte, die durch Spöhr ihr in französischer Sprache so halb klar gemachten Bemerkungen mit manchen ihr selbst unverständlichen Kunstausdrücken, dem fremden Knaben englisch auseinanderzusetzen, was schließlich so erwünschten Erfolg hatte, daß Spöhr sich noch nach Jahren mit wahren Vergnügen dieser allerliebsten und komischen Vermittlungsscene erinnerte. Am Abend, wo das erste der sechs Riesenconcerte in dem groß-

artigen von etwa 3000 Zuhörern und 500 Mitwirkenden angefüllten Lokal statt fand, gingen erst eine Symphonie von Haydn und verschiedene Gesangsnummern voraus, worunter auch das Duett aus Jessonda: „Schönes Mädchen“; dann aber waren, wie die „Times“ erzählt, „alle Augen erwartungsvoll nach dem Orchester gewendet, um Spohr bei seinem Erscheinen mit enthusiastischem Jubel zu begrüßen. . . .“ „Tiefe erwartungsvolle Stille herrschte beim Beginn seines Concertino's, welches er „Sonst und Jetzt“ benannt hat, um sogleich die darin ausgeführten Gegensätze des älteren und des jetzigen Compositionsstyles anzuzeigen.“ Die nun folgende, in den ausgesuchtesten Lobsprüchen sich ergießende Beurtheilung von Spohr's Spiel schließt mit den Worten: „Sein Instrument spricht eben so beredt zum Herzen, wie der herrlichste Gesang. Die vollendete Beherrschung seines Bogens wie seiner Finger, wird durch die wunderbare Macht seines mens divinior doch noch übertroffen. Das Concertino beginnt nach einem kurzen, aber prächtigen Präludium mit einer lieblichen Menuet aus der alten Schule, geschmückt mit dem ganzen Reichtum von Harmonien, die gleichsam von selbst aus Spohr's Feder zu fließen scheinen — dann folgt ein türkisches Allegro, voller Phantasie und sprudelnd von dem schimmernden Glanz moderner Ausführung.“

Ueber die folgenden Concerte berichtet ein Brief in die Heilmath u. A.: „Das erste geistliche Concert am Mittwoch Morgen war wundervoll; es dauerte von  $\frac{1}{2}$  12—4 Uhr und enthielt im ersten Theil viel herrliche ältere Sachen von Purcell, Palästrina u. s. w., und im zweiten und dritten Theil das prachtvolle Händel'sche Dratorium: „Israel in Egypten“, worin die Chöre mit ungeheurer Kraft und die Solo's von den englischen Kirchenängern ganz vollendet schön vorgetragen wurden. Spohr hatte unendliche Freude daran und meinte: nur englische Kirchen-sänger seien im Stande, Händel's erhabene Musik in ihrer ganzen Herrlichkeit wiederzugeben. Eine Eigenthümlich-




feit, die mir sehr gefällt, ist noch die, daß jedesmal, wenn ein  
 Chor das Lob Gottes oder etwas unmittelbar auf Gott oder  
 Christus sich beziehendes enthält, die ganze Menschenmenge auf-  
 steht und denselben stehend anhört. — Das Abendconcert war  
 in der Anordnung der Musikstücke dem vorigen sehr ähnlich. Es  
 begann mit der Es-dur-Symphonie von Mozart, welcher dann  
 noch zwanzig andere Nummern gemischten Inhalts nachfolgten,  
 worunter auch einige Stücke aus Mozarts und Webers Opern,  
 sowie Spohrs Terzett aus „Zemire und Azor“, welches bei  
 keinem englischen Musikfest fehlen darf. Spohr spielte mit seinem  
 ehemaligen Schüler Blagrove seine reizende Concertante ganz  
 unübertrefflich und der Effect war wo möglich noch größer als  
 gestern. Unser freundlicher Wirth, der an Aufmerksamkeiten sich  
 selbst übertrifft, geleitet Spohr jedesmal feierlich hin und zurück,  
 scheint sich auch überhaupt in seiner Nähe und in seinem Ruhm  
 sehr glücklich zu fühlen. Heute ist nun, wie Alle behaupten, der  
 Haupt- und wichtigste Tag, wo nämlich Spohrs Oratorium an  
 die Reihe kam. Diese Musik kennt Ihr Alle und wißt, wie  
 herrlich sie ist, aber wie sie hier sich ausnahm, in solchem  
 Lokal, von solcher Masse tadellos ausgeführt, und mit solcher Be-  
 geisterung auch angehört, — das kann sich Niemand vorstellen,  
 der nicht selbst dabei war. Bei und nach dem ersten Theil be-  
 merkte man viel Ausrufe von Entzücken und Bewunderung, aber  
 beim zweiten schien ein heiliger Schauer durch die ganze Versamm-  
 lung zu wehen, und immer mehr Augen füllten sich mit Thränen;  
 nicht nur die Frauen, auch die starken Männer waren tief er-  
 griffen! Und solche Wirkung halte ich erst für das höchste  
 und reinste Lob. Es waren schöne, felerliche Momente auch  
 für mich, als nachher die Schaaren von Herren und Damen,  
 die sich nicht alle an Spohr selbst wagten, zu mir kamen, zu  
 gratuliren und tief gerührt zu versichern, dies sei das Schönste  
 und Erhabenste, was jemals componirt wäre u. dgl. m. Der  
 dritte Theil, den Spohr mit uns in großem Entzücken an-

hörte, enthielt das Mozart'sche Requiem und andere Kirchenstücke von Mozart und Bach . . .“

Auch die öffentlichen Blätter sprachen sich ausführlich über den tiefen Eindruck aus, den das Spohr'sche Oratorium hervorbrachte; so sagte u. A. „Norwich Mercury“: „Die prachtvolle Halle war gedrängt voll, doch herrschte schon vor dem Anfang eine athemlose heilige Stille; ein feierlich andächtiges Gefühl beseelte die ganze Versammlung. — Der begeisterte Componist erhob den Stab — der Stab fiel nieder — und traurige Töne schwach und dumpf wie ferne Wehklage, bringen erschütternd an unser Ohr, und ergreifen mächtig das Gemüth; die glänzende Halle verwandelt sich in einen heiligen Tempel — jeder irdische Gedanke ist entflohen. — Die Ouvertüre offenbart uns den Charakter des Ganzen; der darauf folgende einleitende Chor von wohlthuendster Weichheit und Reinheit scheint uns einen Frieden zu versprechen, der für jetzt noch durch einen charakteristischen Anflug von Melancholie zurückgedrängt wird. Das hierauf einfallende Recitativ des Johannes erzählt den Verrath des Judas, und es folgt darauf unmittelbar in ergreifendem Contrast die Arie des Verräthers, worin die durch Gewissensbisse erregte Verwirrung des Gemüths vorzugsweise durch die Begleitung in gewaltiger Kraft und Wahrheit dargelegt ist. Jetzt beginnt die Partie der Maria mit einer lieblichen Arie von Frauenchor begleitet, die von inniger, frommer Anhänglichkeit durchweht, unser innerstes Gefühl anspricht. In einem schwierigen, sehr ausdrucksvollen Recitativ bereitet Johannes den Eintritt des Petrus vor, der seinen Meister verleugnet hat, in dessen Arie voll innigen Ausdrucks aber der Componist in richtigem Urtheil und Geschmac den Unterschied zwischen dem reinigen Gewissen des irrenden Apostels und der vorhergegangenen hoffnungslosen Seelenangst des Verräthers darlegt. In dem folgenden Chor herrscht einfache Majestät, ein kühnes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, dessen Ausdruck hervorstechend gelungen ist. — In der nun folgenden Scene,

wo sich der Gerichtssaal vor uns öffnet und Christus vor Kaiphas angeklagt wird, hat die Inspiration des Componisten ihren Höhepunkt erreicht: die mannichfach widersstreitenden Leidenschaften — die dämonische Aufregung des Volks, der demuthsvolle Schmerz der Jünger, die erhabene Resignation des Heilands — Alles dies führt er uns so lebendig, so schmerzlich ergreifend vor die Seele, daß wir fühlen, es sei unmöglich, durch Musik uns Wirklichkeit und Wahrheit näher zu bringen, als es Spohr in der Behandlung dieses hoch tragischen Moments aus des Erlösers Leben gelungen ist. Der zweite Theil beginnt mit einem einleitenden Trauermarsch und einem ergreifenden Chor der Jünger, der ihre Theilnahme und Klage über das Schicksal ihres Meisters ausdrückt. Der darauf folgende Chor von Priestern und Volk, die wild und grausam den Erlöser am Kreuze verspotten, scheint uns fast der mächtigste und wundervollste Satz im ganzen Werke. Von tiefster Wirkung sind ferner die rührenden Recitative des Johannes und der Maria, so wie deren Arie voll Melodie und Anmuth, an die sich die Perle des ganzen Oratoriums, das unübertreffliche Terzett für zwei Soprane und Alt „Jesus, himmlische Liebe“ süß beruhigend anschließt. Dies Terzett ist ein Kunstwerk reinsten Vollendung; Spohr hat selbst nie etwas Schöneres geschrieben. Der feierlich ernste Chor: „Allgütiger Gott“ mit den canonischen Eintrittten bei den Worten: „In seiner Todesnoth“ ist wohl der eigensthümlichste nach Form und Auffassung. In meisterhaften Recitativen bereitet Johannes die letzte Schlussscene vor und nach Jesu letzten Worten: „es ist vollbracht“, hören wir leisen Donners Rollen, das während dem schönen, ächt frommen Quartett wie warnend fort-dauert. Das Orchester scheint nun alle Schranken zu durchbrechen und in wildem Sturme zu kämpfen, den nur die starke Hand des Componisten zu leiten und zu enden vermag. Wir hörten schon manche musikalische Darstellung von Gewitter und Sturm, aber keine gab es bisher, die dieser gleichkommt, und wir glauben den Grund dieser ungeheuern Wirkung darin zu finden, daß Spohr das

gewaltige Naturereigniß mehr im Großen, Allgemeinen als im Einzelnen aufgefaßt hat. Wir müssen zusammenschauern vor der ergreifenden Wirkung selbst, wie vor Bewunderung des Geistes, der alle Mittel der Kunst so zu verwenden und zu lenken wußte. Ruhe und Friede folgt. Ein Recitativ mit prächtiger Modulation leitet zu dem kurzen Choralssatz der Jünger, worin die Göttlichkeit des Erlösers einfach, fest und kräftig verkündet wird. Der Schlußchor, ein Gebet der Jünger voll Schmerz und gläubiger Hoffnung, ist einfach, melodisch und erhaben; ein musikalisch poetischer Erguß, der die Sympathie eines jeden Wesens, das gläubig auf ein Jenseits hofft, anregen muß. — Als der letzte Accord in seiner tragischen Größe dahin starb, blickten wir um uns her — es war kein Athemzug zu vernehmen, tiefe Stille ringsum, — Alle fühlten mächtiger, als sie es ausdrücken konnten. Es war ein Moment heiliger Empfindung, — kein lautes Entzücken, — der Eindruck war zu überwältigend und ließ alles Irdische verschwinden, — er war aber auch dauernd, und wird gewiß nimmer vergessen werden.“ — Auch über Spohr's Art zu dirigiren, berichten die englischen Blätter und „Spectator“ nennt sie wahrhaft entzückend, wunderbar taktfest und dabei durch erläuternde Bewegungen den beabsichtigten Effect deutlich anmerkend; worauf er weiter hinzufügt: „Wir sehen in Spohr einen Mann, der sich seiner Absichten klar bewußt ist und mit seinem Werk eben so vertraut in allen Einzelheiten, wie im Ganzen. Wenn in der Probe irgend eine Note fehlte, so sang er sie, welches auch die Harmonie sein mochte und seine Stimme war dabei von großem Wohlklang.“ Ueber die folgenden Tage erzählt der oben angeführte Brief weiter unterm 20. September: „Gestern kam vor dem Beginn des Abendconcertes noch eine Deputation vom Comité an Spohr, mit der Bitte, sein Concertino noch einmal zu spielen, was er jedoch bestimmt ablehnte, um so mehr, da er sich schon dazu verstanden hatte, die Ouvertüre und Arie aus „Faust“, womit der zweite Theil begann, selbst zu dirigiren. Sobald er zu dem Zweck das



Orchester betrat, wurde er wieder mit einem stürmischen und endlosen Applaus begrüßt, worin sich wahrscheinlich noch die Empfindungen über das Dratorium, welches der englischen Sitte gemäß nicht beklascht werden durfte, kund thun sollten. Heute nun zum Schluß der herrliche Händel'sche „Messias“, der seinen jedesmaligen Eindruck auch hier nicht verfehlte. So ist es denn vorüber das schöne Fest mit all seinen Freuden und Herrlichkeiten! Freilich bedurfte es einer geistig und körperlich kräftigen Natur, wie Spohr sie glücklicherweise besitzt, um binnen weniger Tage sechs 4½stündige Concerte nebst Proben und täglichen Festdiners in voller Frische genießen zu können und daneben noch allen Besuchen und seltsamsten Anforderungen von nah und fern willig Genüge zu leisten. Auch der letzte Tag mit seinen Abschiedsscenen war noch ein höchst angreifender und hat mir, ich gestehe es, manche Thräne gekostet. Der Abschied von allen den lieben Menschen, die uns hier, obgleich fremd, mit so unbeschreiblicher Herzlichkeit aufgenommen, war höchst schmerzlich. Von der Lebenswürdigkeit dieser Engländer, von ihrer Liebe zu Spohr, die sich auch auf mich erstreckt, kann ich mündlich demnächst Wunderdinge erzählen. Wie hoch überhaupt hier in England Spohr geehrt wird, und zwar von allen Seiten und auf die mannichfachste Weise, das ist fast unglaublich“ . . .

Nach solch überaus glänzendem Erfolg von Spohr's Dratorium, und nachdem er selbst wahrgenommen, wie — nach des „Spectator's“ Ausdruck — „Orchester und Sänger wetteiferten, ihm die Ueberzeugung zu geben, daß England vorzugsweise das geeignete Land für seine Dratorien sei“, so konnte ihm nichts erfreulicher sein, als der noch während seiner Anwesenheit an ihn ergangene Antrag, für das nächste im Jahre 1842 stattfindende Norwicher Musikfest ein neues Dratorium eigens zu componiren. — Kaum nach Cassel zurückgekehrt, wurde ihm der von Professor Taylor gedichtete englische Text: „Der Fall Babylons“ zugesandt, dessen Inhalt ihm zwar sehr zusagte, aber doch erst

in's Deutsche übertragen werden mußte, da er bei seiner Unkenntniß der englischen Sprache sich nicht getraute, die Composition im Originaltext zu unternehmen. Gelang es nun auch nicht, die Uebersetzung im Wortausdruck und Rhythmus dem englischen Text so getreu nachzubilden, daß dieser später der Composition hätte ohne wesentliche Umänderung wieder untergelegt werden können, so erreichte sie doch in erwünschter Weise den Zweck, daß Spohr sogleich an die ihn so lebhaft interessirende Arbeit gehen konnte. Von wahrer Begeisterung für das Werk erfüllt, widmete er demselben jede Stunde, die ihm von seinen zahlreichen Berufsgeschäften übrig blieb und ruhte nicht eher, bis er das Ganze vollendet und bei der am Säcilientage 1840 stattfindenden Aufführung am Clavier sich überzeugt hatte, daß es zu voller Befriedigung gelungen war. Einem Uebereinkommen mit dem Comité in Norwich zufolge durfte zwar in Cassel eine öffentliche Aufführung mit vollem Orchester am folgenden Charfreitage (1841) und eine zweite Ostern 1842 stattfinden, außerdem aber mußte das Werk bis zum Musikfest in Norwich im Herbst 1842 ungenutzt ruhen, um dann erst gleichzeitig in England und Deutschland in beiden Sprachen veröffentlicht zu werden. — Doch zurück zum Jahr 1840, welches Spohr in großer Thätigkeit begann, und zwar mit Einstudiren seiner in Cassel bis dahin noch nicht aufgeführten Oper: „Der Zweikampf mit der Geliebten“, deren Hauptrollen er gerade damals ganz nach Wunsch zu besetzen vermochte. Die erste Aufführung fand zum Besten des Unterstützungsfonds statt und brachte bei sehr gefülltem Hause eine ungewöhnlich starke Einnahme, die aber leider in der folgenden Nacht aus dem wohlverwahrten Lokal der Theaterkasse auf unbegreifliche Weise entwendet wurde und dann dem Unterstützungsfonds nur zum kleinsten Theil ersetzt werden konnte, ein Umstand, wodurch Spohr die Freude am Erfolg seiner Oper, welche beim Publikum großen Beifall gefunden hatte, sehr verbittert wurde.

X Zu derselben Zeit erhielt Spöhr eine Einladung aus Aachen, das während der Pfingsttage daselbst stattfindende niederrheinische Musikfest zu dirigiren, wobei ihm zugleich ein vom dortigen Comité an den Kurprinzen ergangenes höchst dringliches Urlaubsgesuch für ihn in Abschrift mitgetheilt wurde, in welchem es u. A. heißt: „Wir fühlen mehr als je die Nothwendigkeit, die Direction des diesjährigen rheinischen Musikfestes in die Hand eines Meisters gelegt zu sehen, der in gediegen und schöpferisch künstlerischer Hinsicht herrlich hervorragt, und längst den Beruf veranschaulicht hat, das Wesen unseres großen vaterländischen Festes nach allen Richtungen neu zu beleben. Es ist der Kapellmeister Euer königlichen Hoheit, Herr Louis Spöhr, der mit der eminentesten Kunstfertigkeit und Gediegenheit die Kraft besitzt, unser Institut auf der gebührenden Höhe zu erhalten, und den Impuls zu geben, der dessen Fortbestehen sichern soll u.“ Dieses noch weiterhin in den überschwänglichsten Worten abgefaßte Schreiben war in der That von erwünschtem Erfolg, denn kurz nachher ließ der Kurprinz Spöhr zu sich rufen und kam ihm mit der Bewilligung des von ihm selbst noch nicht erbetenen Urlaubs freundlich entgegen. Da nun hiermit jedes Hinderniß beseitigt war, so trat er die Reise Ende Mai an, und wurde nicht nur bei seiner Ankunft in Aachen, sondern auch schon in den vorhergehenden Nachtquartieren zu Frankfurt und Cöln durch Bewillkommungsständchen festlich begrüßt. In dem prachtvoll eingerichteten Hause des Notar Pascal, wo das Spöhr'sche Ehepaar eine überaus gastfreundliche Aufnahme gefunden, gingen die nächsten, den erforderlichen Proben gewidmeten Tage schnell und angenehm dahin. Am ersten Pfingsttage fand in dem zum Saal umgewandelten Theater die Aufführung des „Judas Maccabäus“ von Händel statt, worüber es in brieflichen Mittheilungen heißt: „Als Spöhr zur Leitung des Oratoriums in's Orchester trat, wurde er mit ungeheuerem Jubel und lautem Tusch begrüßt; wir hatten die besten Plätze im ersten Rang gerade gegenüber, wo sich die sehr

hübsch rangirte Masse von 547 Mitwirkenden in brillanter Beleuchtung äußerst vortheilhaft ausnahm; auch die Musik selbst, an deren herrlichem Effect wir uns schon in den Proben so sehr erfreut hatten, gewann natürlich noch bei der Aufführung. Die Solosänger: Madame Fischer-Nchten, Albertazzi und Müller, die Herren de Brucht aus Amsterdam und Fischer machten uns, so gut sie auch im Ganzen waren, doch nicht den Eindruck von Vollendung wie die Chöre, die uns völlig entzückten. . . .“ Ueber die folgenden Tage wird dann weiter berichtet: „Auch in dem zweiten Concert, in welchem außer Spohr's Vaterunser, die Ouvertüre zu „Medea“, die A-dur-Symphonie von Beethoven und Davidde penitente von Mozart zur Ausführung kam, wurde Spohr bei jedesmaligem Kommen und Gehen mit grenzenlosem Jubel begrüßt und ihm am Schlusse von zwei jungen Mädchen ein Lorbeerfranz überreicht. Im dritten Concert, gemischten Inhalts, ließen sich die Damen Fischer-Nchten, Albertazzi sowie der berühmte Staudigl aus Wien, Alle einzeln hören und erndteten allgemeine Bewunderung. Der Gesang von allen Dreien war aber auch, jeder in seiner Art, ganz vollendet zu nennen. Einen würdigen Schluß des Ganzen bildete die Wiederholung des großartigen letzten Chors aus Spohr's Vaterunser, worauf sich noch einmal der Enthusiasmus der Zuhörer in lauten Ausbrüchen kundgab. . . .“ Da am folgenden Vormittag die Gebrüder Müller aus Braunschweig noch ein Quartettconcert im Redoutensaale gaben, so schob Spohr seine Abreise auf, um deren dringenden Wunsch nachgeben und sein drittes Doppelquartett mit ihnen spielen zu können, was ihm aufs Neue den rauschendsten Beifall eintrug. So war denn das großartige Fest bis zum Schluß glücklich verlaufen, und es konnte der allgemein sich kund gebenden Zufriedenheit nur wenig Eintrag thun, daß der dabei gegenwärtige, durch seine Visitenkarten als „ami de Beethoven“ bekannte Herr A. Schindler, welcher bereits bei früheren Musikfesten widerwärtige



Streitigkeiten mit Mendelssohn über die von Letzterem eingehaltenen tempi bei Leitung Beethoven'scher Werke begonnen hatte, nun auch hier in ähnlicher Weise seine tadelnde Stimme gegen Spohr wegen dessen Auffassung der A-dur-Symphonie erhob. Es hatte dies neben der allgemeinen Mißbilligung nur die Folge, daß Spohr auf den wiederholt und dringend ausgedrückten Wunsch des Comité, an Schindler einen kurz aber entschieden zurechtweisenden Brief schrieb, der jedoch, in gewohnter Spohr'scher Milde abgefaßt, das persönliche Einvernehmen Beider während des Festes nicht störte.

Nur auf wenige Wochen nach Cassel zurückgekehrt, trat Spohr während der Theaterferien eine abermalige Reise an und zwar zunächst nach Gandersheim, wo alle Brüder mit ihren Familien versammelt waren, um ihre lebensgefährlich erkrankte Mutter noch einmal zu besuchen, worüber diese trotz ihres leidenden Zustandes eine große Freude hatte. Obgleich sie schon seit einigen Wochen das Zimmer nicht mehr verlassen und insbesondere nicht die Treppe hinauf ins obere Stockwerk hatte gehen können, so verlangte sie doch, da sie vernahm, daß Spohr in dem oben befindlichen Musikzimmer mit seiner Frau etwas spielen wolle, hinaufgeführt zu werden, „um ihren geliebten Sohn zum letzten Mal zu hören und mit diesen Tönen im Gedächtniß zu entschlafen“; worauf sie dann im Kreise der um sie her versammelten Kinder mit freudiger Rührung und Theilnahme zuhörte. Während der nächsten Tage schien eine merkliche Besserung ihres Zustandes einzutreten und Spohr setzte daher, in der festen Zuversicht, die geliebte Mutter bei seiner Rückkehr noch einmal begrüßen zu können, seine Weiterreise nach Lübeck mit beruhigtem Gemüthe fort. Doch sollte diese Hoffnung leider nicht in Erfüllung gehen, denn es erreichte ihn die erschütternde Todesnachricht noch vor seiner Wiederkehr nach Gandersheim! — Die Veranlassung zu der damals noch recht beschwerlichen und langweiligen Reise nach Lübeck war die, daß Spohr seiner Frau die Freude bereiten wollte, die Stätte ihrer

schönsten Jugenderinnerungen, wonach sie seit langen Jahren heiße Sehnsucht getragen, an seiner Seite noch einmal zu besuchen. Als nämlich ihr Vater, Oberappellationsgerichtsrath Pfeiffer im Jahr 1820 in Folge eines dem Kurfürsten mißfälligen D.A.G. Erkenntnisses den kurhessischen Staatsdienst verlassen und einem an ihn ergangenen Ruf an das zu Lübeck errichtete D.A.G. Gericht für die vier freien Städte Folge geleistet hatte, verlebte er mit seiner Familie dort ein glückliches Jahr in den erwünschtesten Verhältnissen; insbesondere aber hatten seine beiden noch im Kindesalter stehenden Töchter der neuen Heimath und namentlich ihrem hochverehrten Lehrer, Herrn J. H. Meier, dessen Unterrichtsanstalt sie mit wahrer Lust und Freudigkeit besuchten, ihre vollste Anhänglichkeit zugewendet. Dennoch war in Aller Herzen die den Hessen so eigenthümliche Liebe zum Vaterland stets vorherrschend geblieben, und als daher noch vor Ablauf des ersten Jahres nach dem inzwischen erfolgten Regierungsantritt Kurfürst Wilhelm II. an Pfeiffer die dringende Aufforderung zur Rückkehr erging, so kehrte derselbe ohne Abwägung der auf der einen oder andern Seite sich darbietenden Vortheile freudig in die alten Verhältnisse zurück, in der festen Hoffnung, daß zufolge der ganz neu organisirten hessischen Staatsverfassung die, seinem strengen Rechtsinn unerläßlich dünkende Unabhängigkeit der Gerichte für die Zukunft auch in Kurhessen gesichert sein werde. Der Abschied von Lübeck war dann für alle Theile ein sehr schmerzlicher gewesen und das dem trauernden Schwesterpaar damals zum Trost gegebene Versprechen, einst beziehungsweise dorthin zurückzukehren, welches neunzehn Jahre lang hatte unerfüllt bleiben müssen, wäre wohl ohne Spohr's liebevolle Dazwischenkunft niemals zur Ausführung gekommen. Wie groß mußte nun dessen Genugthuung sein, als er die dankbare Freude seiner Begleiterinnen beim Wiedersehen der lieben Stadt gewahrte, die ihnen fast unverändert eben so erschien, wie sie so lange Jahre hindurch in treuer Erinnerung ihnen vorgeschwebt

hatte! Es wurde nun zunächst das geliebte Schulhaus und die ehemals befreundeten Familien mit frohem Herzen aufgesucht, wobei auch Spöhr große Freude an der Bekanntschaft der lebenswürdigen Lübecker und deren herzlicher Aufnahme fand, und um so mehr, da sie diesmal nicht allein ihm, dem hochgefeierten Künstler, sondern zugleich dem ehrenvollen Andenten der ihm jetzt so nahe angehörenden Familie Pfeiffer galt. So geschah denn in den vier Tagen ihres dortigen Aufenthaltes für die Gäste Alles, was Freundschaft, Liebe und Verehrung nur ersinnen können, um dieselben in unausschlich schöner Erinnerung in ihre Herzen einzugraben! Auch ein am letzten Tage sich zutragender Unfall, dessen die öffentlichen Blätter damals erwähnten, als ob Spöhr dabei in Lebensgefahr gewesen sei, und der die herrlich verlebte Zeit leicht in tragischer Weise hätte beschließen können, erschien den Reisenden nachher nur als ein komisches Abenteuer und in ihrem in das elterliche Haus gesendeten Bericht heißt es darüber: „Am letzten Morgen machten wir noch einen Spaziergang nach unserm früheren Lieblingsort, dem reizend gelegenen Dörfchen Marly, und wollten von da zur Abkürzung des Weges nach der Stadt zurück in einem Boot über die vor uns liegende Wadenitz übersetzen; gleich bei der Abfahrt erhielt aber das kleine Fahrzeug einen heftigen Stoß, gerieth in's Schwanzen und schlug endlich mit uns um; glücklicherweise waren wir indessen so nahe am Ufer, daß wir aus eignen Kräften uns aus dem unverhofften kalten Bade heraushelfen und von Kopf bis zu Fuße triefend dem nächstgelegenen Hause zuweilen konnten, um uns so schnell als möglich der nassen Kleider zu entledigen, während unser Begleiter, Herr Adolph Meier \*) nach der Stadt lief um trockne Sachen und einen Wagen zur Rückfahrt für uns zu holen. Der Besitzer des Hauses, in welchem wir in unserm beklagenswerthen Zustande

---

\*) Später Dr. phil. und Vorsteher des von seinem Vater gegründeten Lehrinstitutes.

gastliche Aufnahme gefunden hatten, war gerade nicht anwesend, und so nahm Spohr auf den Vorschlag der menschenfreundlichen Haushälterin einstweilen Besitz von dessen Zimmer und Bett, bediente sich der daselbst befindlichen, seiner Statur durchaus nicht angemessenen Nachtgarderobe und erwartete so die Zurückkunft des Hausherrn, der dann bald nachher, nachdem ihm mitgetheilt worden, welcher berühmten Gast er unbewußt in seinem Bette beherberge, bei diesem anfragen ließ, ob er die Ehre haben könne, ihm seine Aufwartung zu machen? und nach gewährter Audienz in so höchst origineller Situation nicht Ausdrücke genug finden konnte, um seine Verehrung für Spohr und die Freude über diesen „glücklichen“ Zufall an den Tag zu legen. Unterdessen waren auch wir in ähnlicher Weise untergebracht worden, bis der herbeigeholte Wagen erschien und uns unverfehrt nach der Stadt zurückbrachte. . . .“ — Obgleich nun bei allen Betheiligten sich mehr oder weniger nachtheilige Folgen der plötzlichen Erkältung zeigten und die Weiterreise nach Hamburg um etwas verschoben werden mußte, so konnte Spohr doch noch zeitig genug daselbst eintreffen, um an dem im Voraus bestimmten Tage die Leitung seiner Oper: „Jessonda“, nebst den dazu erforderlichen Proben übernehmen zu können. Die Aufführung, worin Frau Walter als Jessonda und Herr Reichel als Dandau sich vorzüglich auszeichneten, war in jeder Beziehung eine äußerst gelungene und von rauschenden Beifalls- und Ehrenbezeugungen für Spohr begleitet. Da sie unmittelbar dem Schluß der italienischen Opernvorstellungen folgte, so brachte die „Hamburger Zeitung“ in ihrer nächsten Nummer einen vergleichenden Artikel über diese so verschiedenartigen musikalischen Elemente. Sie beginnt mit den Worten: „Am Sonnabend zog die ganze sanglustige Gesellschaft italienischer Operisten fröhlich und wohlgemuth zum Thore hinaus; am Sonntag nahm der deutsche Meister Spohr den Dirigentenstik im Stadttheater ein, um seine herrliche „Jessonda“ selbst zu leiten. Dort viel Geräusch, Lustigkeit, auch etwas Zant und Aufsehen,

submisse Höflichkeit — hier Ruhe, edle Würde, ehrlicher Dank, Anstand und bleibendes Verdienst u.“ Und weiter heißt es dann: „Hamburgs Musikfreunde feierten am Sonntag ein wahres Musikfest im Theater; nicht nur konnten sie laut die Anerkennung des deutschen Meisters aussprechen, sie hatten auch Gelegenheit, einen Vergleich zwischen „Jessonda“ und der „Lucretia Borgia“ anzustellen. In „Jessonda“: „Harte Sehnsucht, süßes Hoffen, der ersten Liebe goldne Zeit“, in der „Borgia“: „Hyänenarglist in der giftgeschwellten Brust; der Liebe Reinheit nicht, nur Liebeslust“; in demselben Verhältniß die Tondichtung u.“ Ueber diesen „neuen Triumph Spohr's“ war Niemand mehr erfreut, als sein begeisterter Verehrer, der bekannte Musikverleger Julius Schubert, in dessen gastlichem Hause Spohr mit seinen Reisegefährtinnen, die vier Tage in Hamburg höchst angenehm verlebte, da ihr freundlicher Wirth sein Möglichstes beitrug, sie zu wahren Fest- und Ehrentagen für ihn zu machen. Unter andern wurde auch eine brillante Musikparthie von ihm veranstaltet, wobei Spohr einige seiner Quartetten vortrug und sich an der trefflichen Ausführung seines von Fräulein Unna gespielten Clavierquintetts erfreute.

Bei dieser Gelegenheit äußerte Schubert so lebhaft den Wunsch, ähnliche größere Clavierstücke von Spohr in Verlag zu erhalten, daß dieser sich veranlaßt fand, bald nach seiner Rückkehr von Hamburg sein erstes Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell zu schreiben, und dadurch zugleich eine seit Jahren öfter wiederholte Bitte der als Dilettantin ausgezeichneten Clavierspielerin Frau v. d. Malsburg, der er dann das Werk dedicirte, zu erfüllen. Dies erste Trio Spohr's (Op. 119) ward von der musikalischen Welt mit ungemeiner Freude begrüßt, und zahlreiche Zuschriften von nah und fern sprachen ihren Dank und ihr Entzücken darüber aus. Die „Leipziger neue Zeitschrift für Musik“ sagt bei Erwähnung desselben: „Obwohl der große Meister bis jetzt noch nicht in dieser Gattung geschrieben, so bewegt er sich doch in diesem

neuen Genre mit ächt künstlerischem Bewußtsein und mit genialer Freiheit. Das Trio ist eine der herrlichsten Blüthen des Spohr'schen Geistes, in welchem neben der größtmöglichen Vollendung in Form und Faktur eine Menge Schönheiten ersten Ranges, geniale Meisterzüge hervortreten. Als Perle des Ganzen ist das Scherzo und dessen Trio zu bezeichnen. Hier erschließt sich uns wie durch Zauberschlag urplötzlich eine selige Insel, — es umfängt uns wie ein Wundergarten, wie eine blühende Ton-Daßis voll orientalischer tiefglühender Farbenpracht!

Ein ewig wechselndes Sinken und Steigen  
In geheimnißvoll flüchtigem Tonreigen.  
Ein wunderbares Ringen,  
Ein sehnstchtig bewegtes Ineinanderverschlingen.  
Ein Sich-finden und Wiederverschwinden,  
Ein Kommen und Fliehen der Melodien  
Gleich als wie sel'ger Engel Stimmen  
Vor unserm innern Ohr verschwimmen. —

Indem wir solchergestalt den wunderbaren Eindruck, den dies Scherzo auf uns hervorgebracht, — ungefähr anzudeuten versuchen, sind wir überzeugt, daß es auf Jeden, der zu hören versteht, eine ähnliche Wirkung äußern muß. ... Noch ist es höchst merkwürdig, wie Spohr hier zwei Elemente zu vereinigen wußte, die sich sonst fremd oder feindlich gegenüber zu stehen pflegen: das humoristische und das gemüthliche, elegisch-zarte und gefühlvolle Element. ...."

Zu Anfang des Jahres 1841 schrieb Spohr eine Phantasie für Clavier und Violine über Themen aus seiner Oper: „Der Alchymist“, deren liebliche, seelenvolle Melodien einer solchen Bearbeitung besonders günstig waren (Op. 117, Wien bei Mechetti), einen englischen Psalm für Solostimmen, Chor und Orgelbegleitung (Op. 122, bei Simrock in Bonn) und ein Lied: „Schill“, für Männerchor mit Begleitung von Militärmusik zur Einweihung des Schill'schen Invalidenhauses zu Braunschweig, welches zunächst von der Casseler Liedertafel in einem Concerte zu wohlthätigen Zwecken öffentlich vorgetragen und mit so allge-

meinem Beifall aufgenommen wurde, daß Spohr auf die Idee kam, es nach Frankfurt zu schicken und damit seinen versprochenen Beitrag zur „Collection kleiner Compositionen für die Mozart-Stiftung“ zu liefern. Zugleich beantwortete er die an ihn ergangene Anfrage wegen eines geeigneten Bewerbers zu dem ersten Stipendium dieser Stiftung, indem er dazu den 14-jährigen Jean Bott aus Cassel vorschlug und weiter über denselben berichtete: „Bott ist ein Virtuos auf Violine und Pianoforte und entwickelt jetzt auch ein so bemerkenswerthes Compositionstalent, daß ich ihm auch damit eine glänzende Zukunft verspreche. Seit einem halben Jahre ist er im Violinspiel mein Schüler und noch nie habe ich einen so fähigen gehabt. Hauptmann (sein Lehrer in der Composition) sagt dasselbe.“ — Gestützt auf so werthvolle Empfehlungen erhielt der junge Künstler, nachdem seine eingesandten Arbeiten die Prüfung bestanden hatten, das gewünschte Stipendium auf ein Jahr, setzte den Unterricht bei Spohr und Hauptmann eifrig fort und wurde noch als Knabe in der Casseler Hofcapelle angestellt.

Da Spohr die Zeit der Theaterferien diesmal zu einem Ausflug in die Schweiz bestimmt hatte, so beschloß er, seinen Weg über Stuttgart und Hechingen zu nehmen, um die persönliche Bekanntschaft des regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen zu machen, welcher zu verschiedenen Malen eigenhändig an ihn geschrieben und sich als enthusiastischen Musikliebhaber zu erkennen gegeben hatte, indem er namentlich sein Entzücken über Spohr's „Weihe der Töne“ in folgenden Worten kund gab:

„Hochgeschätzter Hofcapellmeister! Ich kann nicht umhin, mein Herz und meine Seele sind zu voll, ich muß dem Schöpfer jenes Tonwerkes, welches das Tiefste meiner Seele bewegte und hoch beseligte, Worte der reinsten Bewunderung und des wahrsten Dankes zusenden. Mein Hofcapellmeister Täglichsbeck hat mich durch die immer für eine kleine Capelle wahrhaft gelungen zu nennende Aufführung des Tongemäldes „Die Weihe der Töne“

in Form einer Symphonie herrlich überrascht. Dank Ihnen, dem deutschen Manne, unserm Spöhr, der des schönen Gedichtes Geist und Sinn eben so warm als wahr in die Sprache der Tonkunst verwirklichte! — Das Tongemälde ist wahrlich trefflich zu nennen, das ganze Sein des Erdenpilgers ist treu wieder gegeben, es bildet unser ganzes Leben, somit bald Schatten, bald Licht. Die Mutter Natur entfaltet sich zuerst als Chaos, leblos, todt. Doch nicht lange und der Urgeist giebt Leben, und wir sehen uns versetzt nach Arkadien in's idyllische Leben, bald dringt eine Ahnung eines besseren Seins in die menschliche Brust, man hört der Mutter Freuden, des Jünglings heiße Liebe, das muntere Treiben der fröhlich heiteren, jugendlichen Welt; doch bald umstaltet sich dies ächt irdische Glück, man hört der Trompeten Schall, Schlachtgesang, Krieg, Wunden, Schmerz erfolgen, alsdann aber Trost, Sieg, Frieden, Dank und Lob dem Herrn, endlich Scheiden vom Irdischen, Grabgesang, Seligkeit in jenen besseren Regionen. Der letzte Satz übertrifft wo möglich Alles, und man wähnt sich zu fühlen in jenen Räumen, in jenem ewigen Blau, abschüttelnd der Erde Schmerzen, der Erde Staub! — Verzeihen Sie, hochgeschätzter Hofkapellmeister, daß ich meinem Herzen, meinen Gefühlen hier Luft mache, aber es kommt tren von der Seele und hofft in dem so warmen Herzen unseres Spöhr gern Wiederklang zu finden. Ihr ergebener

Fr. B. C., Fürst zu Hohenzollern-Hechingen."

Da Spöhr's beabsichtigter Besuch in Hechingen im Voraus bekannt geworden war, so wurde er bei seiner Ankunft dort aufs Freudigste bewillkommt. Ueber den Verlauf des dortigen Aufenthaltes wurde dann in die Heimath brieflich berichtet: „Gleich am ersten Abend holte uns Kapellmeister Täglichsbeck und Hofrath Schilling aus Stuttgart ab, um uns in der Stadt herum zu führen und, wie sie vorgaben, den neuen Concertsaal zu zeigen. Da angelangt, fanden wir aber zu unserer Ueberraschung eine zahlreiche Gesellschaft versammelt und



wurden besonders von dem Fürsten sehr freudig begrüßt. Nach kurzer Unterredung führte er Spohr zu einer hohen Tribüne, worauf das ganze Orchester versammelt war, und ganz vorn der hiesige erste Prediger Meiners (zugleich Contrabassist im Orchester), der dann eine feierliche sehr ergreifende Willkommensrede an Spohr hielt, an deren Schluß ein solcher Jubelruf mit Musik begleitet durch den Saal erschallte, daß man glaubte, er müsse mit Tausenden erfüllt sein. Darauf setzte sich der Fürst mit Spohr nieder, und zu unserer großen Ueberraschung und Freude erklang seine herrliche fünfte Symphonie (C-moll), mit der größten Vollendung und Begeisterung ausgeführt. Der Fürst gerieth dabei in so lebhaftes Entzücken, wie uns solches noch niemals vorgekommen war; er konnte sich nicht mäßigen, hielt Spohr beständig am Arm oder an der Hand fest, und flüsterte ihm nicht nur bei jeder Stelle seine begeisterten Empfindungen zu, sondern ließ sie oft auch ganz laut werden.... Nachdem der Fürst hatte anfragen lassen, ob Spohr unten im Speisesaale soupire, bestellte er, ein Plätzchen neben demselben für ihn aufzuheben, obwohl er als regierender Fürst noch nie im Gasthaus gespeist hatte. Dies Souper war nun höchst merkwürdig und amüsant: außer dem Fürsten, der sich zwischen Spohr und mich setzte, und sehr munter war, kam noch die ganze Gächinger beau monde, um Spohr zu sehen, und speiste daselbst jeder nach seiner Weise. Kammerherrn, Geistliche, Regierungsräthe, nebst ihren Frauen, Alles durcheinander, machte tausend Späße, und zeigte eine unerhörte musikalische Begeisterung. Auch Spohr war sehr vergnügt, dies glückliche, musikdurchdrungene Fleckchen Deutschlands kennen gelernt zu haben. Musik, vorzüglich Spohrsche, gilt hier als das Höchste, und Damen und Herren kennen seine Symphonien und Quartetten so gründlich, wie bei uns in Cassel nur sehr Wenige. Hätten wir nicht endlich um 11 Uhr, trotz dem Fürsten, den Ausbruch gemacht, so hätte er es nimmermehr gethan, denn er ist in Spohr ganz ver-

liebt. Am andern Morgen vor 8 Uhr klopfte es schon wieder an unsere Thür und Seine Durchlaucht trat herein, zu sehen, wie wir in Hechingen geschlafen hätten. Darauf führte er uns in den Schloßgarten und in das allerliebste Schloßchen, wo wir zu der auf den Abend verabredeten Musikparthie unser Trio probiren wollten. Als wir den ersten Theil gespielt hatten, benutzte er die kleine Pause, um seine Gemahlin ebenfalls herbeizuholen, damit auch sie sein Entzücken theile, wodurch uns nun die schon bestimmte förmliche Staatsvisite bei derselben erspart wurde.... Zu Tische waren wir zu Täglichs becks eingeladen; kaum waren wir aber mit Essen fertig, so kam der Fürst schon wieder nebst zwei Hofequipagen, welche die ganze Gesellschaft nach dem reizenden Lustschloß „Lindig“ brachten, das reich an wahrhaft himmlischen Aussichten, uns Alle, besonders aber Spöhr, in hohem Grade entzückte....“ Von der am Abend folgenden Hofssoirée wird weiter berichtet: „.... In einem besonders für Musik gebauten gewölbten Saal wurde erst ein Doppelquartett von Spöhr ganz wundervoll gespielt, dann sang der Fürst mehrere Lieder mit vielem Ausdruck und zuletzt kam unser Trio. Die Gesellschaft, meist aus Angestellten und nur wenigen Musikern bestehend, schwamm in Entzücken und äußerte sich sehr verständig über die Musik. Zuletzt kam ein feines Souper an kleinen Tischen, jeder zu vier Personen, wobei Spöhr neben der Fürstin, die sich sehr liebenswürdig und herzlich erwies, am Haupttisch seinen Platz erhielt, während der Fürst in heiterster Laune mein Nachbar war. Da unsere Abreise auf den folgenden Morgen bestimmt war, der Fürst aber erklärte, sich noch nicht von Spöhr trennen zu können, so beschloß er, eine Station mitzureisen und dann noch mit uns zu essen, wozu er, „um nicht egoistisch zu sein und die Freude allein zu genießen“, noch eine ganze Gesellschaft eingeladen hatte, die in seinen Wagen mitfahren sollte. Zwei Herren wurden nun in dem unsrigen vorausgeschickt, um in dem drei Stunden entfernten Städtchen Balingen

Mittagsessen für sechszehn Personen zu bestellen . . . . Während der Mahlzeit, die aus einer Menge trefflicher Gerichte bestand und wobei auch der Champagner, aus dem fürstlichen Keller mitgebracht, nicht fehlte, war die Unterhaltung äußerst lebhaft und mit vielen Wigen gewürzt, doch stets von dem herrschenden Grundton des Musikenthusiasmus durchwebt, worin besonders der Fürst wirklich einzig ist. Endlich aber schlug die lang hinausgeschobene Scheidestunde! Die fröhlichen Reden verstummten, und wehmüthige Stille trat ein; der Fürst war außer sich, er umarmte Spöhr zu wiederholten Malen, und als wir schon im Wagen saßen, wurde derselbe noch einmal von der Gesellschaft umringt und der Fürst erklärte im Namen Aller, diese für Hechingen so glücklichen Tage sollten bei der Jahreswiederkehr durch ein Fest gefeiert werden.“ — Unter den freundlichsten Erinnerungen an die eben verlebte Zeit setzte nun das Spöhrsche Ehepaar die Reise nach der Schweiz fort, deren Zweck zwar vorzugsweise dem Genuß der reichen Naturschönheiten galt, womit sich aber leicht der Besuch eines zu Luzern stattfindenden Musikfestes vereinigen ließ. Obgleich Spöhr die schon in Cassel an ihn ergangene Einladung zur Direction desselben abgelehnt hatte, so gewährte es ihm doch großes Interesse, als Zuhörer dabei zugegen zu sein. Am ersten Tage kam in der herrlich gebauten Kirche zu St. Xaver sein Oratorium: „Des Heilands letzte Stunden“ zur Aufführung, wobei die Solostimmen meist von Dilettanten, die Parthie der Maria aber von Mad. Stockhausen, welche schon beim Norwicher Musikfest großen Ruhm dabei erworben hatte, „mit wahrer Engelsstimme“ gesungen wurde. Auch die Chöre gingen vortrefflich, nur vom Orchester wurden Spöhr's hohe künstlerische Ansprüche nicht ganz befriedigt. Das Oratorium erregte auch hier allgemeine Begeisterung, doch vermiften die Reisenden „die tiefe Andacht, die christliche Auffassung und fromme Hingebung des Gemüths“, die sie im vergangenen Jahre bei den Engländern wahrgenommen hatten.

Nach dem Dratorium folgte eine brillante Festouvertüre von Lindpaintner und noch ein zweites Dratorium „Christi Himmelfahrt“ von Nentkorn, wobei der Componist ebenfalls gegenwärtig war und sich insbesondere über den Beifall Spohr's, der namentlich die Chöre und Fugen lobte, sehr erfreute. Auch im zweiten Concert gemischten Inhalts bildeten die Gesangsvorträge der Mad. Stockhausen (Mutter des neuerdings so berühmt gewordenen Baritonisten) wieder den Glanzpunkt, doch ließen sich auch zwei ausgezeichnete Dilettanten, Doctor Ziegler und seine Schwester, aus Winterthur, in dem Duett aus Tessonda mit gleichem Beifall hören. Auf der Rückreise aus der Schweiz hielt Spohr sich noch einige Tage in Frankfurt auf, um der Aufführung der „Iphigenia in Aulis“ von Gluck beiwohnen zu können. Die Hauptrollen derselben: Iphigenia und Agamemnon waren durch Fräulein Capitan und Herrn Fischer trefflich besetzt, und es gewährte Spohr um so mehr Freude, diese in ihrer edlen Einfachheit doch so großartige Musik in befriedigender Weise ausführen zu hören, da in Cassel seine oft wiederholten Bemühungen, eine Glucksche Oper auf das Repertoire zu bringen, stets gescheitert waren und er auch für die Zukunft sich keinen besseren Erfolg versprechen durfte.

Raum nach Cassel zurückgekehrt begann Spohr mit großem Eifer eine neue Arbeit, zu der er schon auf der Reise, im Angesicht der herrlichen Schweizer-Berge und Seen, den Plan entworfen. Als er nämlich nach dem Luzerner Musikfest zuerst wieder mit seiner Frau allein im Wagen saß, erzählte er dieser voll Freude, daß er, begeistert und erfrischt durch all' die schönen Eindrücke, die Natur und Kunst vereint ihm gewährt, — den lebhaftesten Drang in sich fühle, ein recht großartiges Orchesterwerk zu schreiben, und zwar wo möglich in irgend einer neuen erweiterten Form der Symphonie. Die halb scherzhafte Antwort hierauf: „Wenn die einfache Symphonie deinem Schaffensdrang nicht genügt, so schreibe doch eine doppelte für zwei Or-

chester, nach Art der Doppelquartetten", ergriff er sogleich mit Wärme, und versank darauf in tiefes Nachsinnen, als ob er die Composition schon begänne, sagte jedoch bald nachher: die allerdings anziehende Aufgabe könne nur genügend gelingen, wenn derselben ein bestimmter Sinn untergelegt, — und den beiden Orchestern eine mit einander contrastirende Bedeutung gegeben werde. Nach langem Ueberlegen und Suchen, nach manchem alsbald wieder verworfenen Vorschlag, ergriff er endlich mit Begeisterung die Idee: das gute und böse Princip im Menschen durch die zwei Orchester darzustellen und der Doppelsymphonie dann den Namen „Irdisches und Göttliches im Menschenleben“ beizulegen. Der erste Satz solle „Kinderwelt“, der zweite „Zeit der Leidenschaften“, der dritte „Endlicher Sieg des Göttlichen“ heißen, außerdem aber noch jedem Satz ein speciellcs erläuterndes Motto beigegeben werden. So ward der Plan, mit vollem freudigen Herzen entworfen, mit reiner Begeisterung dann ausgeführt. Das Urtheil, wie weit die hohe schwierige Aufgabe ihm gelungen, mußte dabei freilich der Individualität der Zuhörer überlassen bleiben, doch erregte das Werk bei der unter der eigenen Leitung und in dem Geist des Componisten zuerst in Cassel stattfindenden Aufführung bei dem aufmerksam lauschenden Publikum die lebhafteste Bewunderung; denn während die Kunstkenner die Trefflichkeit der Musik auch abgesehen von ihrer besonderen Beziehung anerkannten, wurde zugleich bei den Nichtkennern das Gefühl in hohem Grade davon angeregt und befriedigt. So sagt ein Privatbrief aus jener Zeit u. A.: „Gestern Abend kam die neue Doppelsymphonie von Spohr für zwei Orchester zuerst zur Aufführung; das große stark besetzte Orchester repräsentirt das böse Princip, das kleine, nur aus elf Solo-Instrumenten bestehend, hingegen das gute. Im ersten Satz „Kinderwelt“ behält dieses vorzugsweise die Oberhand; süße, unschuldige Melodien zaubern uns die eigene Kindheit zurück, die holden Spiele und Scherze umgaukeln uns, von schönen Träumen der Vergangen-

heit fühlen wir uns ganz umfassen, doch die Stimmen des großen Orchesters mahnen auch mit Wehmuth an die Wirklichkeit, an die Kämpfe mit dem kaum begonnenen irdischen Leben. In diesem Satz, obgleich die Heiterkeit vorwaltet, spricht eine eigenthümliche Reinheit und Zartheit der Gefühle zu uns, und gewiß konnte nur ein Gemüth so rein und lieb wie das unseres Spohr die zarte Kinderwelt so in Tönen darstellen. Im zweiten Satz „Sieg der Leidenschaften“, der mit einem sehr innigen Duett zwischen Oboe und Clarinette (das erste Erwachen der Liebe darstellend) beginnt, stürmen bald beide Orchester wild durcheinander, ein treues Bild des menschlichen Herzens in den Kämpfen dieses Lebens, das kleine Orchester wird bald hier, bald dort mit fortgerissen, doch unterläßt es auch hier nicht ganz, als guter Genius mit rührenden Tönen oft mahnend dazwischen zu treten. Dieser Satz, sehr reich an Ideen und Harmonien, schien das große Publikum am meisten hinzureißen; den tiefsten Eindruck auf jedes empfängliche Herz machte jedoch der dritte Satz: „Endlicher Sieg des Göttlichen.“ Hier wird die mahnende Stimme des kleinen Orchesters immer dringender, die irdischen Leidenschaften im großen werden allmählig überwältigt, man glaubt zu fühlen, wie seine Macht gebrochen wird, doch rafft es sich oft noch auf, bis zu dem erhabenen Moment, wo nach einer Generalpause endlich beide Orchester, in feierlichen Accorden übereinstimmend, den errungenen Sieg des guten Genius voll Kraft verkünden. Von da an sind es nur fromme, liebliche Klänge, wie aus seligem Jenseits, die bald abwechselnd, bald zusammen in beiden Orchestern erklingen und die seltsam bewegten Gemüther der Zuhörer zum sanft beruhigenden Schluß führen.“ — In ähnlicher Weise eingehend — bald vom rein menschlichen, bald vom künstlerischen Standpunkte aus das Werk preisend, — liefen die Berichte aus allen Gegenden ein, nachdem die Symphonie kurz nachher als Op. 121 bei Schuberth in Hamburg im Druck erschienen war, und sich dann schnell in die größeren Städte Deutschlands und Englands verbreitete,

wobei es Spöhr zur besonderen Genugthuung gereichte, seine Intentionen, wenn auch in mannichfacher Auffassung, doch im Ganzen so richtig verstanden und gewürdigt zu sehen.

X Im November desselben Jahres wurde die musikalische Welt von Cassel in freudige Aufregung versetzt durch die Ankunft Ligt's, der sich in zwei im Theater gegebenen Concerten den stürmischen Beifall des begeisterten Publicums erwarb. Dem engeren Kreis der Musikkreunde war schon vor seinem öffentlichen Auftreten der große Genuß zu Theil geworden, ihn in einer von Spöhr veranstalteten Musikparthie dessen Clavierquintett, so wie viele andere eigene Compositionen in unübertroffener Meisterschaft vortragen zu hören. Auch Spöhr folgte den Leistungen seines Kunstgenossen mit dem lebhaftesten Interesse, die höchste Anerkennung zollte er aber dessen an's Wunderbare grenzendem *a vista*-Spielen, und mit freudiger Miene erzählte er noch nach Jahren, als Beweis von Ligt's auch nach dieser Seite hin eminenten Talente, wie derselbe in einer Privatsoirée bei Frau v. d. Maishurg, von Spöhr auf der Geige begleitet, dessen „Reisefonate“, so wie die eben erst im Druck erschienene, also Ligt völliig unbekannte Phantasie aus dem Alchymist zur Bewunderung aller Zuhörer in höchster Vollendung vom Blatte spielte \*).

Am 5. December dess. Jahres wurde aller Orten von den Verehrern Mozart's dessen 50jähriger Todestag begangen; da aber in Cassel keine öffentliche Feier stattfinden konnte, so veranstaltete Spöhr zum Besten der Armen eine Privataufführung des Cäcilienvereins, welche recht feierlich und ergreifend ausfiel. In der Mitte des Saales erhob sich auf schwarz behängtem Altar die bekränzte Büste Mozart's, während auf der einen Seite die zahlreich versammelten Zuhörer, auf der andern aber die

\*) Nach dieser von Augenzeugen herrührenden Mittheilung werden die Leser der Malibran'schen Biographie Spöhr's die in derselben enthaltene, auf unbegreiflichem Irrthum beruhende Erzählung von Ligt's Anwesenheit in Cassel selbst berichtigen können.

Sänger sämmtlich in Schwarz gekleidet Platz nahmen. Zuerst wurde nun das „ave verum“ von Mozart gesungen, dann folgte eine kurze passende Gedächtnisrede und zum Schluß des verewigten Meisters Schwanengesang, das unsterbliche Requiem. —

Zu Anfang des Jahres 1842 componirte Spöhr sechs vierstimmige Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß (Op. 120 bei Appel in Cassel), sodann sein zweites Trio für Clavier, Violine und Violoncell, dem er im Laufe des Jahres noch ein drittes folgen ließ, worauf beide bei J. Schubert als Op. 123 und 124 gestochen wurden.

Da sich während des Winters bei Spöhr wieder Spuren seines früheren Leberleidens gezeigt hatten, so wurden diesmal die Sommerferien zu einer Badereise nach Carlsbad benützt, auf dem Hinfweg aber auf die dringende Einladung seines Jugendfreundes, des nunmehrigen Oberjägermeisters v. Holleben in Rudolstadt, ein Besuch bei diesem abgestattet. Im Kreise von dessen liebenswürdiger Familie flossen die Stunden unter den freundlichsten Jugenderinnerungen und dem gegenseitigen Austausch späterer Erlebnisse schnell und angenehm dahin; doch durfte es dabei auch an Musik nicht fehlen, zu deren Anhörung dann jedesmal ein größerer Zirkel von Musikliebhabern eingeladen wurde, wo Spöhr bereitwillig mehrere seiner neuesten Compositionen vortrug und insbesondere durch die beiden Trio's, bei welchen seine Frau die Clavierparthie übernahm, das allgemeine Entzücken erregte. Eine begeisterte Zuhörerinnen hatte er dabei insbesondere an der damals in Rudolstadt lebenden Prinzessin von Bückeburg, die gern in ihrem eigenen Hause eine Fête für Spöhr veranstaltet hätte, wenn nicht Frau v. Holleben, wie sie selbst nachher triumphirend erzählte, dem Beispiel des Mayor von Norwich folgend (dessen komische Geschichte mit dem dortigen Bischof Spöhr vorher zum Besten gegeben), jede Einladung für ihre Gäste, ohne erst anzufragen, abgelehnt hätte.



Während des nun folgenden vierwöchentlichen Aufenthaltes in Carlsbad brauchte Spohr mit musterhafter Gewissenhaftigkeit die ihm vorgeschriebene Brunnentur, wobei er außer vorchriftsmäßigen mehrstündigen Morgenspaziergängen, am Nachmittag weitere Ausflüge in die herrliche, ihm schon früher so liebge-wordene Umgegend machte. Doch wußte er dazwischen auch noch manche Stunde zur Ausübung seiner edlen Kunst zu erübrigen, indem er fleißig mit seiner Frau musicirte und auch den näheren Bekanntenkreis öfters durch sein Spiel erfreute. Dem immer regen Drang, etwas Neues zu schaffen, konnte und durfte er zwar während der Kur nur in geringem Maße genügen, doch componirte er auch in dieser Zeit wenigstens ein Lied: „Thränen“ von Chamisso, welches später im „Album für Gesang“ von Rud. Hirsch (Leipzig bei Bösensberg) abgedruckt wurde, und beschäftigte außerdem seinen rastlos thätigen Geist in unschuldiger Weise mit Ausdenken von Räthseln und Charaden, die er dann in Prosa zu Papier brachte und den in die Heimath gesendeten Briefen beilegte, wo es bei den zu Hause Zurückgebliebenen oftmals viel Kopfzerbrechen gab, um in der nächsten Rückantwort die richtige Auflösung mitgeben zu können. Da auch von seinen andern Reisen öfter ähnliche Sendungen eingingen, so entstand allmählig eine Sammlung von mehr als fünfzig solcher Räthsel-aufgaben theils ernstern, theils scherzhaften Inhalts, deren einige hier als Beispiele Platz finden mögen:

#### Dreißigblige Charade.

Mein Ganzes ist eine Dissonanz im Leben, die aber mit zunehmender Civilisation immer mehr verstummen wird. Auch ohne die erste Sylbe bleibt es eine Dissonanz, findet jedoch so-gleich beruhigende Auflösung. Wirfst Du vom Ganzen in der Mitte einen Buchstaben weg, so hört alle Dissonanz auf und es dient nun fröhlichen Festen; nimmst Du aber dem Ganzen das letzte Zeichen, so gestaltet es sich sogar zum reizenden Kunstwerk.

### Buchstabenräthsel.

(In Carlsbad bei Regenwetter ausgedacht, weshalb es etwas tragisch angefallen ist).

Wem ein herbes Geschick das Ganze auferlegt hat, dem wird die Welt als das erscheinen, was bleibt, wenn Du den letzten Buchstaben wegnimmst. Ihm wird vielleicht sogar das versagt sein, was bleibt, wenn Du nochmals die zwei letzten wegstreichst, und man kann dem Armen nur zu dem rathen, was bleibt, wenn abermals der letzte wegfällt. Hilft ihm auch dieses nicht, so wird es ihn doch vielleicht trösten.

### Zweisylbige Charade.

Mein Erstes sehnt sich nach seinem nächsten Nachfolger. Das Zweite strebte einst das Ueberirdische zu erforschen. Das Ganze beherrscht drei Nebenbuhler und zwar legitim, da es höher als sie geboren wurde \*).

— Nach Cassel zurückgekehrt wurde Spöhr schmerzlich berührt durch die Kunde von der nahe bevorstehenden Abreise seines Freundes Hauptmann, welcher einen Ruf als Kantor an die Thomasschule zu Leipzig angenommen hatte. Mochte er sich auch herzlich darüber freuen, denselben seine Stelle in der Hofkapelle zu Cassel gegen jene so viel angemessenere und ehrenvollere vertauschen zu sehen, so war doch augenblicklich das wehmüthige Gefühl vorherrschend, den Umgang eines Mannes fortan entbehren zu sollen, der ihm zwanzig Jahre hindurch als Freund, wie als Künstler gleich nahe gestanden hatte. Da Hauptmann auch ein thätiges und hochgeehrtes Mitglied des Cäcilienvereins gewesen war, so wurde von diesem auf Spöhr's Veranlassung eine Abschiedsfeier veranstaltet, wobei der musikalische Theil größtentheils aus Hauptmann'schen Compositionen bestand. Da aber Spöhr wenigstens ein Musikstück mit speciellerer Beziehung auf die Feier hinzuzufügen wünschte, so wählte er hierzu die zur

---

\*) Die Auflösungen werden beim Inhalts-Verzeichniß gegeben werden.

goldenen Hochzeit seiner Eltern von ihm componirte liebliche Cantate, welche, mit untergelegtem passenden Text versehen, um so mehr das Interesse aller Zuhörer fesselte, da Spohr selbst die der Clavierbegleitung beigegebene obligate Violinstimme dabei übernahm.

X Gegen Ende des Jahres schrieb Spohr eine „Concert-Duvertüre im ernstern Styl“ (Op. 126 bei Siegel in Leipzig), die dann im nächsten hiesigen Abonnements-Concert, bald nachher aber auch in den Gewandhaus-Concerten zu Leipzig zur Ausführung kam, und hier wie dort nicht verfehlte, den beabsichtigten ernst-großartigen Effect hervorzubringen. Zunächst machte er sich nun auf öfteres Drängen von Verlegern und Freunden an eine von ihm bisher noch gar nicht versuchte Compositions-gattung, eine Sonate für Pianoforte allein, welche er, nachdem sie zu seiner Befriedigung ausgefallen war, seinem Freunde Mendelssohn zu widmen beschloß. Dieser, hiervon in Kenntniß gesetzt, schrieb ihm sogleich und begleitete seinen Dank „für die hohe ehrenvolle Auszeichnung“ mit folgenden Worten: „Wüßte ich's Ihnen nur ordentlich auszudrücken, wie tief ich's empfinde, was das sagen will, eins Ihrer Werke auf diese Weise noch ganz besonders sein eigen nennen zu dürfen, und wie mich nicht allein die Auszeichnung, sondern eben so sehr Ihr freundliches Erinnern, Ihr fortgesetztes Wohlwollen dabei so ganz von Herzen freut. Haben Sie tausend Dank dafür, lieber Herr Kapellmeister, und was ich von gutem Clavierspielen zusammen bringen kann, um mit meinen jetzt sehr widerhaarigen Fingern die Sonate recht schön herauszubringen, das soll redlich geschehen. Aber das ist wieder nur eine Freude, die ich mir selbst mache, und ich möchte so gern Ihnen eine dafür erwidern“ 1c. Die „widerhaarigen Finger“ mochten indessen dem Willen des Meisters sich bald gefügt haben, denn als Spohr später bei einem Besuch in Leipzig die Freude hatte, die Sonate von ihm vortragen zu hören, blieb nichts zu wünschen übrig und er erkannte in solcher Ausführung

das Ideal, welches ihm bei der Composition vorgeschwebt hatte. Als dieselbe bald nachher in Wien bei Mechetti als Op. 125 herausgekommen war und hierdurch eine weitere Verbreitung gefunden hatte, wurde Spohr von allen Seiten viel Erfreuliches darüber gesagt. Namentlich überraschte ihn ein begeisterter Brief aus Ungarn von einem ihm völlig Unbekannten (Chor-Direktor Seyler an der Kathedrale zu Gran), worin derselbe u. A. sagt: „Unzählige Male ergözte ich mich in den Stunden, welche mir mein Dienst zur Erholung gönnet, am Pianoforte an jener Sonate, die Sie Herrn Mendelssohn-Bartholdy dedicirten. Hingerissen durch den Zauber dieser Töne ergreife ich die Feder, um Ihnen im Namen aller fühlenden Clavierspieler, die nicht immer Gelegenheit haben, sich an Ihren größeren Tonschöpfungen zu ergözen, für dieses göttliche Werk den innigsten Dank zu melden. . . . Noch möchte ich inständigst bitten, mich wissen zu lassen, ob wir Clavierspieler unserer großen Sehnsucht Raum geben dürfen, noch eine solche Composition, bei welcher wir mit zwei Händen allein mit dem Geist des weltberühmten deutschen Kunstheroen uns unterhalten können, in unsere Hände zu bekommen?“ u. Mußten diese und ähnliche Aeußerungen nun Spohr's frühere Zweifel, ob er auch als Componist für Pianoforte etwas Genügendes leisten könne, vollends beseitigen, so blieb doch sein Interesse begreiflicherweise mehr der mit der Geige concertirenden Claviermusik zugewandt und seine nächste Arbeit waren sechs Duettinen für Pianoforte und Violine (Op. 127), die er aber erst nach mehreren Monaten beendigen und seinem ungeduldig darauf harrenden Verleger Jul. Schubert in Hamburg zur Veröffentlichung übergeben konnte, indem gerade damals seine Zeit durch Einstudiren mehrerer größerer Werke ungewöhnlich in Anspruch genommen wurde. Zunächst war es nämlich sein Wunsch, die Bach'sche „Passion“ am Charfreitag zur Auf- führung zu bringen, und obgleich er dieselbe schon früher mehr- mals bei gleicher Veranlassung mit Zuziehung aller musika-

lischen Kräfte Cassels eingeübt hatte, so waren doch seitdem Jahre verfloßen und es kostete auf's Neue unendliche Geduld und Ausdauer, um diese großartige, überaus schwierige Musik dem Gesang- und Orchesterpersonal so sicher einzustudiren, daß sie in würdiger Weise dem Publikum vorgeführt werden konnte. Nachdem sich dann Spohr bereits Monate lang mit dem Einüben der Chöre abgemüht hatte und der ersehnte Tag der Aufführung immer näher rückte, wurde plötzlich die dazu erforderliche Erlaubniß des Kurprinzen, ohne irgend einen Grund dafür anzuführen, verweigert; und erst nachdem ein zweites Gesuch eingereicht und demselben für alle Fälle eine Bescheinigung des Pfarrers beigelegt worden, daß er „die gewählte Musik der Kirche und dem Tage vollkommen angemessen“ finde, kam die erhoffte Erlaubniß und das herrliche Werk konnte zur größten Freude Spohr's, wie aller Musikfreunde, dennoch am bestimmten Tage aufgeführt werden. Doch hätten diese wiederholt in den Weg gelegten Hindernisse leicht Veranlassung zu Spohr's gänzlichem Abgang von Cassel werden können, da er gerade wieder in jener Zeit einen sehr annehmbaren Ruf nach Prag erhielt, worüber er an Freund Hauptmann schrieb: „Ich bin der hiesigen Vegetation so müde, daß ich mich in meinen alten Tagen noch entschließen könnte, von hier wegzugehen, wenn nicht meine Frau zu sehr an ihrer Familie hänge und entfernt von den Ihrigen froh sein könnte. Eine Veranlassung böte mir ein Antrag der Böhmischn Stände, die durch Dionys Weber's Tod erledigte Stelle als Director des Prager Conservatoriums, gegen Entschädigung meines hiesigen Einkommens, zu übernehmen. Ein solcher Wirkungskreis und der Aufenthalt in dem musikalischen Prag könnte mir schon zusagen. So werde ich es, bei den angeführten Umständen, natürlich ablehnen . . .“ In Hauptmann's sehr ausführlicher Antwort hierauf meint derselbe zwar u. A.: „Cassel werde durch Spohr's Abgang unter den dort obwaltenden Verhältnissen eine musikalische Sandsteppe werden“, rath ihm aber dennoch unbedingt

dazu und will „den Gedanken noch nicht aufgeben, ihn aus dem guten, schönen, aber unterdrückten Cassel nach der majestätischen Praga ziehen zu sehen.“ Da Spohr jedoch inzwischen seine Entscheidung getroffen und aus freiem Antrieb die liebevolle Rücksicht für seine Frau und ihre Eltern, deren täglicher Umgang auch ihm zur lieben Gewohnheit geworden war, hatte vormalten lassen, so schrieb er in seiner Rückantwort die wenigen bezeichnenden Worte: „Sehr erfreulich sprach mich die Theilnahme an, die aus Ihrem lieben Brief hervorleuchtet auch in Bezug auf die Prager Angelegenheit. Diese habe ich indessen schon bei mir abgethan und ich freue mich, daß meine ablehnende Antwort nach Prag abgegangen war, bevor mein Schwiegervater etwas davon erfuhr und mir mit nassen Augen seinen Dank für meine Entscheidung sagen konnte . . .“ — So war nun Spohr dem auch ihm als zweite Heimath lieb gewordenen Cassel erhalten und er fuhr fort, mit dem gewohnten Eifer seinen Berufsgeschäften obzuliegen. Da galt es denn abermals ein schwieriges Werk einzustudiren, nämlich: „den fliegenden Holländer“ von Richard Wagner, den Spohr zur Festoper für den zweiten Pfingsttag vorgeschlagen, nachdem er von Dresden viel Rühmliches darüber vernommen und bei Durchsicht des eingeschickten Textbuches dasselbe in jeder Beziehung so befriedigend gefunden hatte, daß er es „ein kleines Meisterstück“ nannte und bedauerte, „nicht zehn Jahre früher ein ähnliches eben so gutes zur eignen Composition gefunden zu haben.“ Als er dann in den Proben die Oper genauer kennen lernte, schrieb er darüber an Lüder, indem er ihn zu der bevorstehenden Aufführung nach Cassel einlud: „Dies Werk, obgleich es nahe die Grenze der neuromantischen Musik à la Verlioz streift und mir unerhörte Arbeit wegen seiner immensen Schwierigkeit verursacht, interessirt mich doch im höchsten Grade, da es augenscheinlich in reiner Begeisterung geschrieben ist — und nicht wie so Vieles der modernen Opernmusik in jedem Takt das Bestreben, Aufsehen zu erregen oder gefallen zu wollen, heraus-

X hören läßt. Es ist viel Phantasie darin, durchaus edle Erfindung, ist gut für die Singstimmen geschrieben, und zwar enorm schwer und etwas überladen instrumentirt, aber voll neuer Effekte, und wird gewiß, wenn es erst in den größeren Raum, ins Theater kommt, vollkommen klar und verständlich werden. Ende dieser Woche beginnen die Theaterproben, auf die ich besonders gespannt bin, um zu sehen, wie sich das phantastische Sujet und die noch phantastischere Musik in Scene ausnehmen werden. In so weit glaube ich schon mit meinem Urtheil im Klaren zu sein, daß ich Wagner unter den jetzigen dramatischen Componisten für den begabtesten halte. Wenigstens ist sein Streben in diesem Werk dem Edlen zugewendet, und das befißt in jetziger Zeit, wo Alles nur darauf ausgehet, Aufsehen zu erregen oder dem gemeinsten Ohrenkitzel zu fröhnen!" u. Troß der fast unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten brachte Spohr schließlich eine Aufführung zu Stande, die nichts zu wünschen übrig ließ und die auch beim Publikum die günstigste Aufnahme fand. Zur wahren Genugthuung gereichte es ihm. dann, sogleich selbst hierüber an Wagner zu berichten, worauf ihm dieser hochbeglückt erwiderte: „Mein hochverehrtester Herr und Meister, von der Freude, ja von dem Entzücken, das mir Ihr so außerordentlich liebenswürdiger Brief bereitete, mußte ich mich wirklich erst etwas erholen, ehe ich daran gehen konnte, Ihnen zu schreiben und mein dankbares Herz gegen sie auszuschütten. . . . Um Sie in den Stand zu setzen, sich die außerordentliche Bewegung erklären zu können, die Ihre Nachrichten in mir hervorbrachten, muß ich Ihnen zunächst kaltblütig auseinanderlegen, welche meine Erwartungen auf den Erfolg dieser Oper waren. Bei den großen und ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die sie darbietet, konnte ich mir nur wenig davon erwarten, sobald bei einer Bühne, möge sie auch die besten musikalischen und dramatischen Kräfte aufweisen können, nicht an der Spitze ein Mann stünde, der mit besonders energischer Fähigkeit und gutem Willen sich von vornherein

meines Interesse gegen alle Hindernisse annahme. Daß Sie, mein hochverehrter Meister, wie kein anderer, die Eigenschaften zu so energischer Ueberwachung besäßen, wußte ich, — ob aber meine Arbeit Ihnen würdig erscheinen konnte, sich ihrer mit solch entscheidendem Interesse anzunehmen, das war der gewiß sehr natürliche Zweifel, der, je näher die Zeit der mir angezeigten Vorstellung rückte, mich immer entmuthigender einnahm, so daß ich es gestehe, wie ich in meinem Kleinmuth nicht wagte, nach Cassel zu gehen, um mich nicht persönlich und zu meiner Beschämung von der Wahrheit meiner Befürchtungen überzeugen zu müssen. Nun sehe ich aber wohl, daß ein Glückstern über mir aufgegangen ist, da ich die Theilnahme eines Mannes gewinnen konnte, von dem schon eine nachsichtige Beobachtung mir zum Ruhme gereicht hätte: — ihn selbst mit der förderndsten und entscheidendsten Thätigkeit sich meiner Sache annehmen zu sehen, das ist ein Glück, welches mich gewiß vor Vielen auszeichnet, und welches mich denn wirklich zum ersten Male mit einem Gefühle des Stolzes erfüllt, das bis jetzt noch nie, durch kein Zujuchzen des Publikums, in mir hervorgerufen werden konnte" u. Auch die von Spohr ihm gemachten Ausstellungen an der Oper, in welchen er „nur dessen wahre Theilnahme erkannte“, nahm Wagner mit gleicher Dankbarkeit und Freundlichkeit auf, so wie er sich auch in allen seinen späteren Briefen stets mit der wärmsten Anhänglichkeit und Verehrung gegen ihn aussprach.

Mit Beginn der Theaterferien rüstete sich Spohr zur Reise nach London, wo er Entschädigung dafür finden sollte, daß er wegen versagten Urlaubs im vorigen Herbst der vielbesprochenen Aufführung seines Oratoriums: „Der Fall Babels“ zu Norwich nicht bewohnen konnte. Es war nämlich auf Veranlassung des dortigen Comité's schon monatelang vorher im Auftrag der englischen Regierung durch die Gesandtschaft beim Kurprinzen ein Gesuch deshalb eingereicht, von diesem aber kurzweg abgeschlagen worden, worauf an Spohr von mehreren Seiten aus England



geschrieben wurde, man fühle sich dort im höchsten Grade beleidigt und vorzüglich sei Lord Aberdeen, der stolze Minister, der das Schreiben abgefaßt, sehr aufgebracht. Das Comité versammelte sich deshalb in Norwich und schickte eine Deputation nach London an den Herzog von Cambridge, der sich bereit erklärte, augenblicklich in den dringendsten Ausdrücken selbst an den Kurprinzen zu schreiben. Doch vergebens, auch seine Bitte wurde nach zwei Monaten abschlägig beantwortet, und er, wie die ganze königliche Familie nicht wenig dadurch beleidigt. In Norwich glaubte man indessen noch immer nicht alle Mittel erschöpft zu haben, und es kam zu Spohr's größter Ueberraschung plötzlich eine ungeheure Bittschrift in riesengroßem englischen Format, unterschrieben von den Repräsentanten der sämtlichen Einwohner-schaft der Grafschaft Norfolk (100,000 Menschen), worin der Kurprinz nochmals förmlich angefleht wurde, zum Besten der Stadt und der ganzen Grafschaft doch zu gestatten, daß Spohr dort sein Oratorium dirigiren dürfe. Obgleich er selbst sich nun wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg machte, so war er doch ergriffen durch dies seltene, wahrhaft imposante Dokument und sah in höchster Spannung der Antwort entgegen. Eine solche erfolgte indessen nicht, sondern es erging nur vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten v. Steuber nachfolgendes Schreiben an die Gemahlin des Oberhofmarschalls v. d. Malsburg, durch welchen die Petition eingereicht worden war: „Ew. Excell. melde, daß ich das bewußte Gesuch übergeben und persönlich alle darin hervorgehobenen Momente geltend gemacht habe, daß aber, wie Sie gleich besorgten, keine Hoffnung vorhanden ist, daß eine günstige Entscheidung erfolge“ etc. — Konnte nun Spohr auch nicht persönlich an dem Triumph Theil nehmen, welchen auch dieses neue Oratorium ihm in England bereitete, so erhielt er doch fast täglich die ausführlichsten brieflichen Berichte über den Verlauf des Festes, ja endlich kam eine ganze Kiste voll Zeitungsblätter aller Partheien an, die sich

in Ausdrücken der höchsten Anerkennung fast zu überbieten schienen, aus welchen indessen hier nur wenige besonders charakteristische Aeußerungen Platz finden dürfen. Times sagt u. A.: „Den Glanzpunkt des Festes bot Spohr's Oratorium. Der Text ist mit besonderer Rücksicht auf die Natur und den Charakter eines Oratoriums gedichtet, und der Gegenstand, den Spohr mit seinem Talent verherrlicht hat, der Entfaltung desselben vorzüglich günstig. Es erscheinen drei Nationen: die gefangenen Juden, die wollüstigen Babylonier und die eroberungsstolzen Perser, Stoff zur verschiedenartigsten, musikalischen Behandlung für den Componisten, den dieser bewunderungswürdig benutzte, indem er durchgängig die Identität und Nationalität der verschiedenen Völker in der Musik festzuhalten wußte. Sein besonderes Genie für Erfindung herrlicher Melodien und seine Macht, diese mit den entsprechendsten Harmonien zu bereichern, tritt auch in diesem Werk glänzend hervor.“ Nach einer ausführlichen Analyse der einzelnen Nummern heißt es dann weiter: „Das allgemeine Urtheil über das Oratorium ist dieses: Es ist ein Meisterwerk der Kunst, würdig neben den „letzten Dingen“ und „des Heilands letzten Stunden“ zu stehen. Dieser Lobspruch ist zwar emphatisch, aber er ist gerecht. Obgleich von derselben Hand ist das Werk doch wesentlich von jenen verschieden. Jene erregen Gefühle tiefer Andacht und christlicher Frömmigkeit, in diesem erkennen wir den göttlichen Charakter mehr in seiner Allmacht und Majestät; Jehovah enthüllt sich uns in gewaltigen Thaten, indem er ein Strafgericht über die Gottlosen verhängt. Das Werk erfüllt und verwirklicht alle Bedingungen eines ächten Oratoriums, und die Ausführung war ein Triumph englischer Kunst; nur das Eine ward tief und allgemein beklagt, daß Spohr verhindert worden, bei diesem Triumph persönlich gegenwärtig zu sein.“ Im Morning Chronicle folgt nach ähnlichen enthusiastischen Aeußerungen die Schlußbemerkung: „Genug, die Musik ist charakterisirt durch die

ganze Größe und Eigenthümlichkeit von Spohr's Genius, und wir können kühn behaupten: „es ist das größte Werk, das seit Händel geschrieben wurde.“ — Auch des ungeheuren Zubrangs zu der Festhalle geschieht von allen Blättern Erwähnung und Morning-Gerald äußert darüber insbesondere: „War auch zu Spohr's Oratorium ein außerge-  
wöhnlich zahlreiches Auditorium zu erwarten, so konnte sich doch Niemand von dem, was wirklich erfolgte, vorher einen Begriff machen. Vom frühesten Morgen an strömten die Wagen herein, mit Allem, was die Grafschaft an Schönheit und Rang besitzt. . . . Der ganze Raum des Gebäudes war augenblicklich gefüllt, wo nur irgend noch Platz für einen Fuß war, sah man Wage-  
hähle in den gefährlichsten Stellungen schweben, denn Jeder war fest entschlossen, lieber die größte Unbequemlichkeit zu ertragen, als dem Genuß zu entsagen, Spohr's Oratorium zu hören. Unzählige Menschen stiegen auf das Dach und von da zu den Fenstern hinein, Viele aber auch mußten außerhalb bleiben, und schauten von ihrer schwindelnden Höhe auf den Haufen herab. Es ist keine Uebertreibung, sondern buchstäbliche Wahrheit; und daß ein solcher Grad von Interesse für ein neues musikalisches Werk rege geworden war, ist wohl ein Ereigniß, welches in der Geschichte der Musik einzig da steht“ u. Während nun Spohr zu Hause durch solche erfreuliche Mittheilungen Erheiterung und Zerstreuung fand, war man in England schon darauf bedacht, auch in thatsächlicher Weise ihm für das Versäumte Entschädigung zu verschaffen, und er erhielt demzufolge noch vor Ablauf des Jahres eine Einladung nach London zu einer für die nächste Ferienzeit beabsichtigten Aufführung seines Oratoriums. Durch Professor Taylor, der bereits in Norwich an seiner Statt die Leitung übernommen und die schwere Aufgabe untadelhaft gelöst hatte, war bei Spohr's Ankunft in London (Juni 1843) Alles so weit vorbereitet, daß nach wenigen Proben die Auf-  
führung in Hannover Square Rooms zu seiner vollkommenen

Zufriedenheit von Statten ging. Auch das Publikum äußerte seinen Enthusiasmus durch laute Beifallsbezeugungen und brachte am Schluß ihm ein dreimaliges jubelndes „Hail“ dar. Dennoch wollten Alle, welche dem Fest in der prächtigen St. Andrew's Hall in Norwich beigewohnt hatten, sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß es Spohr nicht auch vergönnt war, sein Werk unter gleich günstigen Umständen in seiner vollen Herrlichkeit zu hören, und er erhielt die Aufforderung zur Leitung einer zweiten großartigeren Aufführung, welche die Sacred Harmonic Society mit ihrem aus fünfhundert Stimmen bestehendem Chor in den ungeheuern Räumen von Exeter-Hall zu veranstalten wünschte. Da er indessen die noch übrigen acht Tage zu einer Reise nach dem vielgepriesenen Wales bestimmt hatte und ihm überdies die Zeit zum Einstudiren seines Oratoriums viel zu kurz erschien, so gab er eine ablehnende Antwort. Doch mußte er nach weiterem dringenden Ersuchen und fortgesetzten Unterhandlungen endlich nachgeben, und es ward dann verabredet, daß die nöthigen Proben in Spohr's Abwesenheit Statt finden sollten, so daß er selbst nur die Leitung bei der Aufführung zu übernehmen habe, vorher aber ungestört die beabsichtigte Reise antreten konnte. Und wohl that solche Erfrischung Noth nach den fast im Uebermaß dargebotenen musikalischen Genüssen und Festlichkeiten der vorhergegangenen Wochen, bei denen er großentheils selbst thätig mitgewirkt hatte. Im Schlußconcert der Philharmonic Society, wo er mehrere seiner Compositionen: „Die Weihe der Lüne“, die Overtüre aus dem „Alchymist“ und das Blumenduett aus „Jessonda“ dirigierte, vorher aber sein Concertino in E-dur selbst auf der Geige vortrug, wurde er, wie Spectator erzählt „gleich einem Fürsten bewillkommenet, indem die ganze Versammlung freiwillig von ihrem Sitze sich erhob, um ihn zu begrüßen“ . . . , und „nachdem er seinen kunstvollen, über alle Beschreibung anmuthigen Vortrag beendet hatte, zeigten die unwillkürlichen Ausbrüche des Entzückens, daß er damit die innersten Herzens-

saiten der Zuhörer angeschlagen" u. Am Schlusse des Concertes sprachen ihm die Direktoren noch die Bitte der Königin aus, in einem zu dem Zwecke anzusetzenden Extra-Concerte noch einmal zu spielen. Da er dies nicht gut ablehnen konnte, so kam das Concert acht Tage später wirklich zu Stande und enthielt in seinem überreichen Programm u. A. eine Symphonie von Mozart, die neunte Symphonie von Beethoven mit den Chören und drei Compositionen von Spohr: Concertino in A-dur, Duvertüre zu „Macbeth“ und Tristan's Arie aus „Jessenba“, welche Staudigl auf Verlangen zweimal singen mußte. Ueber den weiteren Verlauf desselben berichtet ein Brief in die Heimath: „Das gestrige Extra-Concert ging sehr glänzend von Statten und gewährte uns einen hohen Genuß. Das Erscheinen der Königin darin war ein Ereigniß, wovon im Voraus alle Köpfe und Zeitungen erfüllt waren, da sie seit ihrem Regierungsantritt noch keines besucht hatte. Als sie in den Saal trat, ganz einfach schwarz gekleidet, doch mit vielen Brillanten geschmückt, klatschte das Publikum und stand auf (so wie neulich bei Spohr's erstem Auftreten), worauf Solo- und Chorstimmen „God save the Queen“ ganz wundervoll vortrugen. Im Zwischenact ließ die Königin Spohr zu sich in den Nebensaal einladen, und hat sich da lange und sehr schmeichelhaft mit ihm unterhalten, ihm auch den Rath gegeben, die weitere Reise in England incognito zu machen, weil man sonst in jeder Stadt sich eben so um ihn reißen und ihn quälen würde, wie in London. Er sprach auch viel mit Prinz Albert und dem König von Belgien und war von Allen recht sehr erbaut. Mehrere unserer Bekannten, die ganz in der Nähe der Königin saßen, legten besonderen Werth darauf, daß bei Spohr's Erscheinen im Orchester sie und ihr Gemahl sich sehr tief verbeugt und heftig in die Hände geklatscht hätten“ u. s. w. In weiteren Musikparthien gewährte es ihm große Freude, seine Trio's, Quartetten, Opersachen und Lieder in höchst vollendeter Ausführung zu hören, so wie er auch durch den

wunderbar reinen Vortrag der beliebten englischen Glee's \*) stets zu wahren Entzücken hingerissen wurde. Auch die enorme Quantität der bei solchen Gelegenheiten vorkommenden Musikstücke war für ihn nicht störend, da er glücklicherweise in der unerschütterlichen Ausdauer seiner Nerven mit den Engländern zu wetteifern vermochte. Als eine Curiosität in dieser Beziehung mag hier nur folgendes Programm eines bei Mr. Alfager, damaligem Mit-Redacteur der Times, veranstalteten „Spohr festes“ angeführt werden:

**Queen Square Select Society.**

**Musical Festival in Honour of the arrival of Spohr in London.**

Sunday July 2, 1843.

**Act I.**

Double Quartett No. 1 . . . . .	Spohr.
Quintett-Pianoforte, Flute, Clarinet, Horn and Bassoon	Spohr.
Double Quartett No. 2 . . . . .	Spohr.
Nonetto . . . . .	Spohr.

Déjeuner à la Fourchette.

**Act 2.**

Quintett . . . . .	Spohr.
Ottetto . . . . .	Spohr.
Double Quartett No. 3 . . . . .	Spohr.

To commence at two o'Clock — Déjeuner at 5 —

Second act to commence at 7.

Dieses in jeder Beziehung trefflich gelungene und mit mehr als fürstlichem Glanz ausgestattete Fest mußte Spohr um so mehr erfreuen, da er sah, wie die aus fünfzig Personen bestehende Gesellschaft bis zum späten Abend mit staunenswerther Ausdauer und Aufmerksamkeit seinen Tönen voll Entzücken lauschte, ohne irgend ein Zubiel dabei zu bemerken. Während er nun hochbefriedigt von dem seltenen Feste sich seinerseits Herrn Alfager zu großem Danke verpflichtet glaubte, fand er zu seiner

---

\*) Eine eigenthümliche Art von vier- oder mehrstimmigen Gesängen ohne Begleitung.

Ueberraschung am andern Tage unter der Masse täglich einlaufender Briefe, von Jenem noch ein sehr herzliches Dankschreiben, das mit den Worten schließt: „May you enjoy all the happiness that can result from the consciousness that you are a benefactor to the world and communicate happiness to others in a circle still increasing and never ending.“

Bei der am 12. Juli angetretenen Vergnügungsreise begleitete Professor Taylor als kundiger und sehr liebenswürdiger Führer das Spohr'sche Ehepaar. Sie besuchten die interessanten Orte Winchester, Portsmouth, Southampton, Bath, Bristol, dann das paradiesische Wales, dessen wundervolle Naturschönheiten sie dergestalt entzückten, daß Spohr sie an manchen Punkten noch über die Schweiz und alles, was er bisher gesehen, stellen zu müssen glaubte, und in freudig erhobener Stimmung dann auf der Rückreise nach London noch das prächtige Cheltenham und die herrliche Universitätsstadt Oxford bewunderte. Hatte er nun auch geglaubt auf der Königin Rath diese kleine Reise „incognito“ zu machen, so war dennoch an allen Orten seine Ankunft gleich bekannt geworden, und Jeder bemühte sich in seiner Weise „dem Componisten der letzten Dinge“ (dessen Clavierauszug er fast in jedem Hause fand) die seltensten Huldigungen entgegen zu bringen, wobei Scenen vorkamen, die ihn theils höchlich ergötzten, theils aber tief bewegten. Inzwischen war nun in London das Unglaubliche möglich gemacht und Spohr fand bei seiner Rückkehr sein Oratorium so tadellos einstudirt, daß er, wie ein Brief in die Heimath berichtet, „schon in der Generalprobe wahrhaft ergriffen ward, sowohl von der trefflichen Ausführung desselben, als auch durch den Gedanken, daß eine solche Masse ihm gänzlich fremder Menschen, meist Geschäftsleute, die wahrlich in London nicht viel Zeit übrig haben, ihre späten Abendstunden bis Mitternacht aufgeopfert hatten, um während seiner achttägigen Abwesenheit dies schwere Werk zu seiner Zufriedenheit einzüüben, blos aus Liebe zur Sache und um ihn angenehm zu überraschen.“

Die Aufführung selbst wird dann weiter geschildert: „Denkt Euch nun eine riesenhafte Halle mit Plätzen für 3000 Zuhörer, diese Kopf an Kopf gedrängt voll; auf einem besonderen Balkon „Mad. Spohr and Friends“ (wie es auf der Einlaßkarte heißt), von oben herab darauf hinblickend, gegenüber die prachtvolle ungeheuerere Orgel und rings um dieselbe herum ein Orchester und Chor von fünfhundert Personen reizend gruppiert; in dieses Orchester eintretend Spohr und in demselben Moment das ganze Publikum und Orchester aufstehend, Alle wehend mit Tüchern und Hüten und schreiend Hurrah, Hail, Bravo! alles jubelnd durcheinander, eine lange Weile anhaltend und mit großer Hefigkeit. Kaum aber erhob Spohr seinen Taktirstab, so saß Alles nieder und tiefe Stille und gespannte Aufmerksamkeit herrschte. Himmlisch schön ertönten dann in dem weiten herrlichen Raum die ersten rührenden Accorde der Ouvertüre, wie Klänge aus einer andern Welt. Die ganze Aufführung ging nun trefflich, großartig und mit wahrer Begeisterung von Statten. Heilige Schauer durchbeben uns, und bei manchen Kraftstellen, wie „er regiert auf ewig, Hallelujah!“, — „Du, nur Du allein bist Gott“ u., — da war es, als wenn die ganze Menschheit in reinster Harmonie sich zum Preise Gottes vereinigt hätte. Doppelt zu bewundern sind bei solchen gewaltigen Kräften aber auch die immer zur rechten Zeit eintretenden zartesten Ausdrucks-Nüancen.... Drei Arien und der große Chor der Perser wurden auf stürmisches Verlangen wiederholt. Am Schluß wußten die Menschen ihrem Jubel nichts Neues mehr hinzuzusehen, erhöhten ihn aber buchstäblich dadurch, daß sie sich dabei nun Alle auf die Bänke stellten. Als endlich Spohr durch die Menge derer, welche ihm im Vorbeigehen noch die Hände drückten und gratuliren wollten, hindurchgedrungen und bis zum Ausgang des Saales gelangt war, bemerkte ich mit Verwunderung, daß die ganze Versammlung noch blieb und allerlei flüsterte, was auf etwas Besonderes schließen ließ, bis nach einer Weile der Lärm wieder losbrach,



und nochmals heftig nach Spohr verlangt wurde. Es führten ihn nun ein Paar Herren feierlich zurück und nachdem ihm gesagt worden war, das Publikum wünsche sehnlich, ihn sprechen zu hören, entschloß er sich endlich, eine kurze deutsche Anrede zu halten, die, obgleich wohl nicht verstanden, doch sehr dankbar aufgenommen wurde. Darauf trat der Präsident vor und nachdem er eine lange, durch Applaus und zustimmende Worte häufig unterbrochene, englische Rede an Spohr gehalten, überreichte er demselben im Namen der Gesellschaft eine große silberne Schüssel mit schön eingegrabener Inschrift zum Andenken an diesen herrlichen Abend." 2c. — Solche feierliche Schlusscene setzte allem bisher Erlebten noch die Krone auf und es rückte nun die traurige Stunde des Abschieds von dem herrlichen England heran. Auch Spohr war davon schmerzlich berührt, obgleich die bis zum letzten Moment auf ihn einstürmenden Anliegen aller Art keinen ruhigen Gedanken bei ihm aufkommen ließen. Namentlich waren es die täglich aus halb England eingesandten Albumsblätter, die zum Theil noch ihrer Erledigung durch seine Hand harreten und ihn daher bis zur Abfahrt am Schreibtisch gefesselt hielten. Nachdem er dann diese letzte Aufgabe auch noch vollbracht und, endlich auf dem großen Dampfschiff angelangt, den um ihn geschaarten Abschied nehmenden Freunden und Verehrern scherzend davon erzählt, mit der beruhigenden Bemerkung: „nun wird ja wohl kein Musikfreund mehr in England sein, der meine Handschrift nicht besitzt“, — da plötzlich hört er einen Ruf, — er schaut auf, und erblickt ein eiligst von der Küste herruberndes Boot, woraus einige Gentlemen hervorklettern, alle Arme voll verspätet eingesandter Albums, mit der Bitte an Spohr, sich während der Fahrt bis GraveSEND noch hineinzuschreiben, da sie ihn zu dem Zweck bis dorthin begleiten, und dann mit den Albums in ihrem Boot die ganze Themse zurückrudern wollten! Und so geschah es wirklich, schreibend verließ er Englands Küste und kam so leichter über die Abschiedsmomente hinweg!

---

In den ersten Tagen des October (1843) sollte die Versammlung der Philologen zu Cassel stattfinden und der allgemein sich kundgebende Wunsch, deren Anwesenheit durch einige musikalische Aufführungen zu verherrlichen, war um so natürlicher, als gerade hier vorzugsweise die nöthigen Elemente dazu vorhanden waren. Es beantragte daher der Präsident der Gesellschaft, Gymnasial-Director Weber, auf Spohr's Vorschlag eine Theatervorstellung der „Antigone“ mit den Mendelssohn'schen Chören; auch erklärte sich Spohr bereit, dem Wunsch des Magistrats zufolge, zum Besten der Stadtkassen eine Aufführung seines Dramatoriums: „der Fall Babels“ in der Kirche zu veranstalten. Da aber zu beiden die kurfürstliche Erlaubniß nicht erteilt wurde, so mußten sich die fremden Gäste mit einer Privataufführung der „Antigone“ in ihrem geräumigen Sitzungslokal genügen lassen, wobei Hofrath Niemeyer das Trauerspiel vorlas, die dazu gehörigen Chöre aber mit Begleitung von zwei Fortepiano's von den hiesigen Männergesangsvereinen unter Spohr's Leitung gesungen wurden. So ging denn Alles nach besten Kräften von Statten, und die Fremden waren so befriedigt, daß sie nicht nur ihren lebhaftesten Dank für Spohr's Bemühungen aussprachen, sondern in ihrer nächsten Sitzung, welcher auch er mit Theilnahme beiwohnte, noch ein Dankagsungsschreiben an Mendelssohn votirten. Auch Spohr hatte so viel Freude an der „geistreichen und eigenthümlichen Musik“, daß er nun erst recht danach verlangte, sie auch mit Orchester und Handlung hören zu können. Da indessen unter den obwaltenden Umständen in Cassel dies nicht wohl zu erreichen war, so veranstaltete er kurz nachher zu wohlthätigem Zwecke eine Wiederholung der Vorlesung in ganz gleicher Weise, jedoch in einem größeren Local, wodurch denn den Musikfreunden auch in weiterem Kreise als das erste Mal Gelegenheit geboten wurde, das interessante Werk kennen zu lernen.

Um diese Zeit begann Spohr sich ernstlich mit dem Gedanken zu beschäftigen, noch einmal eine Oper zu componiren, wozu

die ihm so häufig zugesandten Opernbücher die Veranlassung sein mochten. Da jedoch keines derselben ihn befriedigte, indem ihm bei näherer Prüfung bald der Inhalt, bald die Form der Musikstücke nicht zusagen wollte, so kam er auf die Idee, sich mit Hilfe seiner Frau selbst einen Text zu bearbeiten, und wählte dazu das früher so beliebte Kogebue'sche Schauspiel: „die Kreuzfahrer“, welches ihm vorzugsweise zur Lösung der Aufgabe geeignet erschien, die er sich diesmal gestellt hatte, nämlich ganz abweichend von der bisher gebräuchlichen Form, so wie von dem Styl seiner eigenen früheren Opernmusik, das Ganze gleichsam als musikalisches Drama ohne unnöthige Textwiederholungen und Ausschmückungen, mit immer fortschreitender Handlung durchzucomponiren. Sobald die Bearbeitung des Buches beendet war, ging er mit großer Begeisterung an's Werk und vollendete binnen kurzer Zeit den ersten Act, den er so gleich in Clavierauszug setzte und in seinem Hause durch eine Auswahl der vorzüglichsten Dilettanten ausführen ließ, um sich, bevor er weiter fortschritt, von dem Gelingen seiner Arbeit überzeugen zu können. Da er nun wahrnahm, wie schon ohne scenische Darstellung durch den lebendigen Ausdruck seiner Musik die Verschiedenheit der Charaktere und Situationen klar und deutlich hervortrat, und wie mächtig Sänger und Zuhörer davon ergriffen wurden, so ging er mit Zuversicht an die folgenden Acte und beendigte auch diese, bis auf die Instrumentirung, noch vor Beginn der Theaterferien.

Zum Ziel der gewohnten Sommerreise hatte Spohr diesmal Paris auserkoren, um seine Frau mit den Herrlichkeiten der glänzenden Weltstadt bekannt zu machen, und die damals dort stattfindende Industrieausstellung zu besuchen, welche als die erste ihrer Art, das allgemeine Interesse in so hohem Grade erweckte, daß Fremde aus allen Weltgegenden herbeiströmten, um die reiche Fülle von Schätzen aus allen Gebieten der Gewerbe, wie der Kunst zu bewundern. Eine ruhige Besichtigung derselben bei solchem Zubrang war beinahe unmöglich,

und es war daher von doppeltem Werthe für das Spohr'sche Ehepaar, durch besondere Vergünstigung zu einer für den König reservirten Zeit, wo nur den Ausstellern selbst der Zutritt gestattet war, Einlaßkarten zu erhalten, wodurch ihnen zugleich das seltene Schauspiel zu Theil wurde, den greisen König Louis Philipp in Begleitung seiner Gemahlin, seiner Schwester Adelaide und des damals kaum im Jünglingsalter stehenden Herzogs von Montpensier ganz in der Nähe an sich vorüberpassiren zu sehen, und seine Bemerkungen über die ausgestellten Waaren deutlich hören zu können.

Auf bedeutende musikalische Aufführungen hatte Spohr in einer hierzu so wenig günstigen Jahreszeit kaum rechnen dürfen, doch wurde ihm dort in fremdem Lande unverhofft ein Genuß zu Theil, wonach er zu Hause vergebens gestrebt hatte, nämlich die Aufführung der „Antigone“ mit den Mendelssohn'schen Sängern, welche an jenem Abend zum 32sten Male hintereinander im Odeontheater bei stets überfülltem Hause gegeben wurde und durch die Trefflichkeit der Musik, wie der scenischen Anordnung ihren gewaltigen Eindruck auch auf Spohr nicht verfehlte.

Waren nun auch die ausübenden Künstler zum großen Theil von Paris abwesend, so verlebte er doch viel angenehme Stunden in Gesellschaft der Herren Habeneck (Director des Conservatoire), Panzeron, Gleyer, Auber, Berlioz, Adam u. Auch von Seiten des Conservatoriums wünschte man ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen, doch mochte dies unter den obwaltenden Umständen wohl einige Verlegenheit verursachen, wie es aus dem Bericht einer Pariser Zeitung hervorgeht, wo es heißt: „Mais que faire, pour prouver à l'auteur de Faust et de Jes-sonda que la France sait apprécier dignement ses belles compositions et leur auteur? Une idée vient soudain à un ami de Mr. Habeneck: „L'époque des magnifiques concerts du Conservatoire est passée! dit-il; eh bien! écrivons partout, réunissons une partie de nos artistes, et essayons de tresser

une petite couronne à Spohr, en exécutant devant lui un de ses plus beaux morceaux.“ Le projet est approuvé, on n'avait que quelques jours pour le mettre en oeuvre. Des circulaires sont adressées à vingt, trente lieues de Paris. Des hommes d'un talent supérieur, qui n'auraient pas quitté leur *dolce far niente* à prix d'argent, se hâtent d'accourir, et la Société des Concerts, à l'exception de deux de ses membres qui sont maintenant en Italie, se trouve réunie à Paris comme un seul homme. La salle du Conservatoire est ouverte, tous les exécutants s'y rendent, et Spohr y est amené comme spectateur unique; c'est pour lui seul que soixante-dix-huit musiciens sont là, c'est aux pieds de sa gloire qu'ils viennent se prosterner, et lui font entendre son chef-d'oeuvre symphonique: „La création de la Musique“. („Weihe der Töne“.) Spohr wurde bei seinem Eintritt in den Saal mit lautem Applaus und einer Anrede des Herrn Habeneck begrüßt, der ihn aufforderte, seine Symphonie selbst zu dirigiren, da dieselbe zur Aufführung in den nächsten Winterconcerten der Gesellschaft bestimmt sei und es daher für Alle von großem Werthe sein müsse, durch des Componisten persönliche Leitung am sichersten in dessen Auffassungsweise eingeführt zu werden. Und in der That bedurfte es dabei noch mancher Bemerkungen und Wiederholungen, bis endlich Alles nach Wunsch ging, während die darauf folgende Pastoral-Symphonie von Beethoven, die schon öfter gespielt worden war, mit der diesem Orchester eigenen musterhaften Präcision ausgeführt wurde.

Am folgenden Tage trat Spohr die Rückreise nach Cassel an, um es jedoch schon nach wenigen Wochen wieder zu verlassen und einer Einladung nach seiner Vaterstadt Braunschweig zu folgen, die längst gewünscht hatte, ihn auch einmal durch eine große musikalische Feier zu ehren, und daher für die letzten Tage des September eine Aufführung seines Oratoriums „der Fall Babels“ veranstaltet hatte. Einen Vorschmack der Braunschweiger

Festlichkeiten erhielt er schon auf der Reise in seinem ersten Nachtquartier Seesen, wo er seine frühesten Kinderjahre verlebte hatte, daher bei dessen Bewohnern, so wie auch außerhalb der Irrthum entstanden war, es sei dieses sein eigentlicher Geburtsort. Eine große Ueberraschung gewährte es ihm, gleich hier mit einer herzlichen Anrede bewillkommt und darauf in den schönge schmückten Saal des Gasthofes feierlich eingeführt zu werden, wo er in einem weiten Halbkreis malerisch geordnet die musikalische Auswahl aus sämmtlicher Seesener Jugend, nebst der dortigen Liedertafel versammelt fand, die außer einigen andern Gesangstücken auch einen Chor aus den „letzten Dingen“, so wie ein eigens an ihn gerichtetes Gedicht in vierstimmigem Chorgesang vortrugen. Da Spohr von solcher Huldigung gerade an dieser durch die schönsten Jugenderinnerungen geheiligten Stätte hoch erfreut und bewegt wurde, so mag den sinnigen Versen, die er stets mit besonderer Vorliebe aufbewahrte, auch hier ein Plätzchen gegönnt sein:

Hier an Deiner Heimath Grenze  
Weile einen Augenblick,  
Wirf auf Deiner Jugend Kränze  
Einen frohen Blick zurück.  
Welchen Kranz Du Dir errungen,  
Hier hast Du zuerst gesungen.

Waren um Homero's Wiege  
Sieben Städte einst entzweit,  
Ist uns wohl erlaubt die Klüge,  
Daß uns droht der Hauptstadt Reib,  
Unsern Ruhm uns zu entziehen:  
„Wir sahn Deine Kindheit blühen.“

Durch Amphions sanfte Feier  
Hoben Thebens Mauern sich,  
Doch durch Deiner Töne Feuer  
Babels feste Stütze wich.  
Jauchzend von der Briten Strand  
Scholl Dein Sieg ins Vaterland.

Auch in unsern Bergen regt sich  
Liebe zu Gesang und Kunst,  
Auch in unsrer Brust bewegt sich  
Ehrfurcht vor der Musen Gunst.  
Und wer ließe gern sich rauben  
Seinen Ruhm und seinen Glauben!

Zieh denn hin, verehrter Meister,  
Zu der Hauptstadt Heiligtum,  
Dort entzücke alle Geister,  
Denn der Welt gehört Dein Ruhm.  
Magst der Welt Du angehören,  
Gönn' uns Deiner Wiege Ehren.

Die rivalisirende Hauptstadt, zu deren Gunsten der fragliche Streit der Wahrheit gemäß entschieden werden mußte, beeiferte

sich dann nicht minder, die Anwesenheit ihres Gastes in ausgesuchtester Weise zu feiern, und es geben die brieflichen Mittheilungen namentlich von einem „Ueberraschungsfeste für Spöhr“ speciellere Kunde, welches durch die überaus glänzende äußere Ausstattung wie durch die sinnreich angeordnete musikalische Feier mit gleichem Zauber auf Sinne und Gemüth wirkte. Zunächst wurde eine von Methfessel in Musik gesetzte Cantate für Damen-Chor und Solo: „Willkommen an Spöhr“ mit zarter Begleitung der im Hintergrund unsichtbar aufgestellten Blasinstrumente in hoher Vollendung ausgeführt, und kaum hatte der Gefeierte nach dem Schluß des lieblichen Gesanges Zeit, einige dankende Worte dafür auszusprechen, als ganz unerwartet und in ergreifendem Contrast mit dem vorhergegangenen von der entgegengesetzten Seite des Saales her in kräftigem Männer-Chor ein zweiter „Festgesang an Spöhr“ ertönte, der dann die bewegten Gemüther allmählig in eine für die nachfolgenden rauschenderen Festlichkeiten empfänglichere Stimmung hinüberleitete.

Am folgenden Tage dirimirte Spöhr in der Aegydienkirche sein Oratorium: „der Fall Babylons“, welches auch hier mit hoher Begeisterung ausgeführt und aufgenommen wurde. Der Umstand, daß die Aufführung in derselben Kirche stattfand, wo er vor mehr als 60 Jahren als zartes Knäblein die heilige Taufe empfangen, erhöhte noch die Weihe des Tages und gab wiederum Veranlassung zu manchem schönen poetischen Erguß.

Den Beschluß der festlichen Tage machte ein großes Concert gemischten Inhalts; dessen erster Theil enthielt, dirigirt von dem dortigen Kapellmeister Müller, die Ouvertüre zu König Lear von Berlioz, Arien aus Oberon und Jessonda, Adagio für die Violine von Spöhr, vorgetragen von Concertmeister Müller, und die Maurer'sche Concertante für vier Violinen, (ausgeführt von Müller, Zimmermann, C. Müller jun. und Jean Bott aus Cassel) während der zweite Theil durch Spöhr's fünfte Symphonie C-moll ausgefüllt wurde. So

endete die schöne Feier, deren reine Freude für Spohr nur durch die wehmüthige Erinnerung an seinen geliebten Vater getrübt wurde, welcher die letzten Jahre bis zu seinem vor wenigen Monaten erfolgten Tode in Braunschweig verlebt hatte, nun aber, nachdem er so lange Jahre hindurch stets aus der Ferne die Erfolge seines Sohnes mit freudigem Stolge vernommen, nicht mehr Zeuge sein konnte, welch' hohe Anerkennung auch dessen Vaterstadt ihm zu zollen bemüht war.

Zu Ende des Jahres erhielt Spohr eine Einladung nach Newyork zu einem großen Musikfeste — dem ersten jenseits des Oceans, zu dessen Leitung er „als der erste der lebenden Componisten und Dirigenten“ mit Stimmeneinheit in einer Generalversammlung der dortigen Musikvereine ausgerufen worden. Es sollten dabei zwei geistliche und zwei weltliche Aufführungen stattfinden und war dazu vor Allem sein Oratorium: „der Fall Babels“ bestimmt, „dessen Ruhm von England hinüber auch in der neuen Welt wiederhallte.“ Obgleich solch ehrenvoller Antrag viel Verlockendes für Spohr haben mochte, und seine immer rege Reiselust noch dadurch erhöht wurde, daß er in Newyork die Freude haben sollte, seine Tochter Emilie, welche seit einigen Jahren mit Mann und Kind dahin übergesiedelt war, wiederzusehen, so war er doch schnell mit sich einig, die Aufforderung abzulehnen, da ein Aufenthalt von nur wenigen Wochen, wie ihn seine Dienstgeschäfte vielleicht gestattet hätten, die Beschwerden der weiten Seereise wohl nicht aufzuwiegen vermöchte.

Am Neujahrstage 1845 kam Spohr's neueste Oper: „die Kreuzfahrer“ zuerst zur Aufführung und fand nicht nur bei der ersten, sondern auch bei den schnell sich folgenden weiteren Vorstellungen eine für Cassel beispiellos glänzende Aufnahme. Spohr, der gerade bei diesem Werk dem Erfolg mit besonderer Spannung entgegengesehen hatte, fühlte darüber große Befriedigung und schrieb an seinen Freund Hesse u. A.: „Daß meine Oper auf das Publikum, welches doch nur dem kleineren Theile nach aus



musikalisch gebildeten Zuhörern besteht, einen so tiefen nachhaltigen Eindruck machte, schreibe ich der Wahrheit meiner Musik zu, die nur die Situation ganz wiederzugeben strebt, und allen Flitterstaub der neuern Opernmusik, als Coloraturen, Instrumenten-Soli's und Lärmeffekte verschmäheth \*). Auch habe ich mich außerordentlich gefreut, daß die Sänger, die in ihren Partien von allem dem, was ihnen gewöhnlich den Applaus des großen Publikums verschafft, nichts fanden, demungeachtet mit jeder Probe eine größere Theilnahme daran zeigten und mit einem Eifer studirten, den ich früher an ihnen gar nicht gekannt habe. Allein der Erfolg hat auch gezeigt, daß dieser Gesang, der Jedem so bequem liegt und Gelegenheit giebt, die besten Töne, so wie den Grad von Gefühl und Ausdruck hören zu lassen, dessen Jeder fähig ist, ein sehr dankbarer ist, denn noch nie sind unsere Sänger so beklatscht worden, und nach der zweiten Vorstellung wurden sie sämmtlich gerufen." — Nachdem nun auch die Zeitungsblätter viel Rühmliches über die neue Oper berichtet hatten, und dieselbe durch den kurz nachher bei F. Schubert herausgekommenen Clavierauszug in weiteren Kreisen bekannt geworden war, so wurde sie bald auch von auswärtigen Theatern, namentlich in Berlin, Dresden, Braunschweig und Detmold zur Aufführung verschrieben, an andern (katholischen) Orten, wie München, Wien &c., nahm man aber Anstoß an dem vorher zur Einsicht begehrten Textbuch, und verzichtete deshalb auf die Aufführung. Da Spohr von Berlin aus eingeladen war, die erste Vorstellung seiner „Kreuzfahrer“ selbst zu dirigiren, so wünschte er, daß diese während seiner Theaterferien stattfinden möchte; und obgleich man ihm von dort aus vorstellte, daß dies die ungünstigste Jahreszeit sei, da die Hauptpartien seiner Oper erst später, nach der Rückkehr der abwesenden ersten Sänger, sich genügend würden besetzen lassen, so

---

\*) Ähnlichen Aeußerungen in einem Briefe an Hauptmann fügt er hinzu: „Ich konnte mich nicht entschließen, auch nur eine unnöthige Note des Brillirens wegen hinzuschreiben.“

schien es ihm doch rathsamer, auf deren Mitwirkung zu verzichten, als durch einen längeren Aufschub die Möglichkeit seines Einkommens in Zweifel zu stellen.

Mit Beginn der Ferien begab er sich nun auf die Reise, zunächst jedoch nach Oldenburg zur Leitung eines großen Concertes, dessen Ertrag zur Gründung eines Pensionsfonds für die Mitglieder der dortigen Kapelle bestimmt war.

Das Programm war bereits vorher von dem dortigen Hofkapellmeister A. Pott, seinem ehemaligen Schüler und schwärmerisch dankbaren Verehrer entworfen und bestand nur aus Spohrschen Compositionen, nämlich: Concert-Ouvertüre im ernstesten Styl; neuestes Violin-Concert in E-moll, vorgetragen vom Componisten; Duett aus Jessonda, vorgetragen von Mad. Schmidt aus Bremen und Herrn \*\*; Clarinet-Concert, vorgetragen von Herrn Capellmeister Röhn; große Symphonie in C-moll (Nr. 5); das Vaterunser für Solostimmen, Chor und Orchester.

Sämmtliche Musikstücke, von welchen Spohr die beiden letzten Nummern selbst dirigirte, fand er bei seinem Einkommen durch Pott so trefflich eingeübt, daß er schon in der Probe große Freude daran hatte. Auch bei der Aufführung ging Alles so glänzend von Statten, daß ein Brief in die Heimath im Ausdruck höchster Befriedigung berichtet: „Wir fühlten uns gleichsam nach England versetzt. Diese Musik, diese vollendete Ausführung, das ungeheure dicht gefüllte, herrlich akustische Gebäude, der grenzenlose Jubel und Enthusiasmus, alles war wahrhaft großartig englisch. Und doppelt überraschend und erfreulich alles dieses, wenn man bedenkt, daß es in einer kleinen Stadt von 12000 Einwohnern stattfand. Orchester und Sänger machten zusammen dreihundert Personen und wirkten im wundervollsten Einklang. Jede Nummer war vortrefflich, der Eindruck des Vaterunser aber ganz unbeschreiblich, und die Worte, welche Pott kurz vorher nach einer Probe desselben darüber an Spohr geschrieben: „Glücklich ist der Mensch, der so innig und fromm

beten kann; in dessen Seele muß Frieden wohnen“, traten mir hier in ihrer vollen Bedeutung vor Augen. Auch Spohr stimmte mit mir überein, das Wert so noch nie gehört zu haben, denn selbst in den feinsten Nuancen des Ausdrucks blieb nichts zu wünschen übrig. Der ganze Platz, wo Spohr dirigierte, so wie die dahin führenden Stufen waren mit den schönsten Rosen bestreut, die ganze Vorderseite des Orchesters bekränzt und unter seiner Büste mit dem Lorbeerfranz prangte ein riesenmäßiges „Louis Spohr“ aus Rosen und Lorbeern kunstreich gewunden zc. Während nun die Versammlung mit Andacht seinen herrlichen Tönen lauschte, ahnte wohl Niemand, wie sehr ihm selbst jeder Genuß verbittert wurde durch einen Anfall von Magenkrampf, der bald so heftig wurde, daß es ihm, wie er selbst nachher erzählte, schon beim Dirigiren der Symphonie und des Vaterunsers Mühe kostete, sich aufrecht zu erhalten. Nach dem Concerte sollten wir noch einer Fête beizuwohnen, welche der Minister von Beaupieu zu Ehren Spohr's bei sich veranstaltet hatte; daran war aber unter diesen Umständen nicht mehr zu denken und wir eilten so schnell als möglich nach Hause, wo Spohr sich sogleich zu Bette legte und zu besänftigenden Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte; doch der Krampf wollte nicht weichen, auch der herbeigerufene Arzt suchte vergebens Hülfe zu schaffen, und die Schmerzen erreichten den höchsten Grad. Einen grellen Contrast bildete es nun, als gerade in diesem Momente, wo Spohr sich so elend fühlte, daß er jeden Augenblick zu verschwinden glaubte, ein ungeheurer Fackelzug, dem fast ganz Oldenburg folgte, vor unsern Fenstern ankam, und daselbst ein großartiges, von allen hiesigen und fremden Musikern nebst drei Singvereinen dargebrachtes Ständchen mit der Ouvertüre und mehreren Chören aus „Jessonda“ begann. Es sollten noch viele Stücke folgen, allein auf Spohr's Wunsch benutzte Pott die Gelegenheit, wo ein rauschendes „Hoch“ ausgebracht worden, um in seinem Namen aus dem Fenster eine Dankrede zu halten, die,

obgleich improvisirt, doch so schön und wohlgefezt war, als habe er sie lange vorher einstudirt. Als er aber darin auch Spohr's Krankheit bekannt machte, da verbreitete sich allgemeine Bestürzung und die vorher so freudig versammelte Menge zog still und bekümmert von dannen. In unserem Hause ging es indessen merkwürdig lebhaft zu: die Hauswirthin, Frau D.-A.-Rath Oppermann hatte zwei Wagen voll Gäste bekommen zum Concert, dazu versammelten sich noch unten alle ihre Bekannten, um die Musik besser zu hören, dazwischen nun die verschiedenen Bedürfnisse für unsern Kranken, die Sendungen in die Apotheke, meine Todesangst, — genug, es war ein Zustand einzig in seiner Art. Um Mitternacht kam der Arzt noch einmal und machte neue Verordnungen, doch Alles erfolglos. Bis nach drei Uhr dauerte der heftige Krampf fort, dann aber wurde es besser und hörte nach und nach auf. Da indessen der Doctor heute Morgen meinte, das Fahren könne noch nachtheilig wirken, so haben wir unsere Abreise aufgeschoben, um so mehr, da wir nirgends besser sein können als hier, wo die liebevollste Sorgfalt der sämmtlichen Hausgenossenschaft uns umgiebt, und Alles uns zu Gebote steht, was das Herz nur wünscht. Heute bekam Spohr vom Großherzog einen wundervollen Brillantring „zum Andenken an Oldenburg“, was ihn eben so sehr überraschte als erfreute. Der Großherzog hatte die Absicht gehabt, beim Diner, wozu er ihn eingeladen, den Ring ihm selbst an den Finger zu stecken, doch war auch dieses durch die Krankheit vereitelt worden“ 2c.

Nachdem sich nun Spohr auf den Rath des Arztes entschlossen hatte, sobald als möglich von Oldenburg aus direkt nach Carlsbad zu reisen, um zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit während der übrigen Ferienzeit die dortige Brunnenkur zu gebrauchen, so glaubte er, den früher gegebenen Versprechungen — in Bremen seine „Jessonda“ und in Berlin die erste Aufführung der „Kreuzfahrer“ zu dirigiren — nun nicht

mehr nachkommen zu können und sandte, wenn auch mit schwerem Herzen, seine Absagebriefe nach beiden Orten. Indessen bewährte sich die schon mehrfach erprobte Wunderkraft der Carlsbader Quellen an ihm abermals in so erfreulicher Weise, daß schon in der ersten Woche die Idee in ihm auftauchte, sich für jetzt mit vierzehn Tagen in Carlsbad abzufinden, die Fortsetzung aber auf nächsten Sommer zu verschieben, um so die ungeru aufgegebenen Reise nach Berlin dennoch möglich zu machen. In dieser Hoffnung setzte er mit unermüdlicher Ausdauer und felsenfestem Vertrauen seine Cur fort, und konnte wirklich zur bestimmten Zeit in Berlin die Leitung seiner „Kreuzfahrer“ selbst übernehmen.

Schon in der ersten Generalprobe, wo er durch Meyerbeer und Hofrath Küstner eingeführt und dem versammelten Personal feierlich vorgestellt wurde, überzeugte er sich, daß sein Werk auch hier mit besonderer Lust und Liebe eingeübt und die Gesangspartien, wenn auch nicht von Sternen erster Größe, doch in Haupt- und Nebenrollen in vollkommen genügender Weise besetzt waren. Am Abend der Aufführung ward er bei seinem Erscheinen mit großem Jubel vom Publikum empfangen und nach jedem Act stürmisch gerufen. Am folgenden Abend wurde die Oper mit demselben glänzenden Erfolg wiederholt. Auch die öffentlichen Blätter enthielten die günstigsten Beurtheilungen und es brachte namentlich die Vossische Zeitung einen (von Reißstab verfaßten) Artikel, worin es heißt: „Wir haben über ein Kunstereigniß zu berichten, das seinen Platz als eins der würdigsten und ehrenvollsten in der Geschichte unserer Bühne einnehmen wird, die erste Aufführung der neuen Oper Louis Spohr's: „Die Kreuzfahrer.“ Die Verdienste des Meisters haben sich bereits so entschieden hingestellt, der Werth dessen, was wir in ihm besitzen, ist so vollständig anerkannt, daß es hier auch nicht einmal einer Andeutung über den Charakter seiner Musik, über ihr Verhältniß zur Entwicklung der Kunst unserer Tage bedarf.

... Was wir im Allgemeinen zu erwarten hatten, wußte Jeder, der Spohr's künstlerische Richtung kennt — und wer kennt sie nicht! Daß wir ein Werk hören würden, welches die edelste Gattung, in der sich der Componist sein ganzes Leben hindurch gehalten, nirgend verläugnen werde, war zu erwarten. Kaum aber, wir bekennen es, hatten wir auf so viel Frische, so viele Momente feuriger Kraft zu hoffen gewagt, wie uns der mehr als sechszigjährige Meister in der That darbietet! — Er ist der lang Bekannte im Ganzen; doch im Einzelnen bringt er uns zahlreiche neue, gebiegene, oft auch glänzende Gaben. Niemals hat sich seine Muse an die Menge gewandt; sie wollte nie durch ein schmeichelndes Entgegenkommen locken, nur durch einen edlen geistigen Hauch hat sie ihre Züge belebt, durch Würde und Reinheit zu fesseln getrachtet. . . . Wir haben uns Anfangs die besonders schön hervortretenden Einzelheiten, auf die wir hinzuweisen für angemessen erachteten, bezeichnet, doch bald wurden deren so viele, daß wir uns auch unter ihnen mit einer Auswahl begnügen müssen. So erinnern wir denn im ersten Act: an die frische Begrüßung Balduins; an Emma's frommen Gesang: „Daß ich die Braut des Himmels bin“; an die wirkungs- und deutungsvolle Einmischung des Grabglockengeläutes in das Gespräch mit der Pförtnerin; an die ersten scharf physiognomischen Bezeichnungen der Aebtissin Cölestine bei den Worten: „Ich kenne Dein Geschlecht — Dein Schicksal führt Dich her“; an einige Züge, die denselben Charakter und seine leidenschaftliche Wallung ferner bezeichnen, als: den weichen Uebergang im Orchester nach den Worten: „Ihr sollt das Mädchen lieben“; ferner die Worte: „Gerichtet hat ihn Gott! — die Mutter weint, — die Tochter küßt, — dem Todten sei verziehen“; die von tief ergreifendster Wirkung durch die musikalische Behandlung sind. — Von originellster Färbung ist in diesem Acte noch der Marsch der Sarazenen, der auch im dritten Act wiederkehrt, und dort so überraschend schön im Orchester behandelt und an das Vorhergehende anknüpft

wird, daß das Publikum die Wendung mit allgemeinem Beifall hervorhob. — Wenn wir aus den folgenden Acten weniger anführen, so geschieht es nicht, weil diese ärmer waren, sondern nur, um durch das Aufzählen des Einzelnen nicht zu ermüden. Im Gegentheil, die Gewalt der Musik steigert sich sowohl an sich, als mit dem Interesse der Handlung. Die Erkennungsscene zwischen Balduin und Emma; die Drohung Balduins am Schlusse derselben; das ganze Finale des zweiten Acts bilden ergreifende Momente, die ihres Beifalls bei den Hörern immer gewiß sein werden. Im dritten Act ist das Duett zwischen Balduin und Bruno ein trefflich gearbeitetes Meisterstück, und der Schluß, die Verzeihung Balduins, voll energischer Kraft, und wahrhaft machtvoll instrumentirt. Der Schlachtchor der Türken, von scharf abweichender Färbung, riß das Publikum begeisternd fort, und es verfolgte die im Längenmaß sehr richtig gehaltene Oper von dort bis zum Schluß mit gespanntester Theilnahme. — Was wir gegen das Werk zu sagen hätten, würde sich meistens mit dem verschwischen, was überhaupt in der Richtung des Componisten angegriffen werden mag; das aber ist eine so zum Abschluß gebrachte künstlerische Angelegenheit, daß es keiner neuen Instanz darin bedarf. Nur das bemerken wir noch, die Instrumentirung ist uns zuweilen zu reich, wenigstens zu gleichmäßig reich, und manchen Stücken, namentlich mehreren Duetten, wünschten wir — ein seltener Fall — eine größere Ausführung. Der Künstler fehlt hier vielleicht im zu strengen Widerstreben gegen die entgegengesetzte Richtung, die sich in neuen Musikwerken durch zu weit ausgespinnene Formen bethätigt. Eigenthümlich ist dem Werke die sehr sparsame Anwendung des Recitativs, obwohl die Musik nicht durch Dialog unterbrochen wird; ferner ein, wir glauben absolutes Vermeiden aller Melismen, was uns, wie wir auch dem Grundsatz im Allgemeinen beitreten, im Gesang den Ausdruck des Wortes vor Allem geltend zu machen, doch ein zu scharfes Begrenzen des freien musikalischen Rechts dünkt, be-

sonders wenn man es auch auf die mehrstimmigen Stücke ausdehnen will. Noch müssen wir die Anerkennung des Eifers aller Mitwirkenden aussprechen. . . . Aber auch dem Publikum Dank und Ehre! Es hatte seine Stellung, diesmal als Preis ertheilender Richter, mit voller Sicherheit erkannt, und begleitete das Werk mit demjenigen aufmerksamsten Antheil, der dessen ächteste Würdigung bildet. Fast keine schöne Stelle blieb unbezeichnet durch mehr oder minder hervortretende Aeußerungen. . . . So wurde denn der Tag zu einem Triumph langjähriger Verdienste, und zu einem Ehrentage für das besondere Werk, das uns Zeugniß giebt, wie reich die Fülle des künstlerischen Besitzes, wie sicher und bewährt dessen Behauptung und Verwaltung noch immer für unsern hochverehrten Meister ist" u. — Mit Uebergehung anderer ähnlicher Berichte mag hier auch einer Recension (unterz. G. T.) erwähnt werden, die, in grossem Contrast mit jenen, voll Unbefriedigung und vielerlei Tadel über die Oper berichtete, und die, obgleich unter den vorliegenden Papieren sich nicht findend, doch der Familie, die damals durch den Inhalt sehr befremdet war, unvergessen geblieben ist. Spohr selbst pflegte bei solchen Gelegenheiten über den zürnenden Eifer seiner Freunde ruhig zu lächeln, da er Jedem das Recht zuerkannte, seine individuelle Meinung frei auszusprechen, wobei er dann wohl äußerte: „Wenn eine Musik nur wirklich gut ist, so kann ja doch kein Tadel ihr etwas von ihrem Werthe nehmen!“ —

Wochte nun auch der überaus glückliche Erfolg dieser von Spohr mit besonderer Vorliebe geschriebenen Oper den Glanzpunkt seines achttägigen Besuchs in Berlin bilden, — so brachte er doch auch die Tage vor- und nachher höchst vergnügt zu, indem ihm nicht nur in der liebenswürdigen Familie des Professor Wichmann, dessen prächtige Wohnung ihn nebst seiner Frau gastlich aufgenommen, eine sehr gemüthliche Häuslichkeit bereitet war, sondern auch von andern Seiten her Alles aufgeboten ward, ihn zu feiern und zu ehren! Während ihn solche Aufmerksamkeiten ganz be-



sonders von seinen Kunstgenossen Meyerbeer, Taubert, Hub. Kieß u. And. erfreuten, war er doch auch nicht unempfänglich für die ihm von dem König gezollte Anerkennung, und es hatte namentlich dessen ehrende Einladung zur Tafel doppelten Werth für ihn, da sie durch den persönlichen Besuch des hochberühmten Alexander v. Humboldt ihm im Auftrag des Königs überbracht wurde. Von diesem königlichen Diner, woran außer Humboldt noch manche bedeutende Persönlichkeiten, Tief, v. Savigny u. s. w. Theil nahmen, die in geistreicher und liebenswürdiger Unterhaltung mit dem König und der Königin wetteiferten, pflegte Spohr noch nach Jahren mit Vergnügen zu erzählen. Besonders gedachte er dabei lächelnd des Umstandes, wie der König, ihm gegenüber sitzend, durch eine dazwischen aufgestellte kolossale Blumenvase verhindert war, ihm ins Gesicht zu sehen und sich daher jedesmal, wenn er das Wort an ihn richten wollte, mühsam um den hindernden Gegenstand biegen mußte, bis er endlich nach einigen von der Dienerschaft unverständenen Winken ungeduldig selber zugriff, und indem er den kostbaren aber unbequemen Blumenschmuck eigenhändig hinwegnahm, sich die freie Aussicht nach Spohr hinüber verschaffte &c. — Am letzten Abend, als die Familie Wichmann und ihre Gäste noch traulich beieinander in dem erleuchteten Gartensalon saßen, traten zu deren großer Ueberraschung aus dem Dunkel des Gartens einige schwarze Gestalten herein, denen immer mehr und mehr folgten, bis endlich die ganze kön. Hofkapelle, Meyerbeer und Taubert an der Spitze, versammelt war, worauf das älteste Mitglied derselben Spohr einen wunderschön gearbeiteten goldnen Lorbeerkranz überreichte, während Meyerbeer in einer herzlichen Rede ihm dankte „für alles das Schöne und Herrliche, was er in der Begeisterung für ächte deutsche Kunst bisher geschaffen, namentlich auch für dieses sein neuestes treffliches Werk, „die Kreuzfahrer“ &c. Diese Rede, am Abend des Abschieds aus solchem Munde mit Wärme und Wahrheit gesprochen, konnte einen tiefen Eindruck auf Spohr und alle

Anwesenden nicht verfehlen, und es folgte ihr eine ernst feierliche Stille, bis Prof. Wichmann, sich zuerst ermannend, auf Meyerbeer zuing und den gerechten Lobsprüchen über seine treffliche Rede die humoristischen Worte hinzusetzte: „wirklich, Demosthenes war nur ein Stümper im Vergleich zu Ihnen“, worauf die Heiterkeit der Stimmung wieder hergestellt war, und Spohr einige herzliche Dankesworte aussprach. Außer diesem kostbaren Geschenk der Berliner Kapelle brachte er noch ein anderes werthvolles Andenken an seinen dortigen Aufenthalt mit nach Cassel zurück, nämlich seine von Prof. Wichmann angefertigte Büste, die durch ihre sprechende Aehnlichkeit und treffliche Ausführung bei Kunstennern und Laien stets großen Beifall gefunden hat.

Raum nach Cassel zurückgekehrt, begab sich Spohr von Neuem auf die Reise und zwar nach Bonn, wo am 11. August die Enthüllung des Beethoven-Denkmales feierlich begangen werden sollte. Die schon wochenlang vorher an ihn gerichtete Einladung, einen Theil der Musikaufführungen dabei zu dirigiren, hatte er zwar Anfangs abgelehnt, da er dazu eines außergewöhnlichen Urlaubs bedurfte und er, nachdem er eben im vorigen Jahre zum Braunschweiger Musikfest einen solchen erhalten, nicht gern wieder darum einkommen wollte; doch wurde ihm bald darauf in einem zweiten Schreiben gemeldet, daß das Festcomité einen kurzen Aufenthalt des Kurprinzen in Cöln wahrgenommen habe, um durch eine dorthin gesandte Deputation ihn und die Gräfin Schaumburg zu dem bevorstehenden Fest in deren Vaterstadt Bonn einzuladen und zu gleicher Zeit einen Urlaub für Spohr zu erbitten, welches letztere denn auch freundlichst gewährt sei. Da also seiner Reise kein Hinderniß mehr im Wege stand, so säumte er nicht, bei dem großartigen Feste, welches die Kunstjünger von nah und fern zusammenführte, sich ebenfalls einzufinden, um zur Verherrlichung des großen deutschen Meisters selbstthätig mitzuwirken.

Die der Enthüllung des Denkmals vor- und nachhergehenden Festlichkeiten: Laufe des Dampfbootes „Ludwig van Beethoven“, die Luftfahrt nach Nonnenwerth, der große Festzug, Feuerwerk, Illumination, Festeffen und Festball, alles Dies ist durch die von dem schönen Feste Heimlehrenden in Wort und Schrift so vielfältig geschildert worden, daß es hier wohl nur einer kurzen Erwähnung der musikalischen Erlebnisse bedarf. In dem ersten großen Concert kamen unter Spöhr's Leitung Beethoven's Messe D-dur und die neunte Symphonie zur Aufführung, und es wurden, wie die gedruckten Festberichte aussagen, „diese beiden, die ungeheuersten Schwierigkeiten darbietenden Werke in solcher Vollendung ausgeführt, daß dies Concert allein, verbunden mit dem Anblick der Festhalle, in welcher es Statt hatte, die Reise nach Bonn werth war.“ Am folgenden Tage wurde bei feierlichem Hochamte in der Münsterkirche die große Beethoven'sche Messe in C-dur, und bei Enthüllung des Monuments eine Festcantate von Breitenstein unter dessen Leitung aufgeführt. Beim zweiten großen Concert in der Festhalle übernahm Spöhr auf List's Wunsch abermals einen Theil der Direction, während dieser, als thätigstes Mitglied des Festcomité's, nach allen Seiten hin vielfach in Anspruch genommen, sich außer dem Vortrag des Beethoven'schen Clavierconcertes in Es-dur auf die Leitung der C-moll-Symphonie und einiger Nummern aus Fidelio beschränkte. Das dritte, sogenannte Künstlerconcert, mußte wesentliche Aenderungen seines aus 14 Musikstücken bestehenden Programms erleiden, da die schon bei der Enthüllungsfestlichkeit anwesenden Fürstlichkeiten, der König und die Königin von Preußen, die Königin von England mit ihrem Gemahl u. s. w. als Zuhörer dabei erwartet wurden und List vor deren Erscheinen seine Festcantate nicht gern beginnen wollte. Endlich aber mußte dennoch zum Anfang geschritten werden, doch kaum war die erste Nummer, die Cantate von List, beendigt, so traten die Fürstlichkeiten ein und die Versammlung

stimmte zu deren Begrüßung die Nationalhymne: „Heil Dir im Siegerkranz“ an; darnach aber ließ Lißt die ganze Cantate noch einmal wiederholen, worauf alsdann den beiden Königinnen die Wahl der zunächst in ihrem Beisein auszuführenden Musikstücke überlassen wurde. So kam es, daß nicht nur die angekündigte Reihenfolge willkürlich verändert, sondern auch mehrere Nummern der eingetretenen Verspätung wegen ganz wegfallen mußten und der musikalische Theil des Festes, ohne eigentlichen Schluß, für die Mehrzahl der Theilnehmer in ziemlich ungenügender Weise zu Ende ging. Einige Aus erwählte aber, worunter auch Spohr, erhielten noch eine Einladung zu dem großen Hofconcerte, womit der König von Preußen die Anwesenheit seiner hohen Gäste auf dem nahegelegenen Lustschlosse Brühl verherrlichte. Meyerbeer dirimirte und das Programm enthielt außer einigen Clavierpiècen, welche Lißt vortrug, nur Gesangsstücke, die von dem auserlesenen Sängerpersonal, den Herren Manti us, Fischel, Staudigl und den Damen Lind, Garcia und Luczel ausgeführt wurden.

Nach einem so unruhig verlebten Sommer, wo es Spohr gänzlich an Muße zum Componiren fehlte, erwachte bei seiner Rückkehr nach Cassel der Drang, Neues zu schaffen, um so lebhafter in ihm, und es folgten sich schnell hintereinander mehrere Instrumental-Compositionen, welcher Kunstgattung er seit Beendigung seiner Oper sein Interesse wieder vorzugsweise zugewandt hatte. Gleich nach derselben schrieb er damals sein 15tes Violinconcert (E-moll Op. 128 bei Schubert), welches er zuerst im Abonnements-Concert zu Cassel, so wie im Juli 1845 bei dem vorerwähnten Musikfest in Oldenburg selbst vortrug, und es dann zum Andenken hieran dem dortigen Kapellmeister Pott dedicirte. Darauf folgte das sechste Quintett für Saiteninstrumente (E-moll Op. 129 bei Breitkopf & Härtel) und im Laufe des Winters ein Quintett für Pianoforte, zwei Violinen, Viola und Violoncell in D-moll (Op. 130 bei

Schubert h), das 30ste Quartett für Streichinstrumente (Op. 132 bei Breitkopf) und ein „Quartettconcert“ für zwei Violinen, Viola und Violoncell mit Orchester, welches letztere im nächsten Abonnementsconcert vorgetragen wurde, und durch den Zusatz der reichen Instrumentalbegleitung sich in höherem Grade, als ein einfaches Quartett zur Concertaufführung in großem Local geeignet erwies. Noch bevor dasselbe im Druck erschienen war (Op. 130 bei Schubert h), wurde es zur Aufführung nach London und Wien, vor Allem aber nach Leipzig verlangt, wo die Direction der Gewandhaus-Concerte stets großen Werth darauf legte, Spohr's neue Compositionen schon im Manuscript auf ihr Programm setzen zu können. So äußerte denn bei dieser Gelegenheit auch M. Hauptmann in einem Brief an Spohr: „Alles was von Ihnen kommt, Altes und Neues, findet hier jederzeit die allergünstigste Aufnahme: man hört es dem Applaus sehr leicht an, ob die Sache bloß gefällt, oder ob sie innerlich anspricht und Vergnügen macht, und das ist bei den Ihrigen hier nie zu verkennen. Gesang- wie Instrumentalstücke von Ihnen werden immer mit wahrer Zuneigung angehört, das Concertpublikum befindet sich dabei in einer ihm behaglichen Atmosphäre; so wurde auch das Quartett-Concert, (an dessen Execution ich nicht Alles befriedigend finden konnte,) mit sehr warmem Beifall aufgenommen. Mir ist es ächt Spohrisch, d. h. eben so meisterlich, als gefühlvoll vorgekommen, und daß man von den großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens beim Anhören gar nichts gewahr wird, wie auch in Ihren Doppelquartetten immer bei kunstvollster Combination die höchste Klarheit vorhanden ist, was man von andern Zusammenstellungen, die über das Gebräuchliche hinausgehen, nicht oft sagen kann, das ist, was zwar nur der Verständige versteht und als höchste Kunst zu würdigen weiß, was aber auch dem bloß fühlenden Zuhörer zusagt und ihn in gute Stimmung setzt“ u. Die Correspondenz über diese Angelegenheiten wurde meist durch Mendelssohn geführt, welcher

denn auch den Vorschlag machte, in einem der dortigen Concerte den dritten Act der Kreuzfahrer im Zusammenhange aufzuführen, und nachher an Spohr, dem gerade diese Oper hierzu nicht sehr geeignet dünkte, voller Befriedigung berichtete: „Schon als ich Ihr Werk in Berlin zum erstenmal sah, schien mir der dritte Act der lebendigste, schönste in der ganzen Oper zu sein, und ich war überzeugt, daß er sich auch im Concert trefflich ausnehmen müsse. Sie schienen damals daran zu zweifeln, und so freue ich mich um so mehr, daß die gestrige Aufführung einen so reinen, schönen und vollkommenen Eindruck gemacht hat, wie es mir nach der Aufmerksamkeit, dem Applaus und den Aeußerungen der Hörer unverkennbar scheint . . . Der Chor war an 200 stark, und die Hymne aus H-dur, der Männerchor aus C-dur, und dann die Scene im Kloster klangen ganz wunderschön. Haben Sie tausend herzlichen Dank für diesen Genuß, und für alle die vielen herrlichen, die wir Ihnen schuldig sind . . . Leider habe ich es nicht so einrichten können, daß mir die Direction dieses Concertes zufiel; es ging aber unter Gade so lebendig, und er hatte sich mit dem ganzen Werke so vertraut gemacht, daß selbst Ihnen kaum etwas zu wünschen übrig geblieben wäre“ ic. In schneidendem Contrast zu diesen freundlich anerkennenden Worten von so kompetenter Seite, ereignete sich zu derselben Zeit von anderer Stelle her ein Vorfall, welcher von Spohr selbst als einzig dastehend in seiner langen Künstlerlaufbahn bezeichnet, wohl hier einer besondern Erwähnung verdient. Es war nämlich die vor 14 Monaten auf Bestellung nach Dresden gesandte Oper: „die Kreuzfahrer“ dort noch immer nicht zur Aufführung gekommen, und hatten während dieser Zeit die Kapellmeister Reißiger und Wagner, so wie der berühmte Tenorist Tichatschek, für dessen herrliche Stimme die Parthie des Balduin gleichsam geschaffen schien, — wiederholt brieflich ihre Freude über das Werk, so wie ihr Bedauern der immer neuen Verzögerung und der dadurch vereitelten Hoffnung auf Spohr's Einkommen, ausgedrückt, —

als plötzlich zu dessen größtem Erstaunen die Partitur ziemlich abgenutzt von Dresden zurückgesandt wurde, ohne Honorar, sogar ohne das von Spohr mit vielen schriftlichen Bemerkungen mühsam eingerichtete Textbuch, begleitet nur von einem Briefe des Intendanten Herrn v. Lüttichau, dessen sehr ungenügender Inhalt aus folgender, zufällig in Abschrift vorhandener Antwort Spohr's entnommen werden mag: „Ew. Exc. Zuschrift vom 15. d. M. hat mich in das größte Erstaunen versetzt. Nie hätte ich geglaubt, nach meiner langen, und ich glaube hinzusehen zu können, ruhmvollen, Künstlerlaufbahn die Kränkung erleben zu müssen, daß mir die Partitur eines meiner Werke, das nicht als Erstlingsversuch eines Anfängers zur Prüfung eingesandt, sondern nach vorhergegangener Anfrage bestellt worden war, auf solche Weise zurückgesandt werden würde. Was Sie als Erklärung oder Entschuldigung eines solch auffallenden Verfahrens anzuführen belieben, kann ich unmöglich gelten lassen, denn nicht meine Schuld war es, daß die Oper zu der verabredeten Zeit nicht gegeben wurde, und zeitig und oft genug hatte ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich außer meiner Ferienzeit keinen Urlaub erhalten würde. Wie die Oper nun, da sie in Dresden von Niemand gekannt ist, den Reiz der Neuheit verloren haben soll, kann ich eben so wenig begreifen, als daß der Inhalt, der Ihnen bereits bekannt war, wie die Oper bestellt wurde, nun auf einmal Anstoß geben soll, während er hier und in Berlin in der jetzigen Gestalt und früher als Schauspiel durch ganz Deutschland auch nicht den mindesten erregt hat. Haben Ew. Exc. vielleicht die Besorgniß, die Oper werde die darauf verwandte Zeit und die Kosten nicht lohnen, so hätten die vielen, zahlreich besuchten Wiederholungen derselben, welche hier, in Berlin, Braunschweig &c. bereits stattgefunden haben, wohl darüber beruhigen können. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Theater, welches gehaltlose Anfänger- und Dilettanten-Arbeiten, wie z. B. \* . . . und \* . . . , nicht verschmähete, die Arbeit eines

alten erfahrenen Componisten deshalb zurückweisen würde. Es bleibt mir daher die Kränkung, die mir widerfahren ist, völlig unerklärlich und ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß es die einzige der Art in meinem langen Künstlerleben war, und mich freuen, nicht unter einer Intendanz zu stehen, die das Ehrgefühl der Künstler so wenig zu schonen versteht, u. s. w. Hierauf erfolgte zwar ein Schreiben des Vicedirector R. Winkler, welcher im Auftrag des Herrn v. Lüttichau dessen Bedauern ausdrückte, „daß die nöthig gewordene Rücksendung seiner Partitur Spohr so unangenehm berührt habe“ und die Versicherung hinzufügte, daß „hauptsächlich Text und Stoff der Oper während der kirchlichen Aufregungen die Ursache gewesen sei;“ doch mochte Spohr's Ansicht von der Sache hierdurch nicht wesentlich verändert sein, wie solches aus einem Brief an Richard Wagner hervorgeht, worin er gegen diesen sein ganzes Herz ausschüttet, indem er zunächst seinen Verdruß darüber ausdrückt, daß die zur Geburtstagsfeier des Kurprinzen von ihm vorgeschlagene Wagner'sche Oper: „Tannhäuser“ die allerhöchste Genehmigung nicht erhalten habe, zugleich aber die Gelegenheit ergreift, ihm ausführliche Mittheilung von dem unbegreiflichen Verfahren der Dresdner Intendanz zu machen. Wagner, der hierdurch erst die näheren Umstände erfuhr, legte ebenfalls seine Entrüstung darauf in so scharf bezeichnenden Ausdrücken an den Tag, daß gerade deshalb die Veröffentlichung seines höchst interessanten Briefes nicht wohl thunlich ist. Nachdem nun in so verdrießlicher Weise die Aussicht auf ein Zusammentreffen mit Wagner in Dresden vereitelt worden, machte Spohr den Vorschlag zu einem Rendez-vous in Leipzig, wo er auf seiner bevorstehenden Reise nach Carlsbad einige Tage mit seiner Frau zu verweilen gedachte. Da Wagner die Idee mit großer Freude ergriff, und sich demzufolge zur verabredeten Zeit in Leipzig einfand, so wurde dann zu gegenseitiger größter Befriedigung die längst gewünschte persönliche Bekanntschaft gemacht,



und hierüber, so wie über die weiteren interessanten Ergebnisse des dortigen Aufenthaltes geben die Briefe nach der Heimath freudige Kunde, indem sie u. A. berichten: „Wir verleben hier wonnevolle Tage und schwelgen in den schönsten musikalischen Genüssen. Gleich am ersten Abend hatten wir eine Musikparthie bei Hauptmann's, wo Trio's von Mendelssohn und Spohr unter Mitwirkung beider Meister vorgetragen wurden, und der meist aus Kunstkennern bestehenden Gesellschaft einen herrlichen Genuß bereiteten; — den folgenden Tag ein überaus interessantes Diner, welches auf Veranlassung Wagner's, der selbst keine Häuslichkeit in Leipzig hatte, von dessen Schwager Professor Brochhaus, Spohr zu Ehren veranstaltet worden. Wir lernten dort in seiner Schwester und vielen seiner sonstigen Verwandten lauter geistreiche Menschen kennen, und waren sehr vergnügt. Außer der Familie war noch der Schriftsteller Heinrich Laube mit seiner sehr gelehrten Frau zugegen, welche die Unterhaltung noch mehr belebten. Am besten gefiel uns Wagner, der mit jedemmal liebenswürdiger erscheint, und dessen vielseitige Bildung nach allen Richtungen hin wir immer mehr bewundern müssen. So äußerte er sich auch über politische Angelegenheiten mit einer Theilnahme und Wärme, die uns wahrhaft überraschte und um so mehr erfreute, da er natürlich in höchst liberalem Sinne sprach. Den Abend verlebten wir herrlich bei Mendelssohn's, die alles anboten, um Spohr so viel Freude als möglich zu machen. Diese Familie hat für mich etwas Idealisches, sie bietet eine Vereinigung von inneren und äußeren Vorzügen, und dabei so schönem häuslichen Glück, wie man gewiß selten im Leben findet. In ihrer Einrichtung und ganzem Wesen herrscht neben allem Luxus und Reichthum eine so reizende Anspruchslosigkeit, daß man sich sehr wohl da befinden muß. Und ganz rührend ist mir seine unverkennbare Liebe und Verehrung für Spohr. Er selbst spielte eine unerhört schwere und höchst eigenthümliche Composition von sich, benannt: „siebenzehn ernste

Variationen“, mit ungeheurer Bravour, dann folgten zwei Spohr'sche Quartetten, darunter auch das neueste (30ste), bei welchem Mendelssohn und Wagner mit entzückten Mienen in der Partitur nachliefen. Außerdem sang Frau Doctor Frege einige Spohr'sche Arien, die Mendelssohn prachtvoll begleitete, und so eilten die Stunden unter Musik und anregender Unterhaltung schnell und genussreich dahin, bis unvermerkt Mitternacht herankam und dringend zum endlichen Aufbruch mahnte. Wagner, der am andern Morgen nach Dresden abreisen mußte, nahm beim Weggehen zugleich Abschied von uns, was uns wie ihm sehr nahe ging. Doch haben wir auch nach seiner Abreise uns noch viel mit ihm beschäftigt, indem er uns einen neu gedichteten Operntext (Lohengrin) zum Lesen zurückließ, der höchst eigenthümlich und anziehend ist. . . . Gestern Mittag bei Tische machten wir wieder eine interessante Bekanntschaft, die des Dichters Robert Prutz, der uns gerade gegenüberstehend, sich selbst vorstellte, eine lebhaftere Unterhaltung führte und ganz begeistert über das Zusammentreffen mit Spohr schien. Nach Tische war eine Aufführung der Thomasschüler in der Kirche veranstaltet, wo ganz ohne Begleitung, und doch sehr rein und gut, Spohr's doppelschröiger Psalm: „Aus der Tiefe“ und seine Lieblings-Motette von Bach: „Ich lasse dich nicht“ gesungen wurde. . . . Gestern Abend war ein Extraconcert für Spohr in dem berühmten Gewandhaussaale, welches unter Mendelssohn's Leitung in jeder Beziehung sehr glänzend ausfiel. Das Programm bestand nur aus Spohr'schen Compositionen, wovon wir aber im Voraus nichts wußten, sondern damit überrascht werden sollten. Es enthielt: 1) Ouvertüre aus Faust; 2) Arie aus Jessonda, von der ersten Sängerin Demoiselle Meyer vorgetragen; 3) großes Violinconcert, von dem Wunderknaben Joachim zu Spohr's größter Zufriedenheit gespielt; 4) Lieder mit Clarinette, von Frau Doctor Frege, Mendelssohn und einem trefflichen Clarinetisten so wundervoll ausgeführt, daß es mir bis in's Innerste des Herzens drang; 5) die

„Weihe der Töne“, die schon seit Jahren für einen Glanzpunkt des Leipziger Orchesters gilt. Auf Mendelssohn's Bitten übernahm Spohr, obgleich er lieber nur zugehört hätte, die Leitung von deren beiden letzten Sätzen, bei welcher Gelegenheit er dann vom Orchester und Publikum, das übrigens nur aus einem Paar Hundert ausgewählten Gästen bestand, mit stürmischem Jubel begrüßt ward, so wie dies auch schon bei seinem Eintritt in den Saal geschehen. Das Ganze war eine schöne, erhebende Feier, und für Spohr eine innige Freude. Mendelssohn war unendlich liebenswürdig und den ganzen Abend in einer freudigen Begeisterung, die bewies, wie fern auch ihm jede Art von Neid liegt. Heute Abend ist die letzte Musikparthie, bei Vogt's, wo Mendelssohn sich ein besonderes Vergnügen daraus macht, nicht nur als Pianist im ersten Trio von Spohr, sondern auch als Bratschist in dessen herrlichem dritten Doppelquartett mitzuwirken“ . . . . So bewährte sich bis zum letzten Augenblick Mendelssohn's liebenswürdige Zuvorkommenheit gegen Spohr und auch bei der Abfahrt am andern Morgen, als die zahlreich begleitenden Freunde auf dem Bahnhof bereits Abschied genommen, war er, wie die weiteren Reiseberichte aussagen, „noch der Letzte, der bei anfangs langsamem Fortschreiten des Zuges noch eine ganze Strecke neben dem Wagen herlief, bis es nicht mehr anging, und seine freundlich glänzenden Augen waren der letzte Eindruck, den die Reisenden von Leipzig mitnahmen“, freilich damals nicht ahnend, daß dies das letzte Zusammentreffen für's Leben sein sollte!

Raum in Carlsbad angekommen, erhielt Spohr eine dringende Einladung von dem Landgrafen von Fürstenberg, dem Präses der Wiener Musikgesellschaft, dort zwei große Aufführungen seines „~~ruhmgeläuteten~~ Oratoriums: „der Fall Babylons“ zu dirigiren, und dadurch das ganze Fest, wobei 1000 Sänger mitwirken würden, zu verherrlichen.“ Da dies aber im November stattfinden sollte, so bedurfte es dazu abermals eines außergewöhnlichen Urlaubs, der dann auf offiziellem Wege durch die

österreichische Gesandtschaft vom Kurprinzen erbeten wurde. Allein die Antwort fiel trotz Metternich's gewichtiger Unterschrift verneinend aus, und so unterblieb nicht nur Spohr's Hinkommen, sondern auch die Aufführung seines Oratoriums, welches auf eine günstigere Zeit verschoben wurde.

Zu den mancherlei Erlebnissen, welche diesmal die Einförmigkeit der durch die Brunnenkur bedingten Tagesordnung auf angenehme Weise unterbrachen, gehörte zunächst ein Concert des Violinisten Ernst, worüber brieflich berichtet wurde: „Das Concert eines so berühmten Virtuosen war für Carlsbad wirklich ein Ereigniß, und hat auch uns großes Vergnügen gemacht. Er spielte außer der „Gesangsscene“ von Spohr lauter eigne, zum Theil recht schöne originelle Compositionen, angefüllt mit allen erdenklichen Schwierigkeiten und wunderbaren Kunststücken, die er mit großer Sicherheit und Leichtigkeit ausführte; das Spohrsche Concert aber, wenn gleich er es mit viel Sorgfalt und Ausdruck spielte, haben wir doch nicht nur von Spohr selbst, sondern auch von seinem trefflichen Schüler Jean Bott mehr im richtigen Geiste vortragen hören. Das überfüllte Haus bot einen eigenthümlichen Anblick dar, indem sowohl der Zuschauerraum, wie auch die ganze Bühne mit Zuhörern besetzt war, die im großen Halbkreise rings herumsaßen“ ic. — Doch gab es in Carlsbad auch erheiternde Scenen anderer Art; so hatte eines Tages ein gutherziger Kurgast den hübschen Einfall gehabt, den credenzenden 15 Brunnenmädchen ein kleines Fest zu bereiten, wobei Hunderte von Zuschauern, vor Allen aber auch Spohr mit seinem wohlwollenden Gemüth, sich daran ergöhten, zu sehen, wie die sämmtlichen Mädchen in ihren Uniformen (weiße Kleider, grüne Spenzer und rosa Schürzchen), jede eine frische Rose im Haar, freudestrahlend rings um einen großen gedeckten Tisch saßen, und mit Kaffee und Kuchen traktirt wurden. Durch einen ähnlichen, und zwar anonymen, Wohlthäter wurde ein andermal an Spohr ein Päckchen gesandt, das zwei colossale

Häringe, wahre Prachtexemplare, enthielt, mit der lakonischen Aufschrift: „Ich liebe Spohr'sche Musik! Der große deutsche Spohr verschmähe nicht die beifolgenden ganz neuen Häringe, hier eine seltene, aber gestattete Speise. Carlsbad, den 6. Juli.“ Hatte nun Spohr auch in Carlsbad stets Huldigungen verschiedenster, oft seltsamster Art empfangen, so war ihm doch noch keine in so überraschend komischer Gestalt entgegengetreten, weshalb er mit dem gerade bei ihm anwesenden Virtuosen Ernst recht von Herzen darüber lachte, dann aber, unbekümmert um den geheimnißvollen Geber, sich die delikatsten Fische zur Abwechslung von der sonstigen, vorschriftsmäßig so knapp zugemessenen Abendkost trefflich schmecken ließ. Da nun die größte Mäßigkeit nicht nur in leiblichen, sondern auch in geistigen Genüssen und Anstrengungen zur Kurordnung gehörte, so hatte Spohr, als gewissenhafter Kurgast, es sich anfangs zur Pflicht gemacht, jeder musikalischen Aufregung, insbesondere des Componirens sich zu enthalten, bis der Drang dazu bald so mächtig in ihm wurde, daß es ihm schwerer dünkte, denselben gewaltsam zu unterdrücken, als den seiner Phantasie schon lebhaft vorschwebenden Ideen Gestalt zu verleihen, und so entfloß denn seiner Feder in ungezwungener Leichtigkeit der noch fehlende letzte Satz zu seinem in Cassel bereits begonnenen vierten Claviertrio, welcher von heiterer Lebendigkeit gleichsam übersprudelnd, von ihm selbst in scherzhaftem Doppelsinn zum Andenken an den ihm so heilbringenden Carlsbader Sprudel „der Sprudelsatz“ genannt zu werden pflegte. Da es indessen in Carlsbad an einem guten Violoncellisten fehlte, so glaubte er, mit der vollständigen Ausführung des Trio's bis zu seiner Rückkehr nach Cassel warten zu müssen; als er aber auf der Rückreise einen kurzen Aufenthalt in Meiningen machte, wußte der osterwähnte Kapellmeister Eduard Grund in unglaublicher Schnelligkeit Alles in Bewegung zu setzen, um an demselben Abend eine Quartettparthie in seinem Hause zu veranstalten, wo alsdann Spohr unverhofft Gelegenheit fand, sein

neues Trio unter Mitwirkung seiner Frau und des ausgezeichneten Violoncellisten Meßner der darüber nicht wenig erfreuten Gesellschaft zum ersten Male zu hören zu geben. Da es auch in den musikalischen Kreisen zu Cassel bald ein Lieblingsstück wurde, so behielt Spohr es erst eine Zeit lang als Manuscript zurück, bis er es seinem Verleger Schubert, der stets mit wahrhaft leidenschaftlicher Unruhe dem Erscheinen der Spohr'schen Trio's entgegen sah, zur Veröffentlichung zusandte. (Op. 135.)

Zu Anfang des Jahres 1847 nähete endlich der Tag heran, dessen Feier schon wochenlang vorher die Bewohner Cassels in freudige Spannung versetzt hatte, nämlich Spohr's fünf- und zwanzigjähriges Jubiläum als Kapellmeister am Casseler Hoftheater. Die lebendige Theilnahme an diesem Feste that sich von Nah und Fern durch so mannigfache Beweise von Liebe und Verehrung gegen den Gefeierten kund, daß eine von Dr. Friedrich Detker zu wohlthätigem Zwecke veröffentlichte Zusammenstellung derselben eine ganze Broschüre bildete, woraus indessen hier nur ein kurzer Auszug gegeben werden kann: Am 20. Januar früh Morgens wurde der Jubilar durch ein Ständchen seiner Schüler J. Bott und A. Malibran, welche in Verbindung mit Musikern der Hofkapelle sein zweites Doppelquartett ausführten, geweckt. Dann folgte eine ununterbrochene Reihe von Gratulationsbesuchen; Verwandte, Freunde, Schüler, Verehrer aus allen Ständen und Gegenden brachten ihre Glückwünsche und Huldigungen dar. Zunächst sandte der Cäcilienverein eine sinnvoll gewählte Deputation, bestehend aus Repräsentanten von Sopran, Alt, Tenor und Baß, in deren Namen Secr. Angrim, das noch einzige ursprüngliche Mitglied, in herzlichen Worten die dankbare Anerkennung der vielfachen Bemühungen des Jubilars um die Kunst und den Verein insbesondere aussprach. Darauf überbrachte Oberpostmeister Nebelt hau als Mitglied des Stadtraths eine ehrende Aufschrift des Magistrats der Residenz, ferner überreichte Musikdirektor Wehner aus Göttingen einen Lorbeer-

franz nebst Gedicht von dort, so wie ein Diplom über die Ernennung Spohr's zum Ehrenmitgliede des Göttinger Liedertanzes. Der König von Preußen sandte nebst einem verbindlichen Schreiben den rothen Adlerorden dritter Classe, während der Kurprinz, nachdem er ihm bereits vor längeren Jahren den heftischen Löwenorden verliehen hatte, ihn bei dieser Gelegenheit durch die Ernennung zum „Generalmusikdirektor“ unter Verleihung der Hoffähigkeit auszeichnete. Das Rescript überbrachte der im vorhergehenden Jahre zum General-Intendanten des Hoftheaters ernannte Kammerherr v. Heeringen persönlich, um zugleich nebst seinen Glückwünschen die hohe Achtung auszusprechen, die er für Spohr als Mensch wie als Künstler hegte, und die er denn auch bei dieser Gelegenheit vorzüglich durch die zur Feier des Tages angeordnete glänzende Festvorstellung im Theater bethätigt hatte. Diese bestand in einer musikalisch-dramatischen Production „von scenisch verbundenen Musikstücken aus den Opern des Jubilar“, wozu schon mehrere Tage zuvor alle Plätze nebst Extra-Stehplätzen vergeben waren, so daß das ganze Haus wahrhaft überfüllt war. Als der Jubilar in der für ihn und die Seinen reservirten Loge des ersten Ranges erschien, wurde er mit einem rauschenden Freudenrufe empfangen, in welchen alsbald die Ouvertüre aus der Oper „Alruna“ einfiel. Hierauf folgte ein Tableau aus „Zemire und Azor“, die Vereinigung der Geliebten durch die Fee darstellend. Nach dem Schluß des Bildes, so wie nach jeder der folgenden Scenen aus Spohr's Opern: Zemire, Zweikampf, Tessonda, Berggeist, Pietro von Albano, Alchymist und Kreuzfahrer, betrat die Fee mit goldenem Zauberstab die Bühne und leitete die folgende Scene jedesmal in sinnreich gedichteten Versen ein. Der rauschendste Applaus wiederholte sich bei jedem Musikstück und verdoppelte sich am Schlusse, um mit gleicher Nachhaltigkeit wieder auszutauchen, als nacheinander die beiden Ouvertüren zum „Berggeist“ und zum „Faust“ mit ausgezeichneter

Präeifion unter Leitung des Militär-Musikdirektors Bochmann ausgeführt wurden. Dann erst folgte ein vom Schauspieler Birnbaum sinnreich verfaßtes Festspiel: „Die Huldigung.“ Die Scene stellt einen mit Statuen, Vasen und Blumengewinden geschmückten Park dar, im Hintergrunde ein einfaches, aber reich mit Guirlanden verziertes Haus: Spohr's Geburtshaus in Braunschweig. Gärtner und Gärtnerinnen sind mit Ausschmückung des Gartens beschäftigt; auf ihre Frage nach des Festes Bedeutung giebt ihnen der Verwalter Aufklärung, nennt ihnen den Namen des Gefeierten, unter dessen Werken er auch „die letzten Dinge“ und „den Fall Babylons“ mit den Worten anführt:

„Das Werk kann mit dem Besten in die Schranken treten,  
Da mahnet nichts an Fall, das klingt wie Aufersteh'n.“

Bei diesem glücklichen Ausdruck brach das Publikum in einen wahren Beifallssturm aus, der sich in gleicher Weise wiederholte, als der Verwalter weiter einen bekannten Zug aus Spohr's Kinderjahren erzählt, wie dem Knaben auf dem Jahrmarkt von allen Sachen, die man ihm kaufen wollte, nur eine Geige gefiel:

„Ne Geige nahm das Kind und sprang entzückt dahin,  
Als wär 'ne ganze Welt im Kasten drin,  
Er, ohne Meister, lernte sie dann streichen,  
Man hört den ganzen Tag den kleinen Louis geigen!“

Als dann der Verwalter, fortfahrend im Preise des Gefeierten schloß:

„Auf, laßt den Jubelruf zum Himmel steigen,  
Der größte Meister Deutschlands ist uns eigen!“

da stimmten Alle in den Jubelruf ein, und von allen Seiten des Hauses erklang der Huruf der freudig erregten Versammlung. Hierauf intonirte das Orchester die Polonaise aus Faust, während das Fest-Comité den Jubilar abholte, um ihn zu einem Blumenthron hinzugeleiten, wo er abermals in poetischer Rede begrüßt und ihm, „Apollo's wohlgerathnem Sohne“, unter dem Jubel des jauchzenden Publikums die Lorbeerkrone aufs Haupt gesetzt wurde. Als er sich nach dem Theater zum Familiensouper (bei seinem Schwiegersohne



Wolff) begeben hatte, erhielt er noch spät am Abend ein brillantes Ständchen von der Liedertafel, die beim Scheine bunter Lampen vor dem Hause sich versammelte, und nach beendigtem Gesang eine Deputation heraussandte, um dem Jubilar das Diplom als Ehrenmitglied des Vereins zu überreichen. So ging der bedeutungsvolle Tag zu Ende, doch nicht die Feier desselben, denn auch die folgenden Tage brachten weitere Beglückwünschungen in Prosa und Versen, und Ehrenbezeugungen aller Art, worunter die Verleihung des Ehrenbürgerrechts von Seiten des Magistrats der Stadt Cassel, so wie die durch das Jubelfest-Comité im Namen sämmtlicher Theater- und Orchester-Mitglieder erfolgte Ueberreichung einer kostbaren silbernen Vase, besondere Erwähnung verdient. Am 22. Januar fand noch eine zweite große Festlichkeit statt, welche die Mitglieder des mehrerwähnten Quartettkränzchens ihrem Freund und Meister zur Ueberraschung veranstaltet hatten. Nachdem Spöhr in die aus etwa siebenzig Personen bestehende Gesellschaft feierlich eingeführt worden, ward zunächst ein von Dr. Detker verfaßter Festgruß vorgetragen, aus dessen reichem, vielsagenden Inhalt hier nur einige Strophen, die vornehmlich die Sympathie der bewegten Zuhörer erweckten, folgen mögen:

Du unser Stolz! seit fünfundzwanzig Jahren  
 Nennt uns die Welt, wenn Dich sie preisend nennt,  
 Die Wandrer all, so hier vorüberfahren,  
 Erfragen Dich, da Nord und Süd Dich kennt,  
 Und die von uns gen Ost und Westen kamen,  
 Sie fanden Dich und Deinen großen Namen.  
 Wie schön und reich, am Abend dann still-traulich  
 Nach solcher Fahrt, von solchen lichten Höhen,  
 Ermüdet nicht, nur ruhig und beschaulich  
 Auf die betreten Pfade heimzusehn!  
 Ja hör' es stolz, wie wir Dich stolz erheben:  
 Du hast gelebt und wirst unsterblich leben!

Der nun folgende musikalische Theil der Feier bestand in dem unter Leitung seines Schülers J. Bott ausgeführten dritten Doppelquartett des Meisters, zwei seiner unvergleichlichen Lieder

mit Clarinettbegleitung von einer ausgezeichneten Dilettantinn vorgetragen, und dem Clavierquintett mit Begleitung von Blasinstrumenten. Nach Beendigung dieser überaus gelungenen Vorträge setzte man sich in freudig erregter Stimmung zum Festmahl, das durch Trinksprüche ernstern und scherzhaften Inhalts gewürzt, den schönen Abend in würdiger Weise beschloß.

Die von Fr. Detter kurz nachher veröffentlichte Beschreibung des Jubelfestes gab zugleich Veranlassung zu der von Spohr damals begonnenen Selbstbiographie. Indem nämlich bei dieser Gelegenheit der Verfasser jenes Schriftchens die Absicht aussprach, demselben eine ausführliche Lebensbeschreibung folgen zu lassen, bat er Spohr, ihm demnächst die nöthigen Notizen dazu zu geben; dieser fand aber bei Aufzeichnung derselben so viel Freude daran, die reichen Erlebnisse der hinter ihm liegenden Jahre seinem Gedächtniß zurückzurufen, daß er auf die Idee kam, deren ausführliche Schilderung lieber selbst zu übernehmen \*). Mit lebhaftem Interesse ging er nun sogleich an diese Arbeit, die jedoch in ihrem weiteren Verlauf nur langsam vorwärts schritt, da der Drang zum Componiren bald wieder vorherrschend wurde. So schrieb er denn zunächst sechs Salonstücke für Violine und Pianoforte, die mit den bezeichnenden Ueberschriften: Barcarole, Scherzo, Sarabande, Siciliano, Air varié und Mazurka versehen und in ein Heft gesammelt als Op. 135 bei F. Schuberth im Druck erschienen; dann folgte sein viertes Doppelquartett und einige Monate später auf den Wunsch der philharmonischen Gesellschaft zu London die achte Symphonie (G-moll), welche

---

\*) Aus dieser gewissermaßen zufälligen Entstehung von Spohr's Selbstbiographie läßt es sich leicht entnehmen, daß darin eben nur ein getreues Bild seines eignen inhaltsreichen Lebens für die große Zahl Derer, welche an ihm und seinen musikalischen Schöpfungen ein warmes Interesse nehmen, enthalten sein sollte, daß er selbst aber keineswegs einen Beitrag zur Kunstgeschichte oder eine kritische Beurtheilung seiner Kunstgenossen zu liefern beabsichtigte, was hie und da irrthümlich von dieser Biographie erwartet worden ist.

bei Peters in Leipzig als Op. 137 in Partitur und in vierhändigem Clavierauszug herauskam.

Auch im Theater wurde Spohr's Thätigkeit während der nächstfolgenden Zeit ungewöhnlich in Anspruch genommen, da es galt, zu den bevorstehenden Pfingsttagen nicht nur die gewohnte Festoper, sondern ausnahmsweise auch ein großes Concert vorzubereiten, worin u. A. seine Doppelsymphonie und seine erste Concertante, von ihm selbst und seinem Schüler Jean Bott vorge tragen, zur Aufführung kam. Zur Festvorstellung am zweiten Pfingsttage war eine neue Oper: „Arria“ von Hugo Stähle aus erwählt, welche als Erstlingswerk eines in ihrer Mitte herangewachsenen jungen Componisten das Interesse aller Musikfreunde Cassels in hohem Grade erweckte. Schon als Knabe hatte der junge Künstler ein so hervorstechendes Talent gezeigt, daß Spohr sich dadurch veranlaßt fand, ihn auf den Wunsch seines Vaters, Major Stähle zu Cassel, ausnahmsweise als Schüler in der Composition anzunehmen; mit stets wachsender Theilnahme folgte er nun den Fortschritten des talentvollen Schülers, der, selbst gediegener Clavierspieler, sich bald an größeren Claviercompositionen versuchte, worunter ein Quartett in A-dur (Op. 1 bei Schubert) als besonders gelungen zu bezeichnen ist. Hierdurch ermuntert konnte er dann — noch nicht 21 Jahre alt — unter Spohr's Anleitung sich an die Composition der genannten, von seinem Freunde Jac. Hofmeister gedichteten Oper wagen, und dieselbe fiel so völlig zu Spohr's Zufriedenheit aus, daß auf seine dringende Empfehlung die Aufführung beschlossen und baldigst in's Werk gesetzt wurde. Während nun Spohr seine wahre Freude an der auch vom Publikum höchst günstig aufgenommenen Oper hatte, und bei weiterem Fortschreiten des jungen Componisten eine glänzende Zukunft für denselben vorauszusehen glaubte, war dieser erste Triumph leider auch sein letzter, denn noch vor Ablauf eines Jahres wurde er von einem heftigen Fieber befallen, das seiner so viel versprechend

begonnenen Laufbahn durch frühen Tod ein unerwartetes Ziel setzte!

Nachdem Spohr mehrere seit seinem letzten Besuch in England von dort an ihn ergangene Einladungen zur Aufführung seiner Werke abgelehnt hatte, entschloß er sich endlich im Sommer 1847, den abermaligen dringenden Aufforderungen noch einmal Folge zu leisten und die Leitung von drei großen Concerten zu übernehmen, worin von der Sacred Harmonic Society seine sämtlichen geistlichen Compositionen: Oratorien, Psalme u. gegeben werden sollten. Mit Beginn der Theaterferien trat er daher in Begleitung seiner Frau und Schwägerin die Reise nach England an und nahm den Weg dahin diesmal über die interessanten Städte Brüssel und Gent nach Ostende, von wo er sich einzuschiffen beabsichtigte. Ueber den Aufenthalt in Gent berichtet ein Brief in die Heimath: „Wir hatten zwar unterwegs zufällig erfahren, daß gerade am Tage unserer Ankunft daselbst ein großes Sängersfest der vereinigten flämischen und deutschen Liedertafeln stattfindet, da wir aber erst Abends 7 Uhr dort anlangten, nachdem das Hauptconcert bereits lange seinen Anfang genommen hatte, so gedachten wir den herrlichen Sommerabend zu einem Spaziergang in der über alle Erwartung schönen und großartigen Stadt zu benutzen. Kaum aber waren wir hundert Schritte gegangen, als einige Herren, Spohr erkennend, in freudigster Ueberraschung auf uns zustürmten, und uns fast gewaltsam nöthigten, den zweiten Theil des Concertes, dessen Zwischenact eben sei, mitanzuhören. So wurden wir alle drei in das prachtvolle Gebäude „Palais de Justice“ hineingedrängt, und standen plötzlich in dem ungeheuern, von vielen Tausend Menschen dicht gefüllten Saal, wo in demselben Augenblick der eine unserer Führer, ein Mitglied des Festcomité's, mit größtem Kraftaufwand aus vollem Halse rief: „Messieurs, le grand compositeur Spohr vient d'arriver dans notre ville, le voici!“ Auf diesen Anruf erhob sich die ganze Versammlung, Alles klatschte, schrie: „vive Spohr,

le grand Spohr!“ und ein wahrer Blumenregen von großen und kleinen Sträußen ergoß sich von allen Seiten über ihn. Es dauerte lange, bis der laute Jubel sich beschwichtigte, inzwischen hatte man uns Stühle auf den besten Plätzen geräumt, und wir saßen da etwas verlegen in unsern bestaubten Reisefleibern mitten zwischen schön gepuzten Damen. Die ganze Scene aber hatte, eben durch das ganz Ueberraschende, etwas sehr Eigenthümliches und fast Uebervältigendes. Wir hörten darauf den zweiten Theil des Concertes mit an, worin die verschiedenen Liedertafeln, theils mit, theils ohne Orchesterbegleitung, sich hören ließen, und alle den lebhaftesten Beifall ernteten, den ihre Leistungen auch wirklich verdienten. Es dauerte bis nach 9 Uhr, dann kamen noch eine Menge Menschen herbei, um Spohr zu begrüßen und zu sprechen, so daß wir gerade spät genug nach Hause kamen, um nach eingenommenem Abendessen uns schnell zur Ruhe zu begeben. Doch sollte diese für Spohr wieder nicht von langer Dauer sein, indem wir nach 11 Uhr allerlei Geräusch und Vorbereitungen zu einem großen Ständchen bemerkten, welches der Genter Verein „des Mélomanes“ für ihn veranstaltete. Er mußte nolens volens aus dem Bett wieder aufstehen und in dem anstoßenden Saal, außer der schönen Musik und abermaligen ungeheuern Bivats auch noch eine Deputation entgegennehmen, die ihm in feierlicher Mitternachtsstunde seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereines ankündigte.“ 2c.

Bei der Ankunft in London wurde Spohr nebst seinen Reisegefährtinnen abermals in der nun schon befreundeten Familie Taylor gastlich aufgenommen, und es begann für sie eine in jeder Beziehung höchst genügsame Zeit. Die an jedem Freitage angesetzten Dratorien-Aufführungen in Exeter-Hall gingen in gewohnter Vollkommenheit von Statten; das vorher beabsichtigte Programm hatte jedoch in soweit eine Abänderung erlitten, daß man an die Stelle von „Calvary“, womit man auch hier wieder bei der Geistlichkeit Anstoß zu erregen befürchtete, eine zweite

Aufführung des „Will Babylons“ gesetzt hätte, während im dritten Concert, so wie es im Voraus bestimmt gewesen, „die letzten Dinge“, „das Vaterunser“ und der erst neuerlich von Spohr componirte „84ste Psalm“ nach Miltons metrischer Uebersetzung zur Ausführung kamen. Der Enthusiasmus bei allen drei Concerten, der kaum einer Steigerung gegen früher Erlebtes fähig schien, äußerte sich diesmal noch besonders durch stürmisches Da capo-Verlangen einer großen Anzahl von Chören und Solostücken. Nicht minder befriedigend wurden auch die Zwischentage hingebacht, indem Jedermann sich beeiferte, Spohr mit Genüssen und Ehrenbezeugungen aller Art entgegenzukommen. Da gab es im bunten Wechsel Einladungen, Festlichkeiten, Spazierfahrten und Eisenbahntouren, deren eine sich mehr als 70 englische Meilen weit erstreckte, bis zu der durch ihre großartigen, eigenthümlichen Universitätsgebäude ausgezeichneten Stadt Cambridge, und zu dem Städtchen Ely, das merkwürdig durch seine Lage auf einem schönen fruchtbaren Hügel mitten im Moorgrund hervorragend, noch mehr aber durch die prächtige Kathedrale, die für eins der schönsten Monumente gothischer Baukunst in England gilt. In dieser werden als Ueberbleibsel früherer Herrlichkeit noch jetzt während des Gottesdienstes die schönsten Kirchengesänge von 16 eigends dazu angestellten Sängern ausgeführt, wozu sich in dem vereinsamen Orte freilich wohl nur selten so andächtige und erbaute Zuhörer wie Spohr und seine Reisegefährten es waren, einfinden mögen.

Viel angenehme und genussreiche Stunden verlebte Spohr insbesondere auch im gemüthlichen Zusammensein mit den ihm nächstbefreundeten Familien Horsley, Benedict, Taylor u. s. w., in deren kunstverwandtem Kreise es dann auch nicht an gelungenen Musikvorträgen fehlte, wobei auch er zur besonderen Freude aller Zuhörer sich öfter durch eignes Spiel zu betheiligen pflegte. Desto entschiedener lehnte er hingegen alles öffentliche Auftreten ab, und verstand sich nur einmal ausnahmsweise zur

Mitwirkung bei einem ihm zu Ehren von der Beethoven Quartett Society veranstalteten Concerte, das auf dem Programm als: „Homage to Spohr“ bezeichnet, diesmal nicht Beethoven'sche, sondern nur drei Spohr'sche Compositionen aus verschiedenen Lebensperioden ausgewählt, enthielt, nämlich: 1) ein Quartett (G-moll) aus seiner ersten Jugend, 2) ein etwa 20 Jahre später componirtes Duo, von Joachim und Sainton meisterhaft vorgetragen, und 3) das dritte Doppelquartett (E-moll), wobei Spohr die erste Geige übernommen, und durch Spiel wie durch Composition das schon von den ersten Nummern begeisterte Publikum nun vollends zur höchsten Ekstase hinriß. Die Zeitungen berichteten höchst enthusiastisch über die Wahl der drei Compositionen und deren einzelne Schönheiten. Times sagt u. A. bei Gelegenheit des Duetts: „Diese Duetten für zwei Violinen gehören zu den größten Wundern von Spohr's erfindungsreichem Genie. Aus scheinbar kleinem Material hat der große Componist harmonische Effekte erzielt, die an Reichthum und Fülle kaum dem Quartett nachstehen. Das Duett in Es ist wahrhaft überfließend an melodischen und contrapunktischen Schönheiten, ein vollkommenes Meisterstück“ .... Später heißt es: „das Doppelquartett in E-moll ist eine der wunderbar reichsten Compositionen Spohr's .... Jeder Satz trägt den Stempel des Genie's und ist mit der Vollendung ausgearbeitet, die den Höhepunkt der Intelligenz bezeichnet .... Hätte Spohr weiter nichts geschrieben, so würde durch dies Werk allein sein Ruhm als einer der ersten Componisten in der Welt gesichert sein“ .... „Spohr spielt selten mehr öffentlich, aber mit Begierde wird von Künstlern und Laien die seltene Gelegenheit ergriffen, ihn, den ersten Geiger der Jetztzeit, zu hören. Sein Styl ist ein Muster von Reinheit und Geschmack .... Nicht nur bringt er alle Schwierigkeiten wie spielende Kleinigkeiten, — sondern zeigt auch in seinem Vortrag noch die volle Gluth und Begeisterung der Jugend“ ....

So rückte das Ende der Ferienzeit rasch heran und mahnte

an den abermaligen Abschied. In den letzten Tagen aber drängten sich die Anforderungen aller Art noch dergestalt, daß Spohr's klassische Seelenruhe dazu nöthig war, um den Kopf immer oben zu behalten. Ihm gelang dies und nur frohe, erhebende Eindrücke begleiteten ihn zurück in die Heimath, wo er mit freudigem Gemüthe und gewohntem Eifer den Berufsgeschäften alsbald wieder oblag.

Zu Anfang November wurde er auf's Schmerzlichste überrascht durch die Kunde vom Tode seines Freundes Mendelssohn, über dessen Verlust, als Mensch wie als Künstler tief trauernd, er in einem Brief an M. Hauptmann u. A. äußert: „Was hätte Mendelssohn, auf der Höhe seiner Kunstblüthe, noch Herrliches schreiben können, hätte ihm das Geschick ein längeres Leben gegönnt! Für seinen zarten Körperbau war die geistige Anstrengung zu groß und daher vernichtend! Sein Verlust für die Kunst ist sehr zu beklagen, da er der begabteste der jetzt lebenden Componisten, und sein Kunststreben ein sehr edles war!“ — Sein nächster Gedanke war nun, eine öffentliche Gedächtnißfeier für den so früh Dahingegangenen zu veranstalten; da er aber auf seine deshalb gethanen Vorschläge die Antwort vom Hoftheater-Intendanten erhielt: „daß die beabsichtigte Gedächtnißfeier in einem der in dem Hoftheater stattfindenden Concerte nicht veranstaltet werden könne, indem solche höchsten Orts nicht gewünscht werde,“ so beschloß er die Feier in beschränkterer Weise in einem auf den 22. November zum 25sten Jubiläum des Cäcilienvereins angesetzten Privatconcerte zu begehen und ein zu dem Zwecke bereits verfaßtes Gedicht nebst Chor aus Mendelssohn's Paulus vortragen zu lassen. Nachdem aber Alles auf's Beste vorbereitet und die Generalprobe schon gehalten war, kam plötzlich die Kunde von einer lebensgefährlichen Erkrankung des in Frankfurt residirenden Kurfürsten Wilhelm II., welcher die Todesnachricht unter Anordnung einer allgemeinen Landestrauer nebst dem Unterbleiben jeglicher Musik am andern Tage nach-



folgte. Als dann nach vierwöchigem Aufschub die Feier endlich in's Werk gesetzt werden sollte und Spohr den Tag dazu bereits bestimmt hatte, trat der Tod — diesmal die Familie selbst in schmerzlich erschütternder Weise treffend — auf's Neue hindernd in den Weg. Am 18. December erkrankte Spohr's Schwiegermutter und wurde nach wenig Tagen der durch die Bande inniger Liebe eng verbundenen Familie durch den Tod entzissen. Die sonst so froh und festlich begangenen Weihnachtstage verwandelten sich nun in Tage der Trauer und Klage, um so mehr, da auch der Vater Pfeiffer durch den unerwarteten Schlag auf's Krankenlager geworfen wurde, und so das trauliche Zusammenkommen im elterlichen Hause, wo auch Spohr stets so viel Freude zu finden und zu bereiten wußte, für lange, vielleicht für immer gestört zu sein schien! Unter Angst und Sorgen verfloßen dann die nächsten Wochen und erst nach Wiederherstellung des Vaters konnte Spohr daran denken, die längst vorbereitete Feier endlich zur Ausführung zu bringen. Das Programm hierzu war so zusammengestellt, daß es in chronologischer Folge zwölf Musikstücke von Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Hauptmann, Mendelssohn und Spohr, gleichsam Probenummern derjenigen Meister brachte, deren Werke die Thätigkeit des Cäcilienvereins während seines 25jährigen Bestehens vorzugsweise gewidmet war. Nach dem vorletzten Gesangsstück: „Wir preisen selig die 12.“ aus „Paulus“ wurde ein Gedicht: „Empfindungen der Trauer bei dem frühen Hintritt Felix Mendelssohn-Bartholdy's“ vorgetragen, dessen Schlußstrophen lauteten:

„Ich sehe Geister sich zur Erde neigen —  
Die Schatten sind es jener großen Meister,  
Vorangegangen ihm in's Reich der Geister.  
Sie lächeln mild von ihrem Wolkensitze  
Den geistverwandten Himmelsbürger an.  
Der Zauberer „Mozart“ steht an ihrer Spitze,  
Zur Seite ihm „Beethoven“ der Titan.  
„Willkommen!“ jubeln sie, „im Reich der Geister!  
Willkommen! deutscher ebenbürt'ger Meister!“

Nach dieser Apotheose Mendelssohn's erfolgte, begleitet von einer poetischen Anrede an Spohr, die Ueberreichung einer in Brillanten gefaßten Doppelnadel, Violin- und Bassschlüssel vorstellend; hierauf wurde eine von H. Stähle componirte „Hymne an Spohr“ gesungen, und zum Schlusse folgte beim Festmahl eine Rede über die Entstehung und Wirksamkeit des Vereins, für dessen Gedeihen der Redner selbst (Minist. Repositar Heinrich) in der Eigenschaft als Sänger, Bibliothekar und Cassirer seit längeren Jahren mit rastlosem Eifer bemüht gewesen war.

Um diese Zeit (Februar 1848) war es, wo die erste Kunde von dem Aufstande des französischen Volkes nach Deutschland herüberkündete und alle Gemüther von Gefühlen mannichfachster Art durchbehte. Auch Spohr folgte, so wie im Jahre 1830, der immer mehr um sich greifenden Bewegung mit dem gespanntesten Interesse, und sah getrost den Muthes der für das deutsche Volk daraus erwachsenden Besserung der öffentlichen Zustände entgegen, fest vertrauend, daß der gemäßigte, gesunde Sinn der Deutschen es nicht zu beklagenswerthen Extremen kommen lassen, sondern die Abhülfe ihrer gerechten Beschwerden nur auf gesetzmäßigem Wege erstreben werde. Auch in Kurhessen fehlte es nicht an Stoff zur Unzufriedenheit und Klage und insbesondere hoffte man auf Befreiung von einem Ministerium, gegen dessen volksfeindliches, für Fürst und Unterthanen gleich verderbliches Regierungssystem die, in ihren wohlthätigsten Bestimmungen umgangene und untergrabene Verfassung von 1831 nur noch eine schwache Schutzwehr darzubieten vermochte. Der Stadtrath von Cassel war es nun, der zuerst den Wünschen des Volkes Worte lieh und dieselben am 6. März in einer persönlich überreichten Adresse dem nunmehrigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm vortrug; doch kamen in den folgenden Tagen Deputationen auch aus dem übrigen Lande, welche ihre Bitten und Beschwerden in ähnlichem Sinne, aber in noch dringenderen Worten vorbrachten und neben den vielversprechendsten Zusicherungen zunächst die alsbaldige Berufung eines

neuen Ministeriums zur Folge hatten. Auch die, wenige Wochen zuvor vertagte Ständeversammlung trat am 13. März unter Ausscheidung der früheren, verfassungsfeindlichen Elemente wieder zusammen, um das verheißene Preßgesetz und andere zur Wohlfahrt des Landes erforderliche Bestimmungen zu berathen, und so gewannen die, seit Jahren nur noch spärlich besuchten öffentlichen Sitzungen auf's Neue die allgemeinste Theilnahme. Auch Spohr fand sich, soweit es seine Berufsgeschäfte gestatten wollten, regelmäßig dabei ein und bestärkte sich immer mehr in der zurechtlichen Erwartung, „daß unter dem neuen liberalen Ministerium und der purificirten Ständeversammlung die Verfassung von 1831 zur Wahrheit werde.“ Zur besonderen Genugthuung gereichte es ihm auch, seinem Schwiegervater, der durch seine leidende Gesundheit zu Hause zurückgehalten wurde, erfreulichen Bericht von dem politischen Treiben in und außerhalb der Ständesitzungen erstatten zu können. Möchten auch ihre Ansichten hierüber insoweit von einander abweichen, daß Pfeiffer seine Wünsche in den Schranken einer ächt constitutionellen Monarchie hielt, während Spohr noch einen Schritt weiter ging und oftmals seine Phantasie in das Gebiet unerreichbarer Ideale schweifen ließ, so fanden doch beide in dem friedlichen Austausch ihrer Meinungen hohe Befriedigung, und glücklich schätzten sich auch Alle, die in solchen Stunden patriotischer Ergießungen den beiden, in dem milden Wohlwollen ihrer Gesinnungen, so wie in der Begeisterung für Freiheit, Wahrheit und Recht so herrlich sympathisirenden Männern lauschen durften. In solch gehobener Stimmung schrieb denn auch Spohr sein Sextett für 2 Violinen, 2 Violon und 2 Violoncell, (Op. 140, Cassel bei C. Luchardt,) bei dessen Eintragung in sein Compositionsverzeichnis er die Worte hinzufügte: „Geschrieben im März und April zur Zeit der glorreichen Volksrevolution zur Wiedererweckung der Freiheit, Einheit und Größe Deutschlands.“ Diese Composition, so reich an lebensfrischen

Melodien, an wahrhaft ätherischem Wohlklang, wie kaum irgend ein anderes Werk von Spohr, giebt ein redendes Zeugniß für den Zustand seines Innern, indem sie, über die Stürme der Gegenwart sich freudig erhebend, nur Friede, Hoffnung und reinste Harmonie verkündet, so wie er diese schon im Geiste aus kurzen Kämpfen emporblühen sah. So befriedigend nun auch diese Composition — die erste seit der über Deutschland aufgetragenen neuen Aera — für Spohr sein mußte, so gab er doch das weitere Componiren längere Zeit hindurch völlig auf, weil ihn, wie er seinem Freund Hauptmann brieflich klagte, „die Aufregung und das ewige Zeitungslesen und Politisiren zu keiner ruhigen Arbeit kommen ließ.“

Am 31. März sollte unter großer Feierlichkeit die deutsche Fahne, die bereits alle öffentlichen und Privatgebäude schmückte, nebst der hessischen auf dem Ständehaus ausgehängt werden, und es hatte sich Spohr auf die Seiten der Bürgerschaft an ihn ergangene Aufforderung sogleich zur Leitung der dabei vorkommenden patriotischen Männergesänge bereit erklärt, die er dann um so lieber übernahm, nachdem die anfänglich verweigernde Genehmigung des Kurfürsten durch den Polizeidirector Morchutt noch im letzten Augenblick ausgewirkt worden war. Vom Rathshause aus bewegte sich nun der festliche Zug, an der Spitze der Rükferrmeister Herbold, die schwarz=roth=goldene Fahne tragend, begleitet von einer unabsehbaren Menschenmasse, nach dem Ständehaus. Sobald die Fahne auf dem Gipfel desselben sichtbar geworden, mischte sich der endlose Jubel des Volkes in die freudeverkündenden Kanonenschüsse und das feierliche Geläute der Glocken. Nach einer von Hauptmann v. Baumbach, als Präsident der Ständeversammlung, gehaltenen Rede, folgten die von Spohr dirigirten Gesänge, darunter auch Arndt's herrliches Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ worauf das erneute Zujuchzen des Volkes die begeisterte Antwort gab.

Nachdem am 18. Mai die Eröffnung der deutschen National=

versammlung zu Frankfurt a. M. stattgefunden und Aller Augen sich erwartungsvoll dorthin richteten, wo die Freiheit und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes berathen werden sollte, da folgte auch Spöhr mit lebhaftester Theilnahme den darüber einlaufenden Berichten, und als die Zeit seiner Sommerferien herbeigekommen, zog es ihn mächtig nach der alten Reichsstadt, um selbst Zeuge der in der Paulskirche gepflogenen Verhandlungen zu werden. Möchten nun auch die überaus stürmischen Parlamentssitzen nicht immer befriedigend ausfallen, so hielt er doch täglich 5—6 Stunden ohne Unterbrechung darin aus, und während viele der wärmsten Patrioten schon damals körperlich und geistig niedergebrückt mit banger Besorgniß dem beklagenswerthen Streit der Parteien folgten, hielt Spöhr noch fest an der Zuversicht auf eine glückliche Wendung der Dinge, wie denn auch aus seiner Umgebung von dort aus über ihn berichtet wurde, „er sei vielleicht der vergnügteste Mensch in Frankfurt, da ihn sein ungeheuer lebhaftes Interesse und seine kräftige Natur nie eine störende Erschöpfung fühlen lasse und er dazu die glückliche Gabe besitze, die Dinge immer von ihrer besten Seite zu erblicken.“ — Das höchste Interesse fand er in der persönlichen Bekanntschaft vieler der hervorragendsten Mitglieder der Nationalversammlung, worunter namentlich der Präsident Heinrich von Gagern, welcher zuerst bei einem auf der Mainlust begangenen Fest des Frankfurter Lieberfranzes, wo beiden Männern die Ehrenplätze nebeneinander eingeräumt waren, mit ihm in nähere Berührung kam, und ihn dort im geselligen Kreise durch seine lebenswürdige Persönlichkeit eben so sehr bezauberte, wie auf dem Präsidentenstuhl in der Paulskirche. Ein weiteres Zusammentreffen mit demselben fand bei einer Privatsitzung in dem, Beiden verwandten Hause des Bürgermeisters Dr. Louis Garnier statt, wo u. A. auch der ehrwürdige Professor Moriz Arndt sich unter den anwesenden Gästen befand. War auch bei solchen Elementen die unvermeidliche politische Unterhaltung begreiflicherweise

vorherrschend, so wurde doch auch den dazwischen eingeflochtenen musikalischen Vorträgen die lebhafteste Theilnahme gezollt, und besonders übte Spohr's Ausführung eines seiner lieblichsten Quartetten in seltsamem Contrast zu der wild bewegten Zeit einen wunderbar beruhigenden Zauber auf die Gemüther aller Zuhörer aus.

Nachdem dann am 29. Juni in der Nationalversammlung nach langen Kämpfen endlich durch überwiegende Stimmenmehrheit die Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser zu Stande gekommen, und somit die Ruhe Deutschlands für die nächste Zukunft gesichert schien, reiste Spohr unter dem freudigen Eindruck dieses erwünschten Resultates alsbald von Frankfurt ab.

Nur auf wenige Tage nach Cassel zurückgekehrt, benutzte er die noch übrige Ferienzeit zu einer kleinen Harzreise mit mehrtägigem Aufenthalt in Göttingen, wo in dem verwandten Hause des Musikdirectors Wehner unter froher Geselligkeit, Ständchen und Musikparthien die Zeit schnell und angenehm verging.

Am 6. August wurde ein großes Volksfest zu Cassel begangen, welches die sämmtliche Einwohnerschaft den ganzen Tag über in freudiger Bewegung hielt. Am frühen Morgen begann die Feier, indem das auf dem Forst versammelte Militär dem Reichsverweser huldigte; dann folgte die mit feierlichem Gottesdienst verbundene Einweihung und Ueberreichung der Fahne an das neuerrichtete Corps der Schutzwache in Gegenwart der kurfürstlichen Familie auf dem Bowlingreen in der Carlsaue, und Nachmittags fand das eigentliche Volksfest statt, wo die ganze Bevölkerung Cassels in buntem Gemisch der Stände der Aue zuströmte, um den daselbst angeordneten Volksbelustigungen: Spiele, Tanz, Musik u., als Theilnehmer oder Zuschauer beizuwohnen. Gegen Abend fand sich zu Aller Ueberraschung auch der Kurfürst in schlichten, schwarzen Civilrock gekleidet unter der fröhlichen

Menge ein, und durcheilte unter dem jubelnden Zuruf des Volkes mit freudig theilnehmender Miene die von dichten Schaa ren angefüllten Anlagen des Parks; den Beschluß des festlichen Tages machte ein unter Spohr's Leitung stattfindendes Concert der, vor dem Drangeriegebäude aufgestellten, vereinigten Säng er und Musitchöre Cassels, wobei auch der Kurfürst als Zuhörer erschien und nach einer längeren Unterredung mit Spohr, denselben ausdrücklich aufforderte, das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ anstimmen zu lassen. Erst beim Hereinbrechen der Nacht endete der Gesang und kaum waren die letzten Töne verklungen, so sah man, gleichsam im Anschluß an das bedeutungsvolle Lied, in schimmerndem Brillantfeuer das Wort: „Einigkeit“ emporflammen, und die Blitze aufsteigender Raketen umleuchteten den Heimweg der in glücklichster Stimmung nach der Stadt zurückkehrenden Volksmenge. So legte dies schöne, durch keinerlei Störung getrübbte Fest zugleich erfreuliches Zeugniß ab von dem Zustand des öffentlichen Lebens in Kurhessen, wo Ordnung, Vertrauen und Eintracht aller Parteien in so befriedigender Weise wiederhergestellt war, daß es damals als ein wahrer Musterstaat gelten konnte. In solchem Sinne äußerte sich auch Spohr, als er im October desselben Jahres an seinen Freund Hesse nach Breslau schrieb: „Es nimmt mich Wunder, daß Sie an die günstigen Erfolge der Revolution nicht glauben wollen, da ich mit den bisherigen Errungenschaften vollkommen zufrieden bin. Ist auch die Einheit Deutschlands noch nicht gesichert, so ist es doch die Freiheit ganz gewiß, und ich preise mich glücklich, eine solche Zeit noch erlebt zu haben. . . . Hier in Hessen ist ein ganz anderer Geist erwacht und wir sind den anderen deutschen Ländern so weit vorausgeeilt, wie wir früher, trotz unserer guten Verfassung, ihnen nachstanden. Bei uns sind die errungenen Freiheiten nun schon größtentheils durch Gesetze gesichert und es wird jetzt im Lande eine neue freisinnige Verwaltung eingeführt, die von nun an alles Polizeiregiment un-

möglich machen wird. In wenigen Wochen sehen wir auch dem öffentlichen Verfahren und Schwurgerichten entgegen, und der früheren Willkürherrschaft ist allenthalben ein Niegel vorgeschoben" 2c. Leider aber sollte sich Spohr und mit ihm eine große Anzahl der edelsten Patrioten in ihren Hoffnungen bitter getäuscht sehen, denn es traten nur allzubald die kaum versöhnten Parteien sich auf's Neue feindlich entgegen, und im schnellen Rückschlag zu den unheilvollen Bestrebungen der Demokraten begann auch die Reaction ihr Haupt zur Unterdrückung der errungenen Volksfreiheiten wieder zu erheben. In Folge dieser beklagenswerthen Verhältnisse wurde über mehrere Hauptstädte Deutschlands der Belagerungszustand verhängt, und gleiches Schicksal traf im Frühjahr 1849 namentlich auch Breslau, wohin Spohr gerade um diese Zeit eine Einladung von den dortigen Musikfreunden erhalten, die er jedoch für die nächste, ohnedies zu einer Brunnenkur in Carlsbad bestimmte Ferienzeit nun um so entschiedener ablehnte, da (wie er an Hesse schrieb) „er in einer Stadt, wo der Belagerungszustand proklamirt und die in der Nationalversammlung festgestellten deutschen Grundrechte aufgehoben seien, doch nicht frei athmen, viel weniger aber musiciren könne.“ Indem er ihn dann auf einen Besuch im folgenden Jahre vertröstete, fügte er hinzu: „Bis dahin wird Alles entschieden sein! Entweder haben wir das hohe Ziel erreicht, oder wir sind in die alte Sklaverei zurückgefallen! Ist das erste, dann kann man wieder mit ganzer Seele sich der herrlichen Kunst hingeben! Verhängt ein unerbittliches Geschick das zweite, so muß man sich in die Kunst vergraben, um den Jammer der Zeit zu vergessen. Jedenfalls wird man zum Musciren mehr aufgelegt sein, als jetzt in der Zeit der höchsten Spannung . . . . Leben Sie wohl in Ihrer grabe ruhigen Stadt unter der Säbelherrschaft, wenn's möglich ist.“

Im Juni desselben Jahres trat nun Spohr die Reise nach Carlsbad an und verweilte unterwegs einige Tage in Leipzig, wo er im Kreise seiner musikalischen Freunde wieder viele schöne,



seiner edlen Kunst gewidmete Stunden verlebte. Am ersten Abend wurden bei der ihm befreundeten Familie Vogt zwei seiner neuesten, noch nicht veröffentlichten Compositionen gespielt, nämlich das vierte Doppelquartett (G-moll) und das erst kurz zuvor beendigte 31ste Quartett (C-dur), welche beide Nummern später bei C. Luchhardt in Cassel als Op. 136 und 141 im Druck erschienen. Das Doppelquartett fand insbesondere so lebhaften Anklang, daß Spohr sich auf den Wunsch vieler entschloß, es am folgenden Tag im Conservatorium vor einem zahlreichen Zuhörerkreis, worunter namentlich auch sämtliche Lehrer und Schüler des Instituts, noch einmal zu wiederholen. Ein glänzendes Fest bereitete ihm noch am letzten Abend sein langjähriger Freund Moscheles, und verherrlichte den musikalischen Theil desselben durch sein eigenes Spiel, indem er Spohr's erstes Trio, so wie dessen Clavierquintett mit Blasinstrumenten meisterhaft vortrug, worauf dann höchst überraschend vom Garten vor dem Hause her ein Chorgesang als „Huldigung für Spohr“ ertönte, und vierstimmige Lieder von ihm, Mendelssohn und Hauptmann in gelungenster Weise ausgeführt wurden.

Der nun folgende mehrwöchentliche Aufenthalt in Carlsbad gestaltete sich diesmal in mehrfacher Hinsicht besonders günstig, namentlich fand Spohr viel Freude an dem Umgang mit mehreren ausgezeichneten, durch ihre öffentliche Wirksamkeit allgemein bekannten Persönlichkeiten, wie Hansemann aus Berlin und Simson aus Königsberg, zu welchem letzteren er sich wegen der völligen Uebereinstimmung ihres beiderseitigen politischen Glaubensbekenntnisses, insbesondere hingezogen fühlte. Da beide Männer sich zugleich als warme Musikfreunde erwiesen, so wurden sie nebst ihren ebenfalls anwesenden Angehörigen bald auch dem kleinen Kreis von Auserwählten zugezählt, welche den gemeinschaftlichen Musikvorträgen des Spohr'schen Ehepaars öfters als Zuhörer beizuhören durften. Nachmittags wurde mit diesen und anderen interessanten Familien die überaus herrliche Gegend nach

allen Richtungen hin durchstreift, wobei Spohr, obgleich mit jedem Plätzchen längst bekannt und vertraut, doch immer auf's Neue in wahrhaft begeistertes Entzücken versetzt wurde, in das seine Gefährten dann freudig mit einstimmten.

Eine erheiternde Abwechslung brachten auch diesmal die aus manchem Land und in manch' eigenthümlicher Gestalt sich bei Spohr introducirenden Musik-Enthusiasten. Ueber einen derselben wird beispielsweise briefflich erzählt: „Eben hatten wir wieder einen originellen Besuch: es war ein junger Mann aus Schlessen, der in Franzensbad die Cur gebraucht, und eigens hierher gereist war, um Spohr zu sehen. Er introducirte sich beim Hereintreten, ehe wir noch seinen Namen oder irgend sonst etwas von ihm wußten, durch einen Strom von Thränen, die ihm beim Anblick Spohr's aus den Augen stürzten und mehrere Minuten das Sprechen unmöglich machten, bis er dann endlich sich so weit erklären konnte: daß Spohr's Musik von jeher einen so tiefen und himmlischen Eindruck auf ihn gemacht, und eine solche Sehnsucht in ihm erweckt hätte, ihn jemals von Angesicht zu sehen, daß ihn bei der plötzlichen fast unmöglich geglaubten Erfüllung dieses heißen Wunsches die Rührung dergestalt übermannt habe, daß er nun beschämt in seiner Schwäche vor ihm stehen müsse. Mit weiteren Aeußerungen in demselben Sinne durchwebt, erzählte er dann Vielerlei aus seinem bisherigen Lebenslauf und das Endresultat war, daß ihm Spohr zu seinem großen Entzücken drei Salonstücke vorspielte, worauf er nach einer Stunde mit vielen Danksayungen und abermaliger Rührung schied, um alsbald zurückzureisen.“

Auch in gesundheitlicher Beziehung ließ der Aufenthalt in Carlsbad nichts zu wünschen übrig, und hatte insbesondere eine so vollständige und nachhaltige Heilung des, bis dahin dann und wann wiederkehrenden Leberleidens zur Folge, daß Spohr, so dankbar er auch stets der dort verlebten frohen und heilbringen-

den Stunden gedachte, sich von nun an zu keinem weiteren Besuche der wunderthätigen Quellen veranlaßt fand.

An Körper wie an Geist gekräftigt und erfrischt, kehrte er nach Cassel zurück und begann kurz nachher die Composition seines fünften Clavier-Trio's (G-moll, Op. 141, bei Schuberth in Hamburg), dem er dann drei Duetten für zwei Soprane folgen ließ, die bei Peters in Leipzig herauskamen und durch lieblich ansprechende Melodien, wie durch leichte Ausführbarkeit, gleich den früher erschienenen Mendelssohn'schen, bald Lieblingsstücke der musikalischen Cirkel wurden.

Zu Ende des Jahres (1849) wurde Spohr von schwerer Sorge heimgesucht, indem am zweiten Weihnachtstage seine Frau plötzlich heftig erkrankte und gerade beim Jahreswechsel in höchster Lebensgefahr schwebte, bis dann endlich ihre unverwundlich gute Natur, verbunden mit der sorgsamsten Pflege, den Sieg davon trug, und Spohr mit hoher Freude den Tag begrüßte, wo die Genesende den lange verwaisten Platz an seiner Seite beim Mittagstisch wieder einnehmen durfte. Schon am folgenden Morgen (22. Januar) drohte jedoch neues Unheil hereinzubrechen, als er bei seinem täglich gewohnten Gang zur Theaterprobe auf dem unerwartet eingetretenen Glatteis einen so unglücklichen Fall that, daß er eine nicht unbedeutende Quetschung am Kopf erlitt, von der er erst nach mehreren Wochen durch die ausdauernde Sorgfalt seines vielerfahrenen Arztes, G. D. Medicinalrath E. Harnier, wiederhergestellt werden konnte. Gleich nach seiner Genesung schrieb er dann seine neunte Symphonie, „die Jahreszeiten“, deren Entwurf ihn schon in der Krankheit vielfach beschäftigte und, wie er selbst klagte, „während der langen schlaflosen Fiebernächte wahrhaft gequält hatte.“ Er gab derselben insofern eine neue Form, als er sie in zwei Hauptsätze theilte, mit der Bezeichnung: Abtheilung I. Winter, Uebergang zum Frühling, der Frühling. Abtheilung II. Sommer, Uebergang zum Herbst, der Herbst. Obwohl Spohr die Symphonie in

den düstern kalten Wintertagen geschrieben, so ergab doch der Erfolg gerade seine winterlichen Intentionen als am wenigsten charakteristisch hervortretend, während im Frühlings=Saß mit jeder Note das heitere Erwachen der Natur froh jubelnd in die Herzen klingt, — im „Sommer“ die schwüle Hitze, die er ganz wunderbar mit Tönen zu schildern wußte, dem staunenden Hörer förmlich fühlbar wird, — und endlich der „Herbst“ mit seinen Jagdklänge und dem meisterhaft verarbeiteten Rheintweinlied, — seine begeisternde Wirkung wohl nicht leicht verfehlen kann.

Um diese Zeit wurde Spohr und mit ihm alle Musikfreunde Cassels durch den Besuch einer ihm nahe verwandten jungen Künstlerin in freudige Bewegung versetzt. Rosalie Spohr, die zweite Tochter seines Bruders Wilhelm war es, die schon von früher Kindheit an eine leidenschaftliche Liebe zur Musik gezeigt und später mit rastlosem Eifer sich dem Studium der Harfe hingegen hatte. War es auch früher nicht der Wunsch ihrer Eltern, die Tochter als Künstlerin öffentlich auftreten zu lassen, so konnten sie doch, nachdem sie sich von ihrer wahrhaft künstlerischen Begabung überzeugt hatten, deren dringenden Vorstellungen nicht länger entgegen sein und so trat sie denn — 22 Jahre alt — in Begleitung ihres Vaters die erste Kunstreise an. Nachdem sie in Hamburg und Leipzig bei mehrmaligen öffentlichen Vorträgen bereits ihre Virtuosität bewährt hatte, besuchte sie auch Cassel, wo sie sich wiederholt in Privatsirkeln, so wie in einem unter Spohr's Leitung veranstalteten Concert im Theater hören ließ, und neben den rauschenden Beifallsbezeugungen des entzückten Auditoriums insbesondere die freudig anerkennenden Worte ihres hochverehrten Onkels als schönsten Lohn ihres Kunststrebens davontrug. Noch manchen glänzenden Triumph feierte nun die junge Virtuosa auf ihren ferneren Reisen in den größeren Städten Deutschlands und Hollands; doch wurde ihrer vielversprechenden Künstlerlaufbahn schon nach kurzer Zeit, erst durch Trauerfälle in ihrem nächsten Familientreise, und später durch ihre

Verheirathung mit dem Grafen Xaver Sauerma ein unerwartet frühes Ziel gesteckt.

Während der Sommerferien sollte nun endlich der längst versprochene Besuch in Breslau zur Ausführung kommen und Spohr nahm den Weg dahin über Leipzig, in der Hoffnung, dort Schumann's neue Oper: „Genoveva“ zu hören; zu seinem größten Leidwesen erfuhr er aber bei seinem Hinkommen den inzwischen eingetretenen Aufschub derselben und mußte sich nun mit dem Besuch mehrerer Proben begnügen, die ihm wegen der häufig unterbrechenden Wiederholungen freilich nur einen unvollständigen Begriff von dem Totaleindruck des Werkes gewähren konnten. Obgleich gerade kein Anhänger der ihm bis dahin bekannten Schumann'schen Compositionen, in welchen er öfter Wohlklang und melodische Harmonienfolgen vermiste, beurtheilte er doch die Oper sehr günstig und es sagte ihm insbesondere die von ihm selbst bei der Composition der „Kreuzfahrer“ eingeschlagene Art der Behandlung des Stoffes zu, indem auch Schumann die Handlung ohne viele Wortwiederholung und unnatürlichen Stillstand immer fortschreiten läßt. Nicht minder interessant war es für Spohr, auch einige von dessen größeren Claviercompositionen kennen zu lernen, und eine erwünschte Gelegenheit dazu boten die ihm zu Ehren veranstalteten Musikparthien, wo Frau Clara Schumann ein Trio und Clavier-Concert ihres Mannes in höchster Vollendung vortrug, außerdem aber nur Spohr'sche Compositionen, u. A. sein während der Märzrevolution geschriebenes Sextett und in einem Extra-Gewandhaus-Concert die neueste Symphonie: „die Jahreszeiten“ zur Aufführung kamen, und alle Zuhörer hoch entzückten.

Der nun folgende Aufenthalt in Breslau, welcher dort in treffendem Ausdruck als ein „vierzehntägiges Spohrfest“ bezeichnet wurde, bildete eine ununterbrochene Kette von Festlichkeiten, Ehrenbezeugungen und musikalischen Genüssen aller Art. Die neue Oder-Zeitung berichtete über Spohr's Ankunft als über „ein Er-

eigniß, welches alle gebildeten Kreise der Stadt in Aufregung versetzt habe“, und fügte hinzu: „Ein Jeder drängt sich, den deutschen Meister zu sehen, ein Jeder möchte des näheren Umgangs, mindestens eines persönlichen Begegnens sich zu erfreuen haben. Es ist etwas Eigenthümliches, dem Manne gegenüber zu stehen, der uns fremd und kalt ansieht, dessen Geist aber schon längst zu unsern besten und liebsten Freunden gehört, dessen Werke uns die goldnen Jugendträume heraufzaubern, der uns in seinen edlen Schöpfungen die Weihe reiner Seelen empfinden läßt. Wer in Deutschland Musik liebt und treibt, kennt den Meister; er schuldet ihm als Musiker einen großen Theil seiner Ausbildung, er schuldet ihm manch erhebendes Gefühl, manche glückliche Stunde. Was Wunder also, daß Alles hier um den Meister sich drängt, daß Alle bereit sind, durch laute und ehrenvolle Anerkennung einen Theil jener Schuld abzutragen!“ 1c.

Den auf dem Bahnhof schon beginnenden Empfangsfeierlichkeiten folgte zunächst am Abend ein großartiges Willkommensständchen mit Fackelzug, wozu sich alle verschiedenen Musikchöre Breslau's vereinigt hatten, um die auserlesensten Musikstücke, größtentheils Spohr'schen Opern entnommen, bald einzeln, bald in massenhaftem Zusammenspiel, zur Ausführung zu bringen. In dem unter seiner Leitung in der großen prächtigen Aula stattfindenden Festconcert kamen nur des Meisters eigene Compositionen: Overtüre und Arie aus Faust, die dritte Symphonie und das „Vaterunser“ zur Aufführung, und die Breslauer Zeitung bezeichnete dasselbe als „ein Musikfest, einzig dastehend für die Stadt Breslau, einzig, weil Spohr gegenwärtig eben der Einzige sei, der in jeder Compositions-gattung so Ausgezeichnetes geleistet, daß man ihn mit seinen Werken in der Kirche, im Concertsaal und im Theater feiern könne, und einzig, weil eine Aufführung mit so vereinten Kräften (Singsakademie, Theaterkapelle, Künstlerverein 1c.) dort noch nie stattgefunden habe.“ Auch bei den verschiedenen für Spohr veranstalteten Festessen

erklingen seine Töne in mannichfacher Gestaltung, denn selbst den dabei an ihn gerichteten Festgesängen hatte man mit entsprechenden Text Spohr'sche Melodien untergelegt, wodurch deren Wirkung in überraschender Weise erhöht wurde. Auf den Wunsch der dortigen Musikkreunde entschloß er sich, in dem kleineren Saale der Aula vor einer großen Anzahl geladener Musikkreunde bei der Ausführung seines Sextetts und dritten Doppelquartetts selbst mitzuwirken, worüber die Breslauer Zeitung enthusiastischen Bericht erstattete und nach Hervorhebung der allgemein anerkannten Vorzüge seines Spiels, hinzufügte: „daß der Meister in seinem jetzigen Alter alle diese Vorzüge noch besitzt, daß er mit der Energie und dem Feuer eines Jünglings spielt und die größten Schwierigkeiten mit einer Kraft und Reckheit herausschleudert, die in Erstaunen setzen, das ist abnorm und sonst noch nicht dageswesen.“ Von Seiten der Theaterdirection war zur Feier Spohr's in glücklicher Wahl seine Oper „Zemire und Azor“ einstudirt worden, die mit ihren lieblichen Melodien auch im größeren Publikum gleich beim ersten Hören den erfreulichsten Eindruck nicht verfehlen kann, und mit ihrer dem Sujet treu sich anschmiegenden Musik uns jene zarte Märchenwelt erschließt, die, obwohl dem neueren Zeitgeist immer ferner tretend, doch durch solche Klänge idealisirt, ihren Zauber auf die Gemüther nie verlieren wird. Diese Wirkung bekundete sich auch hier durch die glänzende Aufnahme der Oper, und den allgemeinen Wunsch einer alsbaldigen Wiederholung unter Spohr's Direction, der dann auch große Freude an diesen beiden trefflichen Vorstellungen seines Werkes hatte. — Nicht minder erbaut fand er sich durch ein von Freund Hesse ihm gewidmetes Orgel-Concert in der herrlichen Bernhardenkirche, wo derselbe seine ganze Meisterschaft auf dem erhabenen Instrumente nach allen Richtungen entfaltete. Er, der treueste Verehrer und Anhänger Spohr's, mochte auch dann sich noch nicht von ihm trennen, als Spohr endlich nach vierzehn Tagen das schöne Breslau verlassen und die beabsichtigte

Reise nach dem Riesengebirge mit seiner Frau antreten wollte. Als kundiger Führer schloß Hesse sich ihnen an, und fand hohe Genugthuung darin, zu sehen, wie die wahrhaft überraschenden Naturschönheiten seines schlesischen Vaterlandes Spohr mit Entzücken und Freude erfüllten, wobei indessen auch der lieben Musik nicht vergessen wurde, indem sie nicht nur den täglichen Gegenstand des Gesprächs bildete, sondern selbst am Riesengebirge in kräftigen Serenaden der Warmbrunner und Hirschberger Musikhöre ihren Meister Spohr begrüßte. — Die Rückreise nach der Heimath ging über Berlin, wo Spohr eine Einladung der dortigen Singakademie vorfand, die ihm, obgleich im Sommer nur schwach besetzt, doch einen Theil seines Oratoriums: „des Heilands letzte Stunden“ und seine doppelschürigen Psalmen in gelungenster Weise zu hören gab, als Entschädigung für sich und ihn, daß er ihren fast jeden Winter an ihn ergangenen Aufforderungen, seine Oratorien daselbst zu dirigiren oder zu hören, keine Folge leisten konnte.

War nun auch während des genuß- und ereignisreichen Aufenthaltes in Breslau bei Spohr die für Deutschland sich immer unerfreulicher gestaltende Tagespolitik unwillkürlich in den Hintergrund getreten, so mußte er bei seiner Rückkehr nach Cassel um so empfindlicher davon berührt werden, da der „Jammer der Zeit“, — wie er schon vor Jahresfrist die mächtig um sich greifende Unterdrückung der Freiheit bezeichnete, — inzwischen auch über Kurhessen in vollstem Maße hereingebrochen war. Bereits hatte dort die Reaktion ihr unheilvolles Werk begonnen und mehr als einmal war der Sturz des volksfreundlichen Ministeriums Eberhard angestrebt worden; doch wollte in Hessen Keiner die Stelle Derer einnehmen, die gestützt durch das Vertrauen des Volkes allein jedem Angriff auf die beschworne Verfassung mit Festigkeit entgegen zu treten vermochten; da plötzlich tönte am 23. Februar 1850 die Schreckenskunde über die bestürzte Hauptstadt, das Ministerium Eberhard sei entlassen und an dessen Stelle Hasse-



pflug aus Greifswalde, zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen, — der gefürchtete Hassenpflug, dessen Andenken seit seiner früheren verderblichen Wirksamkeit als kurhesseischer Minister noch zu tief in allen vaterländisch gesinnten Gemüthern eingeprägt war, als daß nicht sein Wiederauftreten sofort den gerechtesten Besorgnissen hätte Raum geben sollen. Nur allzubald begann denn auch der Kampf gegen die verfassungstreuen Elemente, zunächst gegen die Ständeversammlung, die systematisch zu einer, nachher als gesetzwidrig bezeichneten Steuerverweigerung hingetrieben wurde, worauf dann die beklagenswertheften Conflictte herbeigeführt und ein Widerstand hervorgerufen ward, in welchem sich Volk, Behörden, Gerichte, Presse, Militär und Volksvertreter in seltener Uebereinstimmung begegneten, um Schritt vor Schritt die ihnen zu Schutz und Schirm verliehene Verfassung in gesetzmäßiger Weise gegen alle Angriffe des feindlichen Ministers zu vertheidigen. Obgleich nun der allgemeine Widerstand sich in so gesetzmäßiger und friedlicher Weise zeigte, daß der preußische Minister v. Manteuffel später in öffentlicher Kammer Sitzung in höhnischem Ausdruck ihn „eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln“ benannte, so folgte demselben doch am 8. September eine Proclamation, worin das ganze Land wegen Widerseßlichkeit der Behörden u. in Belagerungszustand erklärt wurde; am 13. verließ der Kurfürst mit seinen Ministern im Dunkel der Nacht die Hauptstadt und verlegte seine Residenz nach dem bei Hanau gelegenen Lustschlosse Wilhelmshaus, wohin ihm wenige Tage nachher sein Garderegiment folgen mußte. Da nun die meisten Gardemusiker zugleich Mitglieder des Theater-Orchesters waren, so wurde dadurch auch Spohr's Thätigkeit in störendster Weise berührt, wie er selbst in einem Brief vom 24. October an Hesse nach Breslau berichtete: „Dem Kurfürsten fiel es plötzlich ein, die Garde mit ihrer Musik nach Hanau nachkommen zu lassen, und mir dadurch zwei Dritttheile des Orchesters zu entführen. Ich mußte nun

Alles, was an Regiments-Musikern in Cassel zurückgeblieben war, prüfen und die erträglichsten für das Orchester auswählen. Leider waren sie aber so schlecht oder doch so ungeübt, daß ich nun von jeder, auch der bekanntesten Oper zwei bis drei Orchesterproben im Voraus machen muß, wobei es an Aerger natürlich nicht fehlt. So lastet also auf Niemand der Belagerungszustand schwerer, als auf mir und den armen geplagten übrigen Civilmitgliedern des Orchesters! Mehrere davon sind nun noch von der Cholera befallen und meine Schüler hat die Angst vor der Krankheit, bis auf einen, sämmtlich fortgetrieben, so daß ich die leeren Plätze bei den Geigen nicht einmal durch diese besetzen kann. So hatten wir denn gestern anstatt sechszehn Geigen sechs, und statt vier Bratschen nur zwei und zwar schlechte. So etwas habe ich in meiner Kapellmeister-Praxis noch nicht erlebt! Was es nun mit unsern Winter-Concerten, deren Ertrag unsere Wittwenkasse gar nicht entbehren kann, werden soll, wenn die Gardemusik nicht bald zurückkehrt, weiß ich wahrlich nicht! Mit dem jetzigen Orchester sind keine Symphonien zu geben; ich werde mich daher wohl entschließen müssen, öffentliche Quartett-Soiréen für die Wittwenkasse zu veranstalten und dabei selbst mitzuwirken. Zum Glück ist unser Quartett ganz vorzüglich. . . . Von unserer politischen Krisis schreibe ich Ihnen nicht, da Sie das besser und weitläufiger in den Zeitungen lesen können. Aber das ganze Land ist durch diesen Hassenspfug in eine beispiellose Verwirrung gebracht, und man hat leider noch nicht die leiseste Hoffnung, daß er weichen werde. Am übelsten sind die armen Offiziere daran \*), denn es heißt, die Regierung wolle sie in diesen Tagen entlassen und fremde an ihre Stelle setzen. Die jüngsten fänden nun wohl in Schleswig-

---

\*) Beinahe sämmtliche Offiziere der kurheffischen Armee hatten bekanntlich um ihre Entlassung gebeten, da sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten, den an sie erlassenen Befehlen folgend, zur Unterdrückung der auch von ihnen beschworenen Verfassung die Hand zu bieten.

Holstein oder in der preußischen Armee ein anderes Unterkommen, die älteren und verheiratheten, fast alle mittellos, kommen aber in eine verzweiflungsvolle Lage! Da sie sich, mit wenigen Ausnahmen, sehr nobel benommen haben, so erregt ihr Schicksal die allgemeinste Theilnahme. Wie aber — — — — —" 2c.

Den besten Trost für seinen Kummer fand nun Spohr in der völligen Hingebung an seine musikalischen Gedanken, die ihn auch in dieser Zeit der Trübsal nicht verließen, und so componirte er denn im Laufe des October und November sein siebentes Quintett für Saiteninstrumente (G-moll Op. 144 bei Peters) und drei Lieder aus „1001 Tag im Orient“ von Bodensiedt (ebenfalls bei Peters herausgekommen).

Inzwischen gewannen die öffentlichen Zustände ein immer drohenderes Ansehen; die kurhessischen Truppen wurden bis auf wenige entlassen und es rückte dagegen eine Bundesexecutions-Armee von 8000 Baiern und Oesterreichern vom Süden her auf hessischem Gebiet ein, während an der entgegengesetzten Grenze ein Corps von Preußen heranzog und in den ersten Tagen des November in Cassel seinen Einzug hielt. Im Vertrauen auf die bisher in der kurhessischen Verfassungsfrage beobachtete Haltung Preußens, von wo aus noch kurz vorher in einem officiellen Schreiben der Widerstand des Volkes als ein legaler und das Unternehmen des kurfürstlichen Ministeriums als ein Verfassungsbruch bezeichnet war\*), wurden die preußischen Truppen als Freunde und Beschützer von den Einwohnern Cassels aufgenommen, und das gegenseitige freundliche Vernehmen besetzte sich bald so allgemein und dauernd, daß es auch dann noch keine Störung erlitt, als die Politik des preußischen Cabinets unerwartet eine andere Wendung nahm und dem immer weiteren Vordringen der Executionstruppen, die am 22. December mit 4000 Mann auch in Cassel einrückten, keinen Widerstand mehr entgegen-

---

\*) Siehe: Neue hess. Zeitung vom 28. Sept. 1850.

setzte. Während nun Spöhr sich in seinen patriotischen Gefühlen durch dies unselige Ereigniß tief verletzt fühlte, war man von anderer Seite her darauf bedacht, ihm eine musikalische Freude und Erheiterung zu bereiten, und schon am folgenden Abend, als im Familienkreise bei seinem Schwiegervater der Einzug der österreichisch-baierschen Strastruppen das unerquidliche Thema der Unterhaltung abgab, wurde ihm eine freundliche Ueberraschung zu Theil, indem plötzlich vom Nebenzimmer her die Töne eines kräftigen Männerchors erklangen und die erstaunte Tischgesellschaft durch die geöffnete Thür eine Anzahl der dem preussischen Musikkorps angehörigen Sänger erblickte, welche, theilweise in dem Hause einquartirt, Spöhr's öftere Anwesenheit in demselben erfahren hatten, und ihm nun durch ein wohlgelungenes Ständchen ihre Huldigung darbrachten. Da Spöhr sowohl durch die Leistung selbst, als auch durch die nachher gepflogene Unterhaltung mit den Sängern erkannte, daß sie größtentheils gebildete Musiker waren, so forderte er sie auf, sich während ihrer Anwesenheit in Cassel dem Cäcilienverein anzuschließen, und es wurden dann mit ihrer Hülfe außer der am Charfreitag stattfindenden Aufführung der Bach'schen Passion mehrere kleinere Concerte zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet, zu deren Mitwirkung die einheimischen Sänger bei den so schwer auf ihnen lastenden öffentlichen Zuständen begreiflicherweise nur wenig disponirt sein konnten. Da unter den preussischen Sängern insbesondere der erste Tenorist, Wilhelm Heitz aus Rheinpreußen, sich durch eine herrliche umfangreiche Stimme und seltene musikalische Kenntniß auszeichnete, so wurde dessen Zutritt bei einem anderen, zur Ausführung guter Opernmusik gestifteten Kränzchen ebenfalls freudig begrüßt, um so mehr, da es hierdurch allein möglich wurde, eine längst vorbereitete, aber wegen Mangel an einem genügenden Tenor noch nicht zu Stande gekommene Aufführung der Kreuzfahrer von Spöhr in's Werk zu setzen. Obgleich nur von Dilettanten am Clavier ausgeführt, bewährte doch die ausdrucksvolle herrliche Musik auch hier auf's Neue ihren

Zauber, und Spohr selbst, der sich in dem Kreis der geladenen Zuhörer befand, hatte große Freude daran, sein Werk mit so viel Lust und Begeisterung vortragen zu hören, und sollte insbesondere dem preußischen Helden (Balduin) seinen lebhaften Beifall.

Und wahrlich bedurfte es für Spohr solch erheiternder musikalischer Zwischenfälle, um wenigstens für Augenblicke seinen Unmuth über die trostlosen öffentlichen Zustände zu bannen, über welche er in jener Zeit klagend an seinen Freund Hauptmann schrieb: „Unsere Lage ist jetzt eine verzweiflungsvolle! In wenigen Tagen wird der Kurfürst zurückkehren, mit ihm Hassenpflug und seine — — —. Da man sie nun frei schalten läßt, so werden sie nicht eher ruhen, bis die Verfassung völlig vernichtet, und — — — — — ist! Sollten auch die Stände berufen werden, so werden sie doch sicher in dem Augenblick, wo sie zur Anklage der Minister schreiten, wieder aufgelöst werden. Die Feigheit des preußischen Ministeriums hat uns mit dem ganzen übrigen Deutschland um die errungene Freiheit gebracht, und leider ist keine Aussicht, daß die jetzige Generation eine zweite und dann hoffentlich erfolgreiche Erhebung der deutschen Nation erleben werde. — Wäre ich nicht zu alt, ich wanderte nach dem freien Amerika aus. — Unser Orchester wird durch die Rückkehr der Gardemusik bald wieder in den früheren Stand gebracht sein, und so hört für mich wenigstens die Pein auf, die ich im Theater zu erdulden hatte! Auch können wir nun wohl noch Concerte für unsere Wittwenkasse veranstalten, wenn unter dem Hassenpflug'schen Regimente noch Jemand Lust hat, Musik zu hören. Unsere Quartett-Soiréen sind recht besucht und finden großen Beifall“ etc. In diesen Quartett-Soiréen war es, wo Spohr sich zum letzten Mal öffentlich in Cassel hören ließ, da es seinem Gefühl widerstrebte, in den nach des Kurfürsten Rückkehr veranstalteten Theater-Concerten vor einem, größtentheils aus feindlichen Elementen zusammengesetzten Publikum die Saiten seiner

Geige anzuschlagen, die er sonst so gern zu Freude und Nutzen seiner Mitbürger in diesen Räumen hatte erklingen lassen!

Um diese Zeit — Weihnachten 1850 — sollte die Silberhochzeit von Spohr's zweiter Tochter Ida mit großer Feierlichkeit begangen werden, und es waren dazu schon im Voraus die auswärtigen Verwandten in großer Anzahl zum Besuch im Wolf'schen Hause eingeladen worden; da griffen auch hier die unseligen politischen Ereignisse störend ein, und anstatt der geladenen verwandten Gäste, die sich überdies scheuten, in diesem kritischen Momente nach Cassel zu kommen, mußte der Silberbräutigam als Besitzer von fünf Häusern eine unwillkommene Einquartierung von 35 Mann bei sich beherbergen. Unter diesen Umständen konnte nun die großartig beabsichtigte Hochzeitsfeier nur im engeren Kreise der einheimischen Freunde und Verwandten begangen werden; doch suchte Jeder seine frohste Laune zu dem schönen Feste mitzubringen und Spohr verherrlichte dasselbe insbesondere durch einen eigends dazu componirten Festgesang für Chor mit Altsolo und vierhändiger Clavierbegleitung, welcher von den musikalischen Gliedern der Familie ausgeführt wurde, und dem Silberbrautpaar eine hohe, unerwartete Freude bereitete. Zu dem nicht unbedeutenden Altsolo in der Cantate gab Spohr's Tochter Emilie die Veranlassung, welche, nach fast neunjähriger Abwesenheit besuchsweise von Amerika herübergekommen, dem Feste beizuwohnte. Sie war mit ihrer einzigen Tochter nach Deutschland gekommen, um in der Heimath und im Kreise der lieben Verwandten deren Hochzeit mit dem Buchhändler Georg H. Wigand zu feiern, der seiner Braut nach zehn Monaten von Newyork nachfolgen wollte. Sie gingen zunächst zwar noch einmal nach Amerika zurück, siedelten aber einige Jahre später, zu Spohr's und der ganzen Familie großer Freude, wieder ganz nach Deutschland über.

Auch Spohr wurde nun, wenn auch in geringerem Maßstabe, von der allgemeinen Einquartierungs-Calamität betroffen;

mehr noch als über dieses eigene Ungemach empörte sich aber sein Rechtsgefühl über die, allen verfassungstreuen Staatsdienern zugetheilte Bequartierung von Straßbairern, deren Strom sich am Neujahrsmorgen 1851 unter dem zum Gottesdienst rufenden Geläute der Glocken über alle Theile der Stadt ergoß und in Abtheilungen von je 10 Mann sich in die Wohnungen der „Rehnten“ einführte. Auch seinem Schwiegervater wurde diese nicht erfreuliche, aber doch immerhin ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, da derselbe, obgleich seit längeren Jahren in Ruhestand versetzt, dennoch nie aufgehört hatte, in Wort und Schrift für das gute Recht seines Vaterlandes muthig in die Schranken zu treten. Zu gleicher Zeit wurden auch die übrigen Bewohner des Pfeifferschen Hauses, in welchem sich bereits 18 Oesterreicher und Preußen als Einquartierung befanden, in solcher Weise bequartirt, und so fand denn Spöhr, als er wenige Stunden nachher seinem Schwiegervater die Glückwünsche zum neuen Jahre darbringen wollte, zu seinem großen Verdruß, die sonst so friedliche Behausung durch die Anwesenheit von 48 Mann fremder Truppen plötzlich zu einer förmlichen Kaserne umgewandelt. Konnte Spöhr unter solchen Umständen auch nicht von den widerwärtigen Eindrücken, die sich ihm auf Schritt und Tritt unwillkürlich aufdrängten, verschont bleiben, so mußte es ihm doch zu desto größerer Genugthuung gereichen, daß selbst in dieser Zeit allgemeiner Mißstimmung nach wie vor Jedermann darauf bedacht war, ihm erheiternde Aufmerksamkeiten zu erweisen. So war es namentlich eine freudige Ueberraschung für ihn, als nun sein Geburtstag herbeigekommen, nicht nur nach öfter gewohnter Weise schon am frühen Morgen die Klänge eines von seinem Schüler Bott veranstalteten Doppelquartetts zu vernehmen, sondern auch während der späteren Vormittagsstunden zwischen den übrigen zahlreichen Gratulationsbesuchen plötzlich das ganze preussische Musikcorps (36 Mann an der Zahl) durch den Garten daherschreiten zu sehen, um sich trotz Wind und Schneegestöber vor dem Hause aufzustellen, und

zum Erstaunen der ganzen Nachbarschaft mit voller Regimentsmusik Stücke aus Spohr's Opern u. auszuführen. Auch im Theater hatte man des Tages nicht vergessen, denn als er am Abend in's Orchester trat, fand er seinen Directionspult mit Lorbeerkränzen und Blumensträußen reich ausgeschmückt.

Ungebuldiger als je sah nun Spohr der herannahenden Ferienzeit entgegen, die ihn diesmal recht weit von Cassel weg, nach der Schweiz und Oberitalien führen sollte. Bei so weit gehenden Plänen war es natürlich, daß er seine Abreise möglichst zu beschleunigen suchte, und daher, obgleich am letzten Theaterabend der schriftliche Urlaub vom Kurfürsten noch nicht eingelaufen war, am andern Morgen ohne Weiteres abzureisen gedachte, da er das Einreichen des Urlaubsgesuchs, welches überdies während der ersten Jahre seiner Anstellung in solcher Weise niemals stattgefunden hatte, als eine pro forma geschehende Sache betrachtete, die auf seine contractlich zugesicherten Rechte keinen Einfluß üben könne. Durch die dringenden Vorstellungen des Theaterintendanten v. Heeringen, der gern einen friedlichen Verlauf vermitteln wollte und eine baldige günstige Antwort in Aussicht stellte, ließ Spohr sich dennoch zum Aufschub von einem Bahnzug zum andern bewegen, bis endlich am Nachmittag des zweiten Ferientages ein Abschlag ohne Angabe eines Grundes von Seiten des Kurfürsten erfolgte. Da nun für den abnormen Fall einer Urlaubsverweigerung während der Ferienzeit weder in den Theatergesetzen noch in Spohr's Contract vorgesehen war, so glaubte er am besten im allseitigen Interesse zu handeln, wenn er ohne weiteres Zögern abreiste, anstatt die völlig freie Zeit unter Anstellung einer Klage vor Gericht verstreichen zu lassen und dann erst nach Wiedereröffnung des Theaters von dem ihm zweifellos zustehenden Urlaub Gebrauch zu machen. Er begab sich daher sofort in's Theaterbureau, zeigte dort seinen Entschluß unter Darlegung seiner Beweggründe an, und reiste, fest überzeugt von seinem guten Recht, mit dem nächsten Bahnzug wirklich ab.



Nachdem ihn sein glückliches Temperament bald die widerwärtigen Eindrücke der letzten Tage vergessen lassen, und es ihm gelungen war, auch seine wegen der etwaigen Folgen ängstlich besorgte Gattin zu beruhigen, gaben sich dann Beide mit voller Seele dem Genuße hin, den die Herrlichkeiten der Natur wie der Kunst ihnen in reichstem Maße gewährten. Der Reiseplan war so entworfen, daß er durch die von ihnen früher noch nicht besuchten Theile der Schweiz führte, wo namentlich der Wallenstädtersee mit seinen wildromantischen Umgebungen, so wie die unvergleichlichen Gegenden von Pfeffers und Ragaz mit der Via mala ihr höchstes Entzücken erregten. Und weiter ging es dann, nach dem Riesenbau der über den Splügen führenden Kunststraße, auf der sie dem gelobten Lande Italien, zunächst dem lieblichen Comersee und dem prächtigen Mailand zueilten. Den Glanz- und Ziel-punkt der Reise bildete aber Venedig, wo neben den Denkmälern verblichener Größe und Herrlichkeit, die schon früher Spohr's höchstes Interesse erweckt hatten, jetzt auch ein Wunderwerk moderner Kultur, die auf kühnem Brückenbau gleichsam durch's Meer hindurchführende Eisenbahn, erstanden war. Die von dort nach der Heimath gesandten Briefe flossen über von Entzücken und Begeisterung, und zwar von dem Augenblick an, wo Spohr „strahlend von innigstem Vergnügen“ mit seiner Frau in der sanft wiegenden Gondel vom Bahnhof durch zahllose kleine und große Kanäle nach dem prächtigen Hôtel d'Europe schiffte — bis zum Moment des Scheidens von der unvergleichlichen Stadt, nachdem deren seltene Kunstschätze und sonstige Herrlichkeiten täglich mit neuer Freude bewundert worden. Nicht minder entzückend war die romantische Rückreise über den St. Gotthard, so daß das Spohr'sche Paar ganz freudetrunken am fünften Tage in Luzern, dem beiderseitigen Lieblingsort, ankam, um daselbst an den Ufern des bezaubernden Vierwaldstädter See's noch einen Tag in heiterer Ruhe zu verleben. Die frohe Stimmung, von der Spohr dort beseelt war, läßt sich u. A. aus einigen brieflichen Worten

seiner Frau entnehmen, indem sie schreibt: „Als Spöhr auf unserm letzten einsamen Spaziergang, wo wir in der herrlichsten Abendbeleuchtung noch immer wieder neue Schönheiten entdeckten, endlich ausrief: „„Nun, es ist gut, daß wir morgen fortreisen, denn hier müßte man vor Wonne ja geradezu vergehen““, — da fanden diese, wenn auch scherzhaften Worte in meinem Gefühl den lebhaftesten Wiederklang“ 2c.

Noch vor Ablauf der Ferien kehrte Spöhr nach Cassel zurück und benutzte dann nach kurzer Rast die noch übrige Zeit zu einem längst verabredeten Besuch in Göttingen bei Musikdirector Wehner, der im Verein mit den dortigen Musikkreunden Alles aufgeboten, um seinem geehrten Gaste Freude und Ehre in Fülle zu bereiten. Einer am ersten Abend durch den Männergesangsverein dargebrachten Serenade folgte gleich am nächsten Morgen ein Ständchen der Regimentsmusik aus dem nahegelegenen Nordheim. Bei einem großen Concert in der Aula kam unter Spöhr's Leitung dessen Symphonie: „die Weihe der Töne“ zur Aufführung, dann sein Potpourri über Themen aus Jessonda, vorgetragen von einem seiner ausgezeichnetsten Schüler: August Kömpel, der schon als Knabe durch sein hervorragendes Talent Spöhr's wärmste Theilnahme erweckte, dann, nachdem er längere Jahre hindurch mit bestem Erfolg dessen Unterricht genossen, in der Hofkapelle zu Cassel und endlich als Kammermusikus und Mitglied der Hofkapelle zu Hannover angestellt worden \*). Zum Beschluß des Concerts wurde von den Göttinger Singvereinen Mendelssohn's Musik zur Athalia mit melodramatisch verbindendem Gedicht vorgetragen, und so fand Spöhr, welcher schon der Generalprobe mit höchstem Interesse beigewohnt hatte, hier die erwünschteste

---

\*) Ihn, als treu bewährtem Repräsentanten der Spöhr'schen Schule, wurde vor andern, mit glänzenderen Offerten hervortretenden Bewerbern der Vorzug gewährt, das mit aller Energie von ihm erstrebte Kleinod, die Stradivari-Geige seines verehrten Meisters, ein Jahr nach dessen Tode als Eigenthum zu erwerben.

Gelegenheit, die einzige ihm noch fremde von Mendelssohn's größeren Gesangscompositionen genauer kennen zu lernen. Auch an den folgenden Tagen gab es viel gute Musik; Wehner hatte im eignen Hause Quartettmusik arrangirt, und selbst einem für Spohr veranstalteten großen Festeffen gingen einige überaus gelungene Musikvorträge voraus, woran zu Aller Freude der Meister durch eigne Mitwirkung bei seinem Sextett sich betheiligte. Das Festmahl selbst wurde noch insbesondere durch eine Reihe pikanter Toaste und Reden gewürzt, wobei Musik und Politik als Hauptthemen Stoff zu immer neuen Wendungen gab, und endlich auch „Spohr's kühner Griff“, die Reise ohne Urlaub, unter dem klirrenden Klang der Gläser und dem enthusiastischen Beifallsruf der Tischgesellschaft, rühmende Anerkennung fand.

Minder wohlgefällig mochte freilich solch „kühner Griff“ in Cassel aufgenommen worden sein, denn wenige Wochen nach Spohr's Rückkehr erhielt derselbe eine Aufforderung von der General-Intendantur, sich über „seine Abwesenheit von Cassel ohne Urlaub“ zu rechtfertigen, worauf er die bei der Abreise schon angegebenen Gründe noch einmal hervorhob und insbesondere den Umstand geltend machte, daß der in seinen contractlichen Briefen ihm im Allgemeinen zugesicherte jährliche Urlaub von 6—8 Wochen kurz nach seinem Diensteintritt auf den Wunsch des damaligen Theaterintendanten, Polizeidirector v. Manger, für die Dauer der alljährlichen 6wöchigen Theaterferien bestimmt worden sei, und ihm daher das Recht zustehe, zu dieser Zeit den Urlaub ohne ausdrückliche Genehmigung des Kurfürsten anzutreten. So glaubte er denn hiermit die Sache auf's beste erledigt zu haben und widmete sich in gewohnter Seelenruhe den ihm obliegenden Theatergeschäften, so wie mehreren, ihn gerade beschäftigenden Compositionen, bestehend in einer Sammlung von 6 Salonstücken für Violine und Pianoforte und dem 32sten Violinquartett (Op. 145 und 146 bei Peters).

Am 22. December desselben Jahres erging jedoch an ihn

eine schriftliche Anfrage des Hoftheater-Intendanten über die Dauer seiner Abwesenheit während des vergangenen Sommers, und nachdem er diese auf dreißig Tage angegeben hatte, folgte am 2. Januar 1852 ein abermaliges officiellcs Schreiben, wodurch er von einer „wegen seiner illegalen Abwesenheit“ über ihn verhängten Geldstrafe von 550 Thaler (für jeden Tag der zehnte Theil seiner monatlichen Gage) in Kenntniß gesetzt wurde. Da die Strafe durch Abzug an der Besoldung in Raten von einem Viertel derselben abbezahlt werden sollte, und bei der am 16. Januar stattfindenden Gehaltsauszahlung wirklich damit begonnen wurde, so legte Spohr dagegen Protest ein, weigerte die Annahme des also gekürzten Gehaltes und erhob am folgenden Tage eine Klage gegen den Staatsanwalt „wegen widerrechtlicher Gehaltsentziehung“, wobei er zugleich die seiner Anstellung vorausgegangenen brieflichen Verhandlungen zu weiterer Aufklärung des Sachverhältnisses vorlegte. Von gegnerischer Seite wurde die Gültigkeit der darin enthaltenen Bedingungen, hinsichtlich des Urlaubs und somit auch hinsichtlich der Lebenslänglichkeit der Anstellung in Abrede gestellt, da beide Bestimmungen in dem nach der üblichen Form aus gefertigten Anstellungs-Rescript vom 4. Februar 1822 nicht ausdrücklich noch einmal mit aufgenommen worden seien. Obgleich nun dieser Behauptung zuwider vom Obergericht, sowie vom Oberappellationsgericht, an welches der Staatsanwalt Namens des Kurfürsten appellirte, die vollkommene Rechtsgültigkeit jener von Spohr erhobenen Ansprüche anerkannt wurde, so gab doch die Frage, ob er befugt gewesen sei, jenen ihm rechtmäßig zustehenden Urlaub ~~ohne specielle Erlaubniß des Kurfürsten~~ anzutreten, Veranlassung zu langem Hin- und Herprocessiren, wobei Spohr sich wiederholt auf die schon früher erwähnte, bei seiner Ankunft in Cassel mit dem Theater-Intendanten, Herrn v. Manger getroffene Vereinbarung hinsichtlich der Urlaubszeit berief. Da nun jene Verhandlungen nur mündlich gepflogen und abgeschlossen worden, von den damals mit-

wirkenden Personen aber Spohr der einzige Ueberlebende war, so konnten außer dessen eigener Aussage über den genaueren Hergang der Sache keine weiteren Beweise beigebracht werden, und es wurde auf das vom Staatsanwalt dagegen vorgebrachte Leugnen demselben in letzter Instanz vom D. N. Gericht auferlegt, einen Eid in die Seele) des Kurfürsten zu schwören, „daß er nicht wisse und glaube, daß der General-Intendant v. Manger zum Abschluß der betreffenden Uebereinkunft mit Spohr vom vorigen Kurfürsten ermächtigt gewesen sei.“ Dieser Eid wurde am 19. November 1855 in der That vom Staatsanwalt ausgeschworen, und demgemäß die früher verhängte Geldstrafe als rechtmäßig anerkannt. So wenig nun auch Spohr's Ansichten von der Sache durch diese Entscheidung geändert werden konnten, so ließ er sich doch weiter nicht davon afficiren und betrachtete diesen Ausgang des bereits länger als vier Jahre hingeschleppten Rechtsstreits als einen wahren Gewinn, da einerseits im Verlauf desselben die Lebenslänglichkeit seiner Anstellung gegen alle weitere Aufsechtung sichergestellt war, andererseits aber die durch Abzug an seiner Besoldung längst abbezahlte Strassumme den Theatergesetzen gemäß dem von ihm gestifteten Pensionsfond zugefallen war und somit eine seinen Wünschen völlig entsprechende Verwendung gefunden hatte.

\*

\*

\*

Zu Anfang des Jahres 1852 empfing Spohr einen Besuch des Direktors der italienischen Oper in London, Mr. Gye, der ihn aufforderte, während der Sommerferien dort seine Oper „Faust“ zu dirigiren und zu dem Zweck anstatt der darin vorkommenden Dialoge, verbindende Recitative zu schreiben, wodurch allein die von der Königin dringend gewünschte Aufführung der Oper auf der italienischen Bühne möglich zu machen sei. Da indessen Spohr anfänglich eine solche Umänderung hinsichtlich mehrerer Scenen für unausführbar hielt, so glaubte er den An-

trag ablehnen zu müssen; doch beruhigte man sich in London nicht so leicht bei solch unerwünschter Antwort, es ergingen vielmehr wiederholte dringliche Schreiben von dort, bis Spohr sich endlich an die Arbeit machte, die dann wider eignes Erwarten in so befriedigender Weise von Statten ging, daß er nach Beendigung derselben in einem Brief an Hauptmann vom 21. Mai darüber äußerte: „Daß ich meine Oper „Faust“ auf den Wunsch der Königin von England und des Prinzen Albert zur großen Oper umgeschaffen, haben Sie wohl schon gehört. Diese Arbeit hat mir viel Freude gemacht und mich drei Monate lang angenehm beschäftigt, da sie mich ganz in die glückliche Wiener Jugendzeit versetzte. Zuerst hatte ich mit Hülfe meiner Frau die Dialogscenen in solche umzuschaffen, die sich zur Composition eignen. Dabei war ich bemüht, denselben mehr Interesse zu geben, als sie bisher hatten, und das auszumerzen, was mir von jeher bei den vielen Aufführungen, die ich von dieser Oper erlebte, mißfallen hatte, und ich glaube und hoffe, daß mir beides gelungen ist. Dann galt es, mich wieder in den Styl und die Stimmung zurück zu versetzen, die ich hatte, als ich den Faust schrieb, und ich hoffe, daß auch dies mir geglückt ist und Niemand eine Verschiedenheit im Styl zwischen dem Alten und Neuen bemerken wird. Die Oper hat nun drei Acte; der zweite schließt mit der Hochzeitscene und der dritte beginnt mit einem neuen Entreact, der mit Reminiscenzen aus dem Trio des Fackeltanzes und der Hexenmusik die von Faust durchschwelgte Nacht malt und dann in ein großes Recitativ des Mephisto übergeht, an welches sich dessen Arie in E-dur anschließt. Nach dem Vorüberzuge der Hexen folgt dann ein Recitativ des Faust, ebenfalls mit Anklingen aus Früherem und Späterem, und darauf ein kürzeres zwischen ihm und Wagner, dem sich das letzte Finale anreihet. — Ich bin nun sehr gespannt, die Oper in ihrer neuen Gestalt einmal zu hören! Sollte aus der Londoner Reise nichts werden, so hoffe ich sie in Weimar zu hören, da sitzt sie für das vor-

tige Hofstheater in der neuen Bearbeitung verlangt hat." — So langten denn die neuen Recitative so zeitig in London an, daß bereits wochenlang vor Spohr's Ankunft mit dem Einstudiren der Parthien begonnen werden konnte; doch bemerkte er in der ersten Probe, daß die übrigens so ausgezeichneten italienischen Sänger in der Auffassung dieser ihnen ganz fremden Musik viel zu wünschen übrig ließen, weshalb er alsbald noch tägliche gründliche Proben unter seiner Leitung anordnete, wobei er die Freude hatte zu sehen, wie sämtlichen Sängern mehr und mehr das Verständniß für seine musikalischen Intentionen aufging, und sie mit größter Willigkeit jedem seiner Winke sich fügten, bis dann alles so tadellos ging, daß nach den zuletzt noch stattfindenden vier großen Orchesterproben endlich nach drei Wochen eine wahrhaft vollendete Aufführung zu Stande kam.

Von allen in der Zwischenzeit wieder sich drängenden Ereignissen und musikalischen Huldigungen aller Art mag diesmal, um scheinbare Wiederholungen zu vermeiden, nur einer freudigen Ueberraschung erwähnt werden, wovon Spohr noch nach Jahren oft mit Entzücken erzählte; es war dies die prachtvolle Aufführung seines Oratoriums *Calvary* (des Heilands letzte Stunden) in Exeter-Hall unter Costa's trefflicher Leitung, die durch noch größere Massen als bei dem unvergeßlichen Musikfest zu Norwich (700 Sänger und Musiker) besetzt, ihn diesmal selber, gleich dem übrigen begeisterten Publikum, förmlich überwältigte, so daß er in die Bemerkung seiner Freunde mit einstimmen mußte: die Wirkung mancher Stellen, namentlich des gewaltigen Erdbebenhors sei eine so ungeheuer gewesen, wie er selbst beim Componiren sie kaum geahnt habe.

Die Sonntage, wo nach altem englischen Herkommen Theater, Concerte, ja selbst alle Privatmusiken verstummen, benutzte Spohr mit Freuden, um den Einladungen nach auswärts zu folgen, und fern von der Riesenstadt in freier frischer Luft von den täglichen musikalischen Strapazen und Aufregungen theils sich zu erholen,

theils Kraft zu den folgenden zu sammeln. Da ging es bald nach Clapham und Kensington zu den befreundeten Familien Sillem und Horsley, bald auch weiter mit der Eisenbahn nach den von Spohr stets als „kleine Paradiese“ bezeichneten wonnigen Landsitzen des Sir Georg Smart in Chertsey, oder des Professors Owen in Richmond-Park, von wo er dann an Körper und Geist wie neu belebt in das aufreibende Treiben der Weltstadt zurückkehrte. Des bezaubernden Aufenthaltes bei Owen und dessen liebevoller Aufnahme pflegte er stets mit besonderem Vergnügen zu gedenken, und erzählte dabei in heiterster Rückerinnerung, wie der berühmte Naturforscher in seiner wiederherzlichen Weise, — angethan mit leichtem Sommerrock und gelbem runden Strohhut, dabei aber zu Ehren seines „hochwillkommenen großen Gastes“ mit dem preussischen Orden „pour le mérite“ geschmückt, — in der Mittags-Sonnenhitze ihm entgegen kam, und dann bis zum späten Abend Alles ausbot, ihn zu pflegen, zu erfreuen und zu ehren.

Endlich waren inzwischen die Proben zum Faust so weit gediehen, daß am 15. Juli die erste Aufführung unter Spohr's Leitung stattfinden konnte, worüber ein Brief in die Heimath berichtete: „Die Oper ging wirklich unübertrefflich, und machte einen wundervollen, gewaltigen Eindruck auf Jedermann. Auch uns erschien sie in einem ganz neuen Licht, Alles machte sich so grandios, so prachtvoll! Die neu hinzugekommenen Sätze verschlingen sich reizend mit dem Ganzen und bieten einzige Effekte; Dekorationen, Costüme, Scenerie, alles ist neu und höchst glanzvoll mit großem Kostenaufwand angefertigt. Orchester, Sänger und Chöre thaten ihr Möglichstes, so daß die Londoner sagen, man habe seit Jahren keine so prächtige Opernaufführung hier erlebt, weshalb sie denn auch von enthusiastischen Beifallstürmen durchweg begleitet wurde. Daß die fremden (meist italienischen) Sänger diese deutsche Musik mit solcher Lust und Liebe singen würden, hätten wir kaum für möglich gehalten. Am Aus-



gezeichnetsten waren Mad. Castellan (Runigunde), Ronconi (Faust), Formes (Mephistopheles), Tamberlik (Hugo), der Alles bezauberte, da er eine himmlische Tenorstimme von ungeheurer Kraft besaß, und die prächtige Arie, begleitet von einem vierzig Mann starken pompösen Chor so feurig und unwiderstehlich vortrug, daß er sie unter allgemeinem Jubel da capo singen mußte. Ebenso Formes seine Arie E-dur, die durch die neu componirte wunderschöne Einleitung und recitativische Scene auch sehr gewonnen hat. . . . Das ganze Haus war in freudiger Begeisterung, und in den Zwischenacten und am Schluß kamen die Gratulanten u. massenhaft herbeigeströmt.“ . . . Mit gleichem Erfolg und in noch höherer Vollendung ging binnen wenigen Tagen die zweite und ebenso die dritte Faust-Vorstellung unter Spohr's Leitung von Statten, worauf derselbe dann abermals von England schied, begleitet von Schaaren musikalischer Verehrer, die bis zum letzten Augenblick mit den lockendsten Plänen für den nächsten Sommer ihn umgaben.

In freudig angeregter Stimmung trat er so die Rückreise an und malte sich schon im Geist die schönen Stunden aus, wo nach freundlich gewohnter Art die interessanten Reiseerlebnisse durch Mittheilung und Besprechung im Kreise der daheim Zurückgebliebenen gleichsam erst die rechte Weihe erhalten sollten. Doch allzubald ward diesmal die Freude des Wiedersehens getrübt, denn mit Schrecken gewahrte Spohr den leidenden Gesundheitszustand seines Schwiegervaters, dessen zunehmende körperliche Schwäche schon seit längerer Zeit bange Besorgnisse erweckt hatte, während der letzten Wochen aber in so betrübender Weise fortgeschritten war, daß die sorglich über ihm wachende Liebe seiner Angehörigen sich kaum noch über die drohende Gefahr zu täuschen vermochte. Mit bekümmertem Herzen sahen sie die entscheidende Stunde immer näher rücken, bis dann am 4. October 1852 der lang gefürchtete Augenblick herangekommen, wo der geliebteste Vater aus dem Kreise der Seinigen zu einem bessern Dasein ab-

gerufen wurde! — Auch auf Spohr's Leben warf dies schmerzliche Ereigniß einen nachhaltig dunkeln Schatten, denn in tiefster Seele betrauerte er mit seiner Gattin den Verlust des geliebten, unvergeßlichen Vaters, und schmerzlich vermiste er fortan den Umgang des treuesten, an Geist wie an Gemüth ihm so ebenbürtigen Freundes! —

\*

\*

\*

Im Herbst 1852 erhielt Spohr durch die Ernennung eines zweiten Kapellmeisters eine unerwartete Erleichterung seiner Berufsgeschäfte, die ihm bei seiner rastlosen Thätigkeit und völlig ungeschwächten Kraft zwar nie als etwas Wünschenswerthes in den Sinn gekommen, die er aber um so lieber hinnahm, da die neugeschaffene Stelle seinem Lieblingschüler, Concertmeister Jean Bott, übertragen wurde, um denselben zur Ablehnung einer ihm unter den günstigsten Bedingungen angetragenen Anstellung als Concertmeister in Hannover zu veranlassen und dadurch der Casseler Kapelle ein so ausgezeichnetes Mitglied fernerhin zu erhalten. Auch hinsichtlich der von der Intendanz zur Uebertragung an den neuen Kapellmeister vorgeschlagenen Opern erklärte sich Spohr bis auf wenige Abänderungen bereit, und so ging nach diesem Arrangement die Leitung einer Anzahl der leichteren, meist französischen und italienischen Opern auf Bott über, welchem daneben die Verpflichtung oblag, in den unter Spohr's Direction verbleibenden größeren deutschen Opern als Vorgeiger im Orchester auch ferner mitzuwirken. Das Repertoire des jungen eifrigen Kapellmeisters erhielt bald einen interessanten Zuwachs, indem zu Anfang des Jahres 1853 der „Sommernachts Traum“ von Shakespeare mit der Mendelssohn'schen Musik zum ersten Male auf der Casseler Bühne zur Aufführung kam, bei welcher Veranlassung Spohr an Hauptmann brieflich äußerte: „Das Reizendste, was ich von Mendelssohn kenne, ist doch seine Musik zum Sommernachts Traum, der nun endlich hier auch

und zwar recht gut gegeben worden ist. Vott hat die Musik mit großem Fleiß eingeübt, und es war ein großer Genuß für mich, einmal eine gute Musik bei der Aufführung anhören zu können, ohne erst eine Menge Proben davon gemacht zu haben.“ In Beziehung auf Spohr's eigene Thätigkeit berichtet jener x Brief dann weiter: „Wir studiren jetzt den „Tannhäuser“, (wozu der Kurfürst nun endlich seine Genehmigung erteilt hat) und werden die Oper am zweiten Pfingsttage zum ersten Male geben. Sie wird mit großer Sorgfalt in Scene gesetzt und reich ausgestattet werden. Die Oper hat viel Neues und Schönes, aber + auch manches ohrzerreißende Unschöne. Für die Geigen und Bässe ist sie von einer Schwierigkeit, wie mir bisher nichts vorgekommen ist“ 2c. Nachdem alsdann die ersten Aufführungen des schwierigen Werkes in gelungenster Weise von Statten gegangen waren, schrieb Spohr abermals darüber an Freund Hauptmann: „Gestern Abend hatten wir den „Tannhäuser“ zum dritten Mal, und wieder bei vollem Hause. Die Oper hat durch ihren Ernst und ihren Inhalt viele Freunde gewonnen, und vergleiche ich sie mit andern Erzeugnissen der letzten Jahre, so gefesse ich mich auch zu diesen. Manches, was mir anfangs sehr zuwider war, bin ich durch das öftere Hören schon gewohnt geworden; nur das Rhythmuslose und der häufige Mangel an abgerundeten Perioden ist mir fortwährend sehr störend. Die hiesige Aufführung ist wirklich eine sehr ausgezeichnete, und man wird wenige so präcise in Deutschland hören. In den enorm schweren Ensembles der Sänger im zweiten Act ist gestern auch nicht eine Note weggeblieben. Das hindert freilich nicht, daß sich diese an einigen Stellen zu einer wahrhaft schaudervollen Musik gestalten, besonders kurz vor der Stelle, ehe Elisabeth sich den auf Tannhäuser einbringenden Sängern entgegenwirft. — Was würden Haydn und Mozart für Gesichter machen, müßten sie einen solchen Höllenlärm, den man jetzt für Musik ausgiebt, mit anhören! — Die Chöre der Pilger (die aber hier mit Clarinetten und Fagotten p.

unterstützt werden) wurden gestern so rein intonirt, daß ich mich zum ersten Male mit den unnatürlichen Modulationen derselben einigermaßen versöhnt habe. Es ist merkwürdig, woran sich das menschliche Ohr nach und nach gewöhnt!" u.

Obgleich nun Spohr, den obigen Aeußerungen zufolge, bei seinem vorherrschenden Sinn für Wohlklang und schöne, regelrechte Formen in der Musik sich mit den so häufig davon abweichenden Tonschöpfungen der Neuzeit nicht recht zu befreunden vermochte, so widmete er denselben doch ein lebhaftes Interesse und war namentlich so gespannt, auch Wagner's neueste Oper: „Lohengrin“ kennen zu lernen, daß er in Erwartung der noch nicht genehmigten vollständigen Theateraufführung einstweilen einige Scenen daraus für die folgenden Winter-Concerte bestimmte, und deshalb weiter an Hauptmann nach Leipzig schrieb: „Wollen Sie uns durch eine Zusendung für unsere Concerte erfreuen, so bitte ich um die Musik zu „Lohengrin.“ Ich stand diesen Sommer mit Wagner in Correspondenz, und er weiß, daß ich mich bemühe, die Oper hier ebenfalls in Scene zu bringen. Er wird daher gegen eine Aufführung einiger Scenen im Voraus nichts einzuwenden haben. Ich werde es ihm auch bei einer passenden Veranlassung schreiben, nur möchte ich nicht deshalb die Correspondenz erneuern, ohne zugleich die Partitur für unser Theater fordern zu können, was wohl erst im nächsten Sommer zum Geburtstag des Kurfürsten zu Stande kommen wird. . . .“ Diese Erwartung sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen, denn die gehoffte kurfürstliche Genehmigung wurde weder zu dem bestimmten Tage, noch auf die später wiederholten Anfragen ertheilt, und so kam es, daß Spohr diese Oper, der er sowohl in Cassel wie auch außerhalb zu verschiedenen Malen nachgestrebt hatte, dennoch niemals zu hören bekam.

Raum nähete im Sommer 1853 die Ferienzeit heran, so rüstete Spohr sich abermals (zum sechsten und letzten Male) zur Reise nach England, von wo er bereits im Januar zwei, zufällig

an demselben Tage einlaufende Einladungsschreiben von ganz verschiedenen Seiten her erhalten. Das eine, vom Theater-Director Gye enthielt eine Wiederholung des schon im vorigen Sommer gemachten Plans, Spohr's „Jessonda“ während der kommenden Saison in italienischer Uebersetzung zur Aufführung zu bringen; das andere von Dr. Wylde, dem Director der neuerlich gestifteten New Philharmonic Society ausgehend, überbrachte eine dringende Einladung an Spohr, die Leitung ihrer, für die Sommermonate vorbereiteten großen Concerte zu übernehmen, — und diese lockende Aufforderung war es, die seinem noch schwankenden Entschluß den Ausschlag gab, da es für ihn vom höchsten Interesse sein mußte, seine größeren Orchester-Compositionen, die dabei zur Aufführung kommen sollten, mit den ihm schon bekannten ausgezeichneten Kräften, vor einem Publikum zu Gehör zu bringen, welches, gleich den Mitwirkenden, so ganz in den Geist seiner Musik einzudringen verstand.

Raum in London angelangt, wurde ihm denn auch sogleich eine erfreuliche musikalische Ueberraschung zu Theil, indem er bei seinem ersten Ausgang zu Dr. Wylde von diesem zum alsbaldigen Besuch eines gerade stattfindenden Morgenconcerts genöthigt, dort eben zur rechten Zeit anlangte, um einer trefflichen Aufführung seines Nonetts beizuwohnen und nach Beendigung desselben die Huldigungen des durch die unverhoffte Anwesenheit des Componisten freudig überraschten Publikums hinzunehmen. Unter ähnlichen Umständen besuchte er auch als Zuhörer an einem der nächsten Abende das letzte philharmonische Concert in Hannover-Square-Rooms, wo ihm die überaus gelungene und mit enthusiastischem Beifall aufgenommene Ausführung seiner historischen Symphonie insbesondere große Befriedigung gewährte. An einem der nächsten Tage ging dann das erste der von ihm selbst dirigirten Concerte der New Philharmonic Society vor sich, worüber ein Brief in die Heimath berichtet: „Gestern Abend hat Spohr nun die erste seiner großen Thaten hier vollbracht: die Direction des

prächtigen neu=philharmonischen Concertes in Exeter Hall, wo er wieder mit dem bekannten großartigen Enthusiasmus empfangen und fortwährend begleitet wurde. Wir fanden unsere sehr hoch gespannten Erwartungen von diesem aus lauter bedeutenden Künstlern bestehenden Riesen=Orchester vollkommen erfüllt, und der Eindruck dieser gewaltigen Masse in dem herrlichen dichtgefüllten Lokal war hinreißend und wahrhaft erhebend. Auch die neunte Symphonie Beethoven's, so abnorm Manches darin, und namentlich der letzte Satz mit dem „Lied an die Freude“ sein mag, gewährte in dieser Vollendung einen wahrhaft hohen Genuß. Die Ouvertüre von Spohr „im ernstesten Styl“ eröffnete das Concert und machte sich ganz pompös; ebenso auch die zu „Jessonda“, welche sogar da capo gemacht werden mußte. Ihr folgte die Tenorarie aus „Jessonda“, von Th. Formes ganz vortrefflich gesungen und mit stürmischem Beifall aufgenommen“ zc. Nicht minder interessant war auch das Programm des letzten von Spohr dirigirten Concertes; es enthielt außer seinen eignen Compositionen: Quartett-Concert, Doppelsymphonie und Ouvertüre zum „Berggeist“, u. A. auch die D-dur-Symphonie von Beethoven, Ouvertüre zu „Fidelio“ und das von Fr. Claus und Miß Goddard auf zwei Flügeln vorgetragene Duett von Mendelssohn und Moscheles. Die Ausführung ließ bei sämtlichen Musikstücken kaum etwas zu wünschen übrig und über die herrliche Wirkung der Spohr'schen Symphonie wurde insbesondere brieflich berichtet: „Die Doppelsymphonie schien ganz wie geschaffen für diese Kräfte und dieses Lokal. Das kleine Orchester war, nach verschiedenen in der Probe angestellten Versuchen, auf einer Seite, abgesondert, hoch oben aufgestellt, und klang zuweilen wirklich wie Sphärenmusik aus einer andern Welt zwischen den mächtig erschütternden Tonmassen des großen Orchesters“ zc. So war denn der Hauptzweck von Spohr's Anwesenheit in London abermals in erwünschter Weise erreicht, wohingegen die, für dieselbe Zeit beabsichtigte Aufführung der

„Jessonda“ mancherlei unerwarteten Aufschub erlitt. Um die von Spohr als nothwendig erachteten Proben ungestört in's Werk setzen zu können, hatte man nämlich zur Ausfüllung der dazwischen liegenden Opernabende eine andere, ebenfalls neu einstudirte Oper: „Benvenuto Cellini“ von Berlioz außersehen, die nach dort üblicher Weise ohne weitere Proben zu wiederholten Malen gegeben werden sollte. Gleich die erste Aufführung derselben fand indessen eine sehr ungünstige Aufnahme beim Publikum, und auch Spohr, so interessant es ihm war, diese so vielbesprochene und bestrittene Musik selbst kennen zu lernen, fand sich nicht sehr davon erbaut, wie solches aus einem Brief an seinen Freund, Amtsrath Lüder, hervorgeht, worin es heißt: „In der Oper von Berlioz, die ich diesen Sommer in London hörte, giebt es schöne Einzelheiten, aber kaum beginnt man sich dafür, zu interessiren, so kommt etwas so Bizarres und Uebelflingendes, daß alle Freude daran wieder zerstört ist. Besonders ist mir dieses ewige Spekuliren auf absonderliche Instrumentirungs-Effekte verhaßt geworden, weil er damit wirklich glückliche Erfindungen, deren es in seiner Oper, sowohl melodische als dramatische, unbezweifelt giebt, immer wieder verdirbt. Dies war es auch wohl, was das Londoner Publikum, das anfangs recht günstig für ihn gestimmt war, und ihn beim Erscheinen im Orchester mit lautem Beifall empfing, von Nummer zu Nummer immer mehr verstimmt, so daß es zuletzt beim Schluß der Oper in ein allgemeines Rischen und Pfeifen ausbrach; ein Vorfall, der in der italienischen Oper zu London, in Gegenwart der Königin, noch nicht dagewesen ist! — Es geht dem Berlioz, wie den andern Koryphäen der Zukunftsmusik; sie überlassen sich bei der Arbeit nicht ihrem natürlichen Gefühl, sondern spekuliren auf Nochnichtigdagewesenes. So geschieht es, daß diese begabten Musiker selten etwas Genießbares zu Stande bringen, besonders für Leute, die im vorigen Jahrhundert, und bei Haydn, Mozart und Beethoven groß gezogen sind“ u. Der so deutlich kund gegebenen

Meinung des Londoner Publicums gegenüber, wagte die Direction nicht, demselben die Oper ein zweites Mal vorzuführen und es mußten anstatt deren andere Opern, die wieder mehrfache Proben nöthig machten, eingeschaltet und „Jessonda“, noch im ersten Stadium des Einstudirens begriffen, immer weiter hinausgerückt werden, was Spohr indessen nicht sehr beunruhigte, da die dadurch gewonnene Zeit für ihn von anderen Seiten her in erfreulichster Weise überreich ausgefüllt wurde.

Auch eine sehr behagliche Häuslichkeit fand diesmal das Spohr'sche Ehepaar in der mit allem möglichen Comfort ausgestatteten Wohnung des Dr. A. Farre, der mit seiner Gattin wettelferte, um Spohr in seinen selten freien Stunden in liebevollster Weise zu pflegen, so daß sich nach kurzem Zusammensein eine herzliche Freundschaft zwischen den beiden Familien begründete, und Spohr die dort verlebten Wochen stets zu seinen liebsten Erinnerungen zählte. Da Dr. Farre und mehrere seiner ärztlichen Kollegen sehr musikalisch und gute Sänger waren, so hatten sie im Verein mit andern kunstsinigen Familien einen Zirkel gebildet, wo ernste Musik mit Eifer kultivirt und gerade die Spohr'sche ganz vorzüglich geliebt wurde. In einer solchen Doctor-Soirée hatte er eines Abends die angenehme Ueberraschung, sein Oratorium: „die letzten Dinge“ von 28 Dilettanten in tadelloser Präcision vortragen zu hören, eine Production, die, seltsam contrastirend zu der gewohnten englischen Massenhaftigkeit, doch durch die vollkommene Reinheit und die Innigkeit des Ausdrucks in wohlthuendster Weise das Gefühl ansprach. In einer glänzenden Musik-Soirée, die Dr. Farre selbst zu Ehren seiner Gäste gab, war es dann eine lange Reihe trefflicher Vorträge aus Spohr's verschiedenen Opern, wodurch er, wie sämmtliche Zuhörer überrascht und hoch erfreut wurde.

Inzwischen hatten die Proben zur „Jessonda“ zwar ihren langsamen Fortgang genommen, doch mußte die Aufführung selbst noch so mannichfachen Aufschub erleiden, daß Spohr, bevor die-



selbe zu Stande kam, mit Ablauf seiner Ferienzeit von London abreiste, wobei er jedoch die Beruhigung hatte, seine Oper in der Obhut eines würdigen Stellvertreters, Kapellmeisters Costa, zurückzulassen, unter dessen Leitung dann vierzehn Tage später wiederholte, vom glänzendsten Erfolg begleitete Aufführungen stattfanden.

Auf der Rückreise ward Spohr bei der Landung des Dampfboots in Calais von den dortigen Musikfreunden, die den Tag seiner Ankunft erkundet hatten, festlich empfangen und zu einer ihm gewidmeten glänzenden Feier eingeladen, deren Mittelpunkt ein höchst luxuriöses Festessen bildete, wobei auch die musikalische Ueberraschung nicht fehlte, indem am Schluß der Tafel aus dem Nebenzimmer die lieblichen Klänge von Spohr's G-moll-Quartett ertönten, worauf noch andere Vorträge folgten, bis die Gesellschaft spät in der Nacht in froh bewegter Stimmung sich trennte. Der ganze, in Calais so überraschend festlich verlebte Tag gereichte Spohr zu besonderer Freude, da er gerade hier auf französischem Boden nicht solche Verehrung, und solche Liebe für seine Musik erwartet hätte.

Auf der Rückreise schon beschäftigte er sich mit der in England angeregten Idee zu einer neuen größeren Composition für Pianoforte mit Instrumentalbegleitung, die er, zu Hause angelangt, alsbald mit Lust und Eifer begann. So entstand — in seinem siebenzigsten Lebensjahre — eines seiner herrlichsten Meisterwerke, das Septett für Clavier, zwei Saiten- und vier Blas-Instrumente, voll jugendlicher Gedankenfrische in allen Sätzen, mit einem Larghetto, das an bezauberndem Wohlklang und herzergreifenden Modulationen wohl kaum seines Gleichen findet. Noch im Manuscript kam es im nächsten Abonnements-Concert zur öffentlichen Aufführung, wobei sowohl die Composition, als auch die überaus gelungene Ausführung die lauteste Anerkennung fand. Die eben so schwierige als dankbare Clavier-Partie hatte F. Bott übernommen, und das freudig aufgeregte Publikum sollte dessen Leistung um so williger seine gerechte Aner-

kennung, da er an demselben Abend auch als Geiger seine Meisterschaft in Spohr's 15tem Violin-Concert auf's Glänzendste bewährt hatte. Eine Wiederholung des neuen Septetts folgte auf den Wunsch der Casseler Musikfreunde schon in einem der nächsten Concerte; darauf ward es, noch als Manuscript, in einer der Quartett-Soiréen in Leipzig aufgeführt und namentlich durch Moscheles' ächt künstlerischen Vortrag der Clavier-Partie zu vollster Geltung gebracht, auch dort vom Publikum mit freudigem Beifall aufgenommen.

Die nächsten Sommerferien (1854) hatte Spohr zu einer abermaligen Reise in die Schweiz bestimmt, und sein Verlangen, diese freundlichsten Sommermonate einmal wieder ungestört dem Genuße der schönen Natur widmen zu können, war diesmal so vorwiegend, daß er trotz wiederholt ergangener Einladungen zu Musikfesten in England und Holland dennoch seinem lange vorher gefaßten Plane treu blieb. Im Begriff die Reise anzutreten, erhielt er auch noch aus Regensburg von seiner Enkelin, der an den Lyceal-Professor Schmitz verheiratheten zweiten Wolff'schen Tochter Antonie, eine telegraphische Depesche mit der dringenden Aufforderung, seinen Weg über die alte Reichsstadt zu nehmen (wo überdies von allen Musikfreunden längst sein Besuch ersehnt war), und dort im Kreise seiner Enkel und Urenkel einige Tage zu verweilen. So anziehend diese Einladung aber auch war, so mußte sie Spohr dennoch bei der ihm knapp zugemessenen Ferienzeit bedauernd ablehnen, weil Regensburg, wohin damals noch keine Eisenbahn führte, zu weit von seinem einmal projectirten Wege ablag. — Mit kurzem Aufenthalt an den durch Naturschönheiten ausgezeichneten Punkten zu Marburg, Heidelberg und Baden-Baden ging also die Reise weiter nach der südlichen Schweiz, wobei Spohr insbesondere an den Dampfschiff-Fahrten auf den herrlichen Seen seine große Freude hatte. Bei mehrtägigem Verweilen in Lausanne, Genf und Vevey wurden dann weitere Ausflüge in die leichter erreichbaren Umgebungen gemacht, wo Alles

ringsum in sommerlichem Schmuck erglänzte, während jenseits des See's die majestätische Alpenkette mit ihren schneebedeckten Häuptern einen wunderbar contrastirenden Anblick bot. Den Genfer See verlassend, setzten die Reisenden ihren Weg weiter fort nach Freiburg und Bern, an welchen beiden Orten ganz unerwarteter Weise auch ihr musikalisches Interesse in Anspruch genommen wurde. In Freiburg nämlich erging sogleich bei der Ankunft im Gasthof die Aufforderung an Spöhr, sich den anwesenden Fremden anzuschließen, um nach dort üblichem Gebrauch gegen ein gemeinschaftlich zu zahlendes Honorar den Organisten an der Nicolaiskirche zu einer Production auf der darin befindlichen berühmten Orgel zu veranlassen. Zu der bestimmten Stunde versammelte sich nun mit einbrechender Dämmerung die kleine Schaar von Zuhörern und feierlich erklangen in den weiten, leeren Hallen der stattlichen Kirche die Töne der mächtigen Orgel, die denn ihren gewaltigen Eindruck auch auf Spöhr nicht verfehlen konnten. Möchte indessen der Organist nicht wissen, welche musikalische Autorität er vor sich habe, oder glaubte er ihm, gleich den übrigen Fremden, durch Darlegung seiner erstaunenswerthen Kunstfertigkeit zu imponiren — genug, plötzlich stimmte er völlig ungeeignete Weisen aus modernen Spektakel-Opern an und schloß dann in einem tobenden Gewitter, so daß der frühere erhebende Eindruck gänzlich vernichtet wurde, und Spöhr nicht umhin konnte, seine Mißbilligung über solche Entweihung des mächtigen Tonwerkes, das durch seine Inschrift: „in majorem gloria Dei“ ihm gleichsam in erhöhtem Maße dem Lobe Gottes geweiht schien, unterhöhlen an den Tag zu legen.

Raum in Bern angelangt, hatte Spöhr die Ueberraschung, auf den an den Straßenecken angeschlagenen Betteln zwei geistliche Concerte angekündigt zu finden, in welchen sein Oratorium „die letzten Dinge“ jedesmal die Hauptnummer bildete, während am ersten Abend eine Cantate von Seb. Bach, am zweiten aber vier Psalmen von Marcello demselben vorausgingen. Das erste

Concert hatte bereits am Abend zuvor stattgefunden, und da eine große Anzahl, sowohl Zuhörer als Mitwirkende, aus den umliegenden Städten sich dazu eingefunden, so war von Herrn Edele, dem Direktor des „Vereins für altclassische Musik“ zu Bern, im Voraus die Anordnung getroffen, gleich am nächsten Abend eine Wiederholung folgen zu lassen, woraus dann für Spohr der Vortheil erwuchs, sein Oratorium bei dieser zweiten Aufführung mit um so größerer Sicherheit und Präcision vortragen zu hören. Da sich die Kunde von Spohr's Anwesenheit schnell in der Kirche verbreitet hatte, so nahm man die Gelegenheit wahr, dem Schöpfer des so eben mit andächtiger Begeisterung vernommenen Werkes einen Beweis der allgemeinen Anerkennung zu geben, und überraschte denselben noch spät am Abend mit einer schnell improvisirten Serenade nebst begeisterten Lobreden. Am andern Morgen reiste Spohr von Bern ab, und nachdem er mit seinen Reisegefährtinnen noch eine Reihe genussreicher Tage im Berner Oberland und am Vierwaldstädter See verlebt hatte, ging die Reise weiter über den Bodensee nach dem benachbarten Bayernlande, in dessen Hauptstadt München eben die vielbesprochene, große Industrie-Ausstellung eröffnet worden. Mochte nun auch die eine dort zugebrachte Woche kaum genügen, um die reichen Schätze zu besichtigen, welche sich auf dem Gebiete der Kunst und der Gewerbe, theils bleibend, theils zu kurz vorübergehender Schau daselbst angesammelt fanden, so schien den Reisenden ein längerer Aufenthalt doch nicht wünschenswerth, denn auch sie empfanden bald die nachtheilige Wirkung des dortigen, körperlich und geistig anspannenden Treibens, welches, verbunden mit schädlichen klimatischen Einflüssen, gerade in jenem unglücklichen Sommer so manches blühende Leben in der von Fremden angefüllten Stadt zum Opfer forderte. Unter solchen Umständen konnte nichts ersprießlicher sein, als die Ausführung eines Besuches in Alexandersbad, wohin der ihnen nahe verwandte Besitzer der dortigen Kaltwasser-Heilanstalt, Dr. Theodor Pfeiffer, sie schon lange zuvor freundlichst ein=

geladen hatte. Ein kurzer Aufenthalt in dem von herrlich erfrischender Bergluft umweheten Kurorte genügte in der That, um die gesunkenen Lebensgeister wieder aufzurichten und freudig nahm Spohr an den gemeinschaftlichen Partien in der romantischen Umgebung und an dem heitern Treiben der gleich einer großen Familie gemüthlich zusammenlebenden Kurgesellschaft Theil. Alles Dieses, so wie die ganze dortige Einrichtung und naturgemäße Lebensweise, sagte ihm so sehr zu, daß er von da an stets Alexandersbad als Ideal eines erquickenden Sommer-Aufenthaltes pries, und diesen Eindruck, nach wiederholtem Besuch daselbst, bis an sein Ende festhielt.

Im August desselben Jahres (1854) kam zu des Kurfürsten Geburtstagsfeier eine neue Oper: „Der Unbekannte“, von Kapellmeister F. Vott, zur Aufführung. Da der junge Componist das Einstudiren und die Leitung der Oper selbst übernahm, so war Spohr zwar nicht unmittelbar dabei theilhaftig, doch besuchte er aus warmer Theilnahme an dem Werke schon die vorausgehenden Proben und sah dann erwartungsvoll den ersten Aufführungen entgegen, über deren Erfolg er später an Hauptmann brieflich berichtete: „Vott's Oper hat sich hier wirklich ein Publikum gewonnen, und ich bin nun gespannt zu sehen, ob es auswärts, wo man sich nicht persönlich für ihn interessirt, auch der Fall sein wird. Gewiß ist, daß seine Oper, als ein erster Versuch in dieser Gattung, große Beachtung verdient. Es ist mehr gute Musik, übersichtliche Form und rhythmisches Geschick darin, als in den Wagner'schen Opern, und doch gehört sie im Styl ganz der sogenannten Zukunftsmusik an! Da ist auch nicht ein Anklang an Mozart'sche, Beethoven'sche oder Cherubini'sche Musik; nur Wagner, Meyerbeer und allenfalls Marschner scheinen auf ihn eingewirkt zu haben. Es ist mir dies bei der Begabung Vott's ein völliges Räthsel, denn er hat doch von frühester Jugend an Gelegenheit gehabt, die Meisterwerke der erstgenannten drei Componisten kennen zu lernen; wie kommt es nun,

daß er nicht eben so davon erfüllt ist, wie wir und alle Künstler unserer Periode? Es muß mit dem Zeitgeschmack sein, wie mit der Cholera; wer dafür empfänglich ist, der entgeht der Ansteckung nicht! Daß ich nun, nach dem oben Gesagten, doch keine rechte Freude an der Bott'schen Oper haben kann, werden Sie schon gemerkt haben. Obgleich 4—5 Nummern, besonders zwei Chöre und auch einige Recitative, recht gute formelle und wohlklingende Musik haben, so ist das Ganze doch zu überladen, zu unruhig und zu lärmend. Besonders hat er den einen Galeerensclaven, der kein Charakter, sondern nur ein ordinärer Dieb und Bösewicht ist, mit Allem, was es an scheußlichen Accordsfolgen und Blechlärm nur giebt, ausgestattet, und man ist froh, wenn der Kerl endlich von Gensd'armen niedergeschossen ist. Die Uebertreibung abgerechnet, ist die Musik aber dramatisch und nicht unsingbar, sondern recht dankbar für die Sänger, trotz dem, daß sie nicht eine Coloratur enthält. Bott hat überhaupt viel Geschick für die Auffassung des Scenischen gezeigt, und da seine Erfindung nicht dürftig ist, so läßt sich noch Besseres, wie diese erste Arbeit, von ihm erwarten."

In demselben Briefe erzählt Spohr dann in Beziehung auf seine eigene Thätigkeit weiter von einer so eben beendigten, für ihn ganz neuen Arbeit in folgenden Worten: „Von Peters aufgefordert, die Etudes de Violon von Fiorillo für eine neue Ausgabe durchzusehen, kam ich auf den Gedanken, diese Übungsstücke für die Violine allein, mit einer Begleitungsstimme für den Lehrer zu versehen und sie, nach meiner Weise bezeichnet, als Anhang zu meiner Violinschule herauszugeben. Ich bin nämlich von Lehrern, die nach meiner Schule unterrichten, schon oft aufgefordert worden, die Übungsstücke derselben zu vermehren, und habe zu dieser Arbeit nie rechte Lust gehabt. Nun hielt ich es für ein Leichtes, zu den Fiorillo'schen Etüden eine zweite Stimme zu setzen und glaubte damit bald fertig werden zu können; aber ich hatte mich geirrt. Ich fand falsche Rhythmen, fehlerhafte

Modulationen, und mußte mich schon entschließen, sie abzuändern, ja einige förmlich umzuarbeiten, damit abgerundete und wohlklingende Musikstücke daraus wurden. Bei der Gelegenheit habe ich dann auch das beseitigt, was in den Verzierungen und in der Vortragsweise veraltet ist. Ich bin nun einigermaßen in Zweifel, ob ich dazu berechtigt war; doch glaube ich es damit entschuldigen zu können, daß der Verfasser schon lange todt ist und sein Werk in Frankreich wie in Deutschland als Gemeingut betrachtet wird. Wie die Uebungen nun geworden sind, hätte ich keine besseren neuen schreiben können, und so glaube ich doch, daß die drei Monate, die ich darauf verwendet habe, etwas Verdienstlichem und Nützlichem gewidmet worden sind" 2c.

Das folgende Jahr (1855) begann Spohr mit der Composition sechs vierstimmiger Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß, welche bald nachher in einem Privat-Concert des Cäcilienvereins in doppelter Stimmbesetzung unter Spohr's Leitung und von seinem eignen kräftigen Baß trefflich unterstützt, den Musikfreunden zu Gehör kamen, wo sie dann außergewöhnliche Sensation machten und vor allen eines: „Des Menschen Trost" (Text von Müller v. d. Werra) die Herzen wunderbar ergriff.

Im Frühjahr desselben Jahres folgte Spohr einer Einladung des Königs von Hannover, in einem großen Concert seine Doppelsymphonie und mehrere andere seiner Compositionen zu dirigiren. Bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe von Künstlern und Kunstfreunden, Musikdirector Wehner an der Spitze, feierlich empfangen, wurde er dann Abends im Gasthof durch zwei Ständchen, von der Militärmusik und der Liedertafel, begrüßt. Ueber den weiteren Verlauf der dort verlebten musikalischen und freudreichen Tage schrieb Spohr selbst, einfach erzählend, seinem Freunde Hauptmann wie folgt: „Die kleine Excursion nach Hannover hat mir viel Vergnügen gewährt. Ich spielte Quartett beim König, und es schien mir, als reiche seine Kunstbildung so weit, um an dieser Musikgattung Geschmack zu finden. Auch spielte

ich mein Quartett (E-moll) in einer Matinée, welche die Kapelle veranstaltet hatte, um mir zwei meiner Compositionen zu hören zu geben, die sie sehr sorgfältig eingeübt hatte. Es waren dies das 7. Violin-Concert, ganz meisterhaft von Joachim vorge-  
tragen, und das erste Doppel-Quartett, von welchem Röm-  
pel die erste Stimme des ersten, Joachim die des zweiten Quartetts  
übernommen hatte. Auch dies wurde in höchster Vollendung exe-  
cutirt. Am zweiten Tage gab mir die Kapelle nach einer Vorprobe  
meiner Symphonie: „Irdisches und Göttliches im Menschenleben“  
ein Festdiner, welches fünf Stunden dauerte und überreich an  
Reden, Gesängen und Toasten war. Obwohl sehr erschöpft,  
mußte ich Abends in einer Musikparthie bei meinem alten Freunde  
H a u s m a n n noch zwei meiner Quartetten spielen und kam, wie  
auch die vorigen Abende, erst um zwei Uhr zur Ruhe. Am dritten  
war Vormittags die Generalprobe und Abends das Concert zum  
Besten der Armen, zu welchen mich der König nach Hannover  
hatte einladen lassen. Ich dirisirte die erste Hälfte, bestehend  
in der Ouvertüre und dem Duett aus „Jessonda“ und meiner  
Symphonie. Alles dieses wurde meisterhaft ausgeführt, be-  
sonders die Doppel-Symphonie, welche ich noch nie besser ge-  
hört habe, selbst nicht in London. Das kleine Orchester, von  
Joachim vorgespielt, bestand aus der Elite der Kapelle und  
war sehr vortheilhaft auf dem Theater placirt, so daß es sich  
sehr gut vom großen sonderte. Dieses bestand aus zwanzig  
Violinen, sechs Violen, fünf Violoncells und fünf Contra-  
bässen, und contrastirte daher schon durch seine imposante Kraft  
in dem sonoren und nicht übermäßig großen Theater, mit dem  
Solo-Orchester auf der Bühne. Der Effect war sehr befriedigend.  
Das Orchester ist aber auch in der That sehr vorzüglich, be-  
sonders in den Saiteninstrumenten. Die Harmonie zählt zwar  
ausgezeichnete Virtuosen, ist aber im Ensemble weder so gleich  
im Ton, noch so rein in der Intonation, wie die unsrige. Den  
zweiten Theil des Concerts dirisirte Fischer. Er bestand in



der Ouvertüre zu „Gurvanthe“, dem Beethoven'schen Violin-Concert mit neuen Joachim'schen übermäßig langen, sehr schweren, aber undankbaren Cadenzen und einigen Nummern aus „Lohengrin.“ Das Concert war überfüllt und muß der Armenkasse eine bedeutende Summe eingetragen haben. — Am andern Morgen vor der Abreise überreichte mir die Kapelle durch eine Deputation der ausgezeichnetsten Mitglieder einen Taktirstab, der so reich und geschmackvoll ist, wie ich noch keinen ähnlichen gesehen habe. Wie ich später erfuhr, hat ihn der König machen lassen und der Kapelle zur Uebergabe an mich geschenkt. Er besteht aus einer zierlichen cannelirten Säule von Elfenbein mit einem goldenen Griff, reich mit farbigen Steinen besetzt und oben mit einer ähnlichen goldenen Verzierung, in einen Knopf endend, ebenfalls mit kleinen Steinen besetzt. Das Ganze ist äußerst geschmackvoll und hat an dem Griff die Inschrift in erhabenen Buchstaben: „Die Königl. Hannoversche Kapelle dem Generalmusikdirector Dr. Spöhr am 31. März 1855.“ Der Kurfürst, der sich das Kunstwerk zur Ansicht holen ließ, ist, wie mir bei der Zurückgabe erzählt wurde, sehr ungehalten darüber gewesen, daß es in der Inschrift nicht heißt „dem Kurfürstlichen Generalmusikdirector“, und hat gemeint, wer wisse nun in der Zukunft, daß das sein Generalmusikdirector gewesen?“ (c. \*).

Der erste Eindruck bei Spöhr's Rückkehr von Hannover war abermals ein freudiger, indem er zu Hause ein in seiner Abwesenheit eingetroffenes Telegramm folgenden Inhalts vorfand: „Insbred, den 27. März 1855, 10 Uhr 10 Min. Nachts. Hun-

---

\*) Der hier mit unverkennbarer Befriedigung so genau beschriebene Taktirstab gab ein würdiges Seitenstück zu einem nicht minder kostbaren und geschmackvollen, den Spöhr einige Zeit früher von seinem treuen Schüler F. Böhm aus Holland zum Geschenk empfing. Solche sinnvoll gewählte und zugleich ächt künstlerisch ausgeführte Ehrengeschenke, machten ihm stets große Freude, und er pflegte gern einem jeden, in der dazu eigenbs angeschafften großen Etageré, den passendsten Platz selbst auszusuchen.

dertfünfzig Dilettanten zu Innsbruck, welche so eben „Jessonda“ unter rauschendstem Beifall aufführen, bringen dem Meister ein begeistertes Hoch.“ Die weiter eingesandten Berichte aus Innsbruck erzählten dann ausführlicher, „wie die Oper im dortigen Nationaltheater dreimal bei überfülltem Hause zum Besten des Armenfonds auf eine alle Erwartungen übertreffende Weise von Gesangs- und Musik-Dilettanten aufgeführt worden“, wobei zugleich „die Hoffnung der dortigen Kunstfreunde ausgesprochen wurde, noch im Laufe des Jahres den hochgeehrten, greisen Compositenr in ihren Bergen begrüßen, und die classische Oper unter seiner eignen Leitung nochmals hören zu können.“

Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung, weil die diesjährigen Reisepläne in entgegengesetzter Richtung, nach Norden führten. Zunächst nach Hamburg, das Spohr seit dem großen Brand 1842 nicht besucht, und deshalb lebhaftes Interesse hatte, zu sehen, wie es seitdem in neuer Pracht wieder erstanden war. Vollständig befriedigt in diesen Erwartungen, ward ihm zugleich die Freude, viel liebe Bekannte, darunter namentlich die befreundete Familie Grund, dort wieder zu sehen, und durch manch gelungene musikalische Produktionen in engeren und weiteren Kreisen überrascht zu werden. — So nahe der Schwesterstadt Lübeck, an der seine Gattin noch immer mit ganzer Seele hing, und für deren biedere Bewohner auch er seit dem Besuch im Jahre 1840 eine Vorliebe hatte, war es natürlich, daß Beide sich sehnten, auf der inzwischen neu erstandenen Eisenbahn einen Abstecher dorthin zu machen. Wohl waren seit den fünfzehn Jahren wieder manche der früheren Freunde zur ewigen Heimath eingegangen, — doch lebte noch der ehrwürdige alte Lehrer, und brachte dasselbe warme Herz der einstigen Schülerin und ihrem hochberühmten Gatten entgegen. Fast achtzig Jahre alt, hatte er sich kürzlich in Ruhe gesetzt, aber das von ihm so lange segensreich geleitete Institut blühte in demselben Geiste unter seinem würdigen Sohne Dr. Ad. Meier fort, — und freudig bewegt

weilte Spöhr mit seiner Frau in den ihr so heiligen Räumen, wo Beiden die liebevollste Aufnahme ward. — Da auch die musikalischen Interessen trefflich vertreten waren durch den Kapellmeister Hermann, einen früheren Schüler und treuen Anhänger Spöhr's, so eilten die Tage in heiterm Zusammenleben mit alten und neuen Freunden dahin, und zu schnell nur war deren letzter herangebrochen, der noch mit einer erfreuenden Ueberraschung für Spöhr und seine Gattin schließen sollte, worüber ein Brief von dieser in folgenden Worten Kunde gab: „Abends gegen 9 Uhr fiel uns auf den sonst stillen Straßen eine ungewöhnliche Lebendigkeit auf, die dann mehr und mehr zunahm, bis endlich wohl so ziemlich die ganze Einwohnerschaft Lübeds zusammen war, dicht gedrängt, so weit man in die vier sich da kreuzenden Straßen hinein sehen konnte, — um Spöhr eine großartige Huldigung darzubringen. Es war ein schöner Anblick, diese von hunt schimmernden Laternen beleuchtete endlose Menschenmasse, die nun, noch ehe ihre Musik begann, mit glänzenden Fahnen und weißen Tüchern wehend, die donnerndsten Hock's heraufschallen ließ, was für uns doppelt ergreifend war, da zu gleicher Zeit mit jenem lauten Jubel von draußen sich eine zarte Scene in unserem Zimmer ereignete: Herein trat Dr. Meier mit einem hübschen, weißgekleideten jungen Mädchen, die er als jetzige erste Schülerin der Anstalt vorstellte, und die, während er Spöhr den Lorbeerfranz auf's Haupt setzte, mir ein reizendes Rosenbouquet aus unserm ehemaligen Gärtchen in der Johannisstraße überreichte. An demselben steckte ein Zettelchen mit den einfachen, für mich aber höchst rührenden Worten: „Lübeds Garten, den Sie einst den Ihren nannten, sendet Ihnen seine schönsten Rosen, Ihrem Gatten den Lorbeer!“ Diese hübsche, zarte Idee, die ganze Zusammenstellung und gerade Alles in dem einen Moment, machte einen Eindruck, den ich nimmer vergessen werde. Die nun folgende Musik wurde von sämtlichen Vokal- und Instrumental-Vereinen Lübeds ausgeführt, und brachte

mehrere Stücke aus Spohr'schen Opern. Nicht nur unten wurden begeisterte Reden gehalten, sondern es kam auch noch eine Deputation herauf, und lange dauerte es, ehe der Lärm und Jubel endete und der Menschenknäuel sich allmählig auseinander wickelte. Wir aber wurden hinunter in den Speisesaal zum Festsupper geführt, wobei Spohr durch eine Menge beziehungsreicher Toaste abermals gefeiert wurde.“ . . .

Nach kurzen Besuchen bei den Brüdern in Braunschweig und Gandersheim eilte Spohr dann vor Mitte Juli nach Cassel zurück, da er schon seit Jahren sich sehnte, einmal die volle Pracht der Rosenblüthe in seinem eignen Garten ruhig zu genießen, während diese in der Regel bei der Rückkehr von der Ferienreise schon den späteren Sommerblumen Platz gemacht hatte. In der That erfüllte die beim Eintritt in sein Gärtchen ihm entgegenstrahlende Rosenfülle ihn mit solchem Entzücken, daß er beschloß, von nun an jeden Sommer einen Theil der Rosenzeit in Cassel zuzubringen, was denn auch bis an sein Ende ausgeführt wurde. Verstand er es doch auch, wie wohl Wenige, die einfachsten Naturfreuden mit kindlicher Hingebung froh zu genießen, was Jeder erkennen konnte, der Gelegenheit hatte, ihn zur Sommerszeit schon früh Morgens mit strahlendem Gesichte am Arm seiner Frau seine kleine Besitzung durchwandern zu sehen, über jedes neu aufgegangene Blümchen, jede frische Knospe, über den Vögelgesang, die milde Luft oder den blauen Himmel in jubelndes Entzücken ausbrechend! —

Im Laufe des Jahres 1855 schrieb Spohr sein 33stes Violinquartett (Op. 152, Leipzig bei Siegel) und drei große Duette für zwei Violinen (Op. 148, 150 und 153, Leipzig bei Peters), welche letzteren er den Brüdern Alfred und Henry Holmes aus London dedicirte. Wohl hätte er auch sein Werk keinen besseren Händen zu würdiger Ausführung und Weiterverbreitung übergeben können, denn obgleich die jungen Künstler nie seinen persönlichen Unterricht genossen, so waren sie doch durch

das eifrige Studium seiner Violinschule so ganz in den Geist seiner Compositionen und seiner Spielweise eingedrungen, daß Spohr bei seinem letzten Aufenthalt in England schon seine herzlichste Freude daran hatte, seine älteren Violinduetten von den beiden talentvollen Knaben mit wahrer Meisterschaft vortragen zu hören; und als sie dann einige Jahre später auf einer Kunstreise auf dem Continent auch Cassel besuchten, erregten sie, wie Spohr selbst brieflich darüber berichtete, „durch ihr treffliches Spiel aller Orten die größte Sensation und entzückten namentlich durch das höchst vollendete und überraschende Zusammenspiel seiner Duetten und Concertanten.“

Im Frühjahr 1856 erhielt Spohr ein Schreiben von einem ehemaligen Schüler, Kapellmeister Kiel in Detmold, worin ihn derselbe auf den Wunsch seines Fürsten ersuchte, Lieder für eine Baritonstimme mit Clavier- und Violinbegleitung zu componiren; wenn gleich anfangs zweifelnd, ob solche Zusammenstellung mit einer tiefen Männerstimme geeignet sein werde, so interessirte ihn doch der Versuch und er schrieb binnen kurzer Zeit eine Sammlung von sechs Liedern der gewünschten Gattung, woran er selbst dann große Freude fand. Zunächst gab er dieselben noch im Manuscript seinen musikalischen Freunden im eignen Hause zu hören, wobei er die etwas schwierig ausgefallene Violinpartie selbst ausführte, während er die Gesangsstimme dem früheren Concertsänger Heinrich Dsthoß übertrug, welcher seit einigen Jahren als Musiklehrer in Cassel angestellt und in allen musikalischen Kreisen eingebürgert, durch den ausdrucksvollen Vortrag Spohr'scher Gesangsstücke geistlichen und weltlichen Inhaltes besonders excellirte. Auch in Detmold wurden die neuen, dem Fürsten dedicirten Lieder sehr beifällig aufgenommen und von demselben, wie sein Kapellmeister berichtete, täglich mit erhöhtem Wohlgefallen gesungen. Als Spohr dann bald nachher das erste gedruckte Prachtexemplar (Luchardt in Cassel, Op. 154) dem kunstsinrigen Fürsten zusandte, sprach dieser in einem eigenhän-

digen Dankschreiben u. A. die Versicherung aus, „daß das große Vergnügen, welches die schönen Lieder ihm schon jetzt gewährten, noch erhöht werden würde, wenn sich ihm eine Gelegenheit darböte, dieselben einmal unter Spohr's eigener Begleitung vorzutragen zu können.“ Dem verbindlichen Schreiben war zugleich ein werthvolles Andenken beigelegt, eine Tuchnadel, in deren sinnig gewählten Emblemen — ein grüngoldenes Eichblatt mit goldgefaßter Perlen-Eichel — Spohr die ehrende Würdigung „seines ächt deutschen Wirkens als Künstler und Mensch“ freudig erkannte.

Die ersten Wochen der Sommerferien verwendete Spohr zu einer höchst befriedigenden Erholungsreise nach Dresden, der sächsischen Schweiz und Prag, worauf er dann nach kurzer Rast in seinem eignen blumentreichen Garten, eine zweite Reise antrat, zu welcher ein enthusiastischer Musikfreund Rechtsanwalt Haushalter in Wernigerode zunächst die Veranlassung gegeben. Dieser hatte schon längst gewünscht, Spohr's persönliche Bekanntschaft zu machen, und ihn deshalb auf's dringendste zum Besuch in seinem Hause eingeladen, worauf Spohr um so lieber einging, da diese Reise ihm Gelegenheit gab, die von der Jugendzeit her ihm noch so liebe Harzgegend wiederzusehen. Auf der Hinreise verweilte er einige Tage in Braunschweig, um dem dortigen großen Sängerfeste beizuwohnen, das ihm auch manch schönen musikalischen Genuß gewährte, obwohl er im Allgemeinen, vom künstlerischen wie vom socialen Standpunkte aus, kein Freund der ausschließlichen Männer-Gesangsfeste war. Wenngleich nur als Zuhörer anwesend, ward er dennoch alsbald von den sämtlichen Vereinen zum „General-Gesangmeister“ jubelnd ausgerufen und als solcher zum Mittelpunkt und König des ganzen Festes erkoren, an dessen mannichfachen Freuden er dann fröhlich Theil nahm. Die heiterste Stimmung begleitete ihn auch auf der Weiterreise nach dem schön gelegenen Wernigerode, in das Haus des neuen Freundes Haushalter, in dessen Familie

er nebst seiner Frau mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Wie überraschend aber war es, nun auch an diesem Orte, wo er nur einen ländlichen Aufenthalt in schöner Natur erwartete, ein förmliches Musikfest zu seiner Ehre vorbereitet zu finden, zu dem nicht nur bedeutende Kräfte aus den benachbarten Städten zur Verstärkung eingeladen, sondern auch manche musikalische Notabilitäten von weiter hergekommen waren, darunter List aus Weimar mit seinem Schüler Taubig, Martull aus Danzig, Dr. Zander aus Königsberg u., in deren Gesellschaft täglich interessante Ausflüge in der herrlichen Umgegend gemacht wurden, wo namentlich eine Parthie nach der Roßtrappe einen unvergeßlich schönen Eindruck bei Spohr zurückließ. Nicht minder große Freude gewährte ihm das Musikfest selbst. Schon in der Probe mit einem dazu (von dem ebenfalls anwesenden Kapellmeister Tschirch) eigends componirten Chorgesang begrüßt, ward ihm ein silberner Taktirstab überreicht, mit der Bitte, seine Fessondadubertüre damit selbst zu dirigiren, welchem Gesuch er dann bereitwillig unter allgemeiner jubelnder Anerkennung willfahrte. Unter den zahlreichen sehr gelungenen musikalischen Vorträgen erfreute er sich besonders an den vom Queblinburger Gesangverein unter dessen Director Wacker mann trefflich ausgeführten Chor- und Solosägen aus dem „Fall Babylons“, so wie an seinem vierstimmigen Liede: „dem Schnee, dem Regen“, dessen präciser ausdrucksvoller Vortrag solche Sensation machte, daß es stürmisch da capo verlangt wurde. So gingen unter Natur- und Kunstgenüssen die Tage fröhlich hin; selbst in Wäldern und auf Bergen erschallte Musik, und Abends bei später Rückkehr von ländlichen Parthien ward Spohr noch durch Serenaden der verschiedenen Liedertafeln, so wie des rühmlich bekannten Blankenburger Hornquartetts überrascht.

Noch im Laufe des Sommers ereigneten sich mehrfache Veränderungen in Spohr's dienstlichen Verhältnissen. Ein schon im Frühjahr eingetretenes bedauerliches Zerwürfniß zwischen der

Hoftheater-Intendanz und dem bisherigen zweiten Kapellmeister Bott, wobei Spöhr vergeblich nach beiden Seiten auf eine friedliche Ausgleichung hinzuwirken gesucht, hatte nämlich zu seinem großen Leidwesen schließlich Bott's Abgang von der kurfürstlichen Hofkapelle zur Folge. Da es für Spöhr keineswegs erfreulich war, die seit Jahren gehabte Erleichterung in seinen Dienstgeschäften nun wieder entbehren zu müssen, so konnte es ihm nur erwünscht sein, zu hören, daß eine anderweitige Besetzung der erledigten Stelle beabsichtigt werde. Als er dann von der Ferienreise nach Cassel zurückkehrte, hatte man unter den zahlreich angemeldeten Bewerbern bereits einen vorläufig ausersehen und nach Cassel eingeladen, um zur Probe die Direction einer Oper zu übernehmen. Es war dies der beim Theater zu Mainz angestellte Kapellmeister Carl Reiß, von dessen ausgezeichnete Begabung als Dirigent Spöhr schon in der von ihm am 17. August geleiteten Generalprobe von Meyerbeer's „Nordstern“ sich genügend überzeugte. Da solches Urtheil sich dann auch bei der unter Reiß's Leitung am folgenden Abend stattfindenden Opernvorstellung bestätigt fand, so wurden die Unterhandlungen mit demselben weiter fortgesetzt und schon zu Anfang September trat er seine Stelle als zweiter Kapellmeister beim Casseler Hoftheater an, bei welcher Gelegenheit Spöhr an seinen Freund Lüder u. A. schrieb: „In Bezug auf meine Theatergeschäfte habe ich durch die Anstellung des neuen Kapellmeisters, der ein geschickter und thätiger Künstler ist, dieselbe Erleichterung wie früher wiedergefunden; ja, ich bin sogar noch einige fade und langweilige Opern mehr losgeworden, als während Bott's Hiersein“ etc. — An dem künstlerischen Eifer des jugendlichen Dirigenten hatte nun Spöhr seine wahre Freude, — und da kurz nach ihm auch dessen liebenswürdige junge Frau (geb. v. Babern aus Mainz) in Cassel einzog, wurden Beide von dem Spöhr'schen Ehepaare mit Herzlichkeit aufgenommen, und alsbald in dessen näheren Bekanntenkreis eingeführt.



Die durch die Anstellung des neuen Collegen gewonnene größere Muße benutzte Spohr zunächst zum Componiren, wozu trotz seines vorgerückten Alters die Lust und Liebe noch nicht erkaltet war. Mochten ihm die musikalischen Ideen auch nicht mehr so leicht zufließen und zu erwünschter Form sich gestalten lassen, wie in früheren Jahren, und äußerte er selbst auch mitunter Zweifel, ob seine späteren Werke sich ebenbürtig den früheren anreihen möchten, so wurde von anderer, oft ganz unerwarteter Seite her fortdauernd auch seinen neuesten Compositionen enthusiastische Anerkennung zu Theil, die ihn immer wieder ermunthigte, in schaffendem Wirken fortzufahren. So erhielt er namentlich in dieser Zeit wiederholte Zuschriften von einem Wiener Musik-Enthusiasten (Fr. Winter), welcher, obgleich persönlich ihm völlig unbekannt, von einem, in seinem Hause stattfindenden Quartettzirkel berichtete, wo „seit Jahren einstimmig nur der gefeierte Name „Spohr“ und seine herrlichen Schöpfungen ertönen“, wobei dann noch speciell gerade über seine beiden neuesten Quartetten geäußert wurde: „Als wir am jüngstverfloffenen Quartettabend Ihr letztes herrliches Quartett Nr. 32 spielten mit dem wunderbar ergreifenden Adagio in C-moll, und dem so jugendfrischen, geistprühenden Scherzo, dessen Trio allein schon ein Meisterwerk von selbstständiger Melodienführung in den Mittelnstimmen ist, konnten wir nicht länger unsere Bewunderung und Verehrung zurückhalten, und beschloßen, Ihnen brieflich den Ausdruck derselben darzulegen“ ic. In einem weiteren Schreiben heißt es über das 33ste Quartett: „Wie entzückend schön ist auch diese Ihre jüngste Schöpfung, welche bisher an jedem Quartettabend uns auf's Neue mit Bewunderung und Dank gegen Sie erfüllte! Wie gerne möchte ich in die detaillirte Schilderung der einzelnen Sätze, wie z. B. des reizenden ersten Satzes, des harmoniereichen, ergreifenden Adagio, und des neckisch-muntern, geistprühenden Scherzo mit dem wundervollen Trio u. s. w. eingehen“ ic. . . . Aufgemuntert durch diese und ähnliche erfreuliche

Mittheilungen beschloß Spohr nun, abermals ein Quartett (sein 34stes) zu schreiben, womit er gleich nach dessen Beendigung den Wintercursus seines noch immer fortbauernnden Quartettfränzchens eröffnete. Obgleich die neue Composition den Mitwirkenden, wie den Zuhörern, überaus frisch und ansprechend erschien, so fand er sich selbst doch so wenig davon befriedigt, daß er nach einigen immer wieder verworfenen Abänderungsversuchen das ganze Quartett als mißlungen bei Seite legte, und erst nach Jahresfrist ein anderes, von jenem völlig verschiedenes, unter derselben Nummer an dessen Stelle setzte. Bei der ersten Ausführung im Quartettfränzchen sagte ihm das neue Musikstück auch ganz gut zu, bald nachher aber schien es ihm abermals mancher Verbesserungen zu bedürfen, und da ihm solche nicht nach Wunsch gelingen wollten, so gesellte er, schmerzlich resignirt, die seinem Innern noch vor-schwebenden Ideen nicht mehr genügend ausführen zu können, — das neu erstundene 34ste Quartett dem bereits von ihm verworfenen zu, mit dem gegen seine Frau ausgesprochenen Wunsche, daß beide niemals der Deffentlichkeit übergeben werden möchten. Ein gleiches Urtheil verhängte er auch über eine kurz zuvor componirte Symphonie, welche nur einmal, unter Zuziehung weniger, ihm nächststehender Musikfreunde, von der Kasseler Hofkapelle in einer Probe ausgeführt worden. Ungeachtet der darin enthaltenen mannichfachen Schönheiten und neuen Gedanken, schien sie ihm jedoch nicht geeignet, die stattliche Reihe seiner früher geschriebenen Symphonien würdig zu beschließen, und so wurde durch ihn selbst, diese — seine zehnte — Symphonie, zwar nicht zur Vernichtung, aber zu ewiger Verborgenheit verurtheilt.

Um diese Zeit ereignete sich ein verdrießlicher Vorgang, der, obgleich für Spohr eigentlich ohne weitere Bedeutung, doch hier wohl nicht unerwähnt bleiben darf, da derselbe in allen musikalischen Blättern zu wiederholter Besprechung Veranlassung gegeben. Seit längeren Jahren bereits Mitglied der in Leipzig bestehenden Bach-Gesellschaft, war Spohr nämlich jetzt im Ma-

men des Comité's von Freundeshand aufgefordert, auch der neu zu gründenden Händel-Gesellschaft beizutreten, worauf er indessen auf gleichem Wege, nicht officiell, unter Anführung mehrfacher Gründe ablehnend antwortete. Einige Zeit nachher wurde er von seinen musikalischen Freunden auf einen Artikel in den „Signalen“ aufmerksam gemacht, worin es hieß, er habe auf die an ihn ergangene Aufforderung geantwortet: „Da mir Händel noch unausstehlicher ist als Bach, so muß ich das ablehnen.“ Obgleich er sich den Wortlaut der damals gegebenen Antwort nicht genau erinnerte, so konnte er in dem Angeführten jedenfalls nur eine häßliche Entstellung der von ihm gebrauchten Ausdrücke erkennen, und er schrieb daher in dieser Angelegenheit an Hauptmann: „So wenig ich sonst beachte, was in den Musikzeitungen steht, so hat mich doch der von Ihnen erwähnte Artikel sehr geärgert, weil es nur eine hämische Verdrehung der Ihnen gegebenen Antwort sein kann, da außer mit Ihnen ich mit Niemand über die Angelegenheit ein Wort weder mündlich noch schriftlich gewechselt habe. Es wäre daher wohl natürlich, daß Sie sich bei dem Redacteur der „Signale“, der den Artikel zuerst gebracht hat, einfach erkundigten, wer ihm meine Antwort so entstellt mitgetheilt habe, und von ihm verlangten, daß er sie widerrufe und berichtige. Sollte es Ihnen aber unangenehm sein, so bin ich auch der Meinung, daß die Sache nicht wieder aufgerührt, und lieber der Vergessenheit übergeben werde, da ohnehin kein vernünftiger Mensch glauben wird, daß ich so, wie der Artikel besagt, geantwortet haben könnte. Nur wünschte ich, daß wenigstens Gervinus durch Sie gelegentlich erführe, daß ich so nicht geantwortet habe, da mir an dessen guter Meinung allerdings gelegen ist.“ Und wahrlich, wer irgend Gelegenheit gehabt zu sehen, wie Spohr in dem von ihm gestifteten Gesangverein eine lange Reihe von Jahren hindurch fast sämtliche Händel'sche Oratorien immer von Neuem vorzugsweise zu den Vorträgen wählte und mit Ausrufen bewundernden Entzückens begleitete, --

wie er keine Mühe scheute, um bei nicht allzu glänzenden Gesangeskräften dennoch zu wiederholten Malen die schwierige Passionsmusik von Bach am Charfreitag zu würdiger öffentlicher Auf-  
führung zu bringen, — wer das Alles mit erlebte, dem konnte es wohl nicht zweifelhaft bleiben, daß der seinen Ablehnungsgründen entnommene Mangel an Interesse keinesfalls auf die ihm größtentheils längst bekannten hochgeschätzten Meisterwerke selbst bezogen werden durfte, sondern nur auf den eignen Besitz jener umfangreichen Partituren, zu deren Studium er, nachdem er bereits in's Greisenalter getreten, allerdings nicht mehr geneigt sein mochte.

Im Sommer 1857 benutzte Spohr seine Ferienzeit zu einer Reise nach Holland, das seiner Erinnerung von früheren Besuchen her noch in freundlichstem Lichte vorschwebte, daher er längst gewünscht hatte, in Gesellschaft seiner Frau das ihr noch fremde, durch so manche Eigenthümlichkeit ausgezeichnete Land einmal wieder zu bereisen. So wenig er dabei in solcher Jahreszeit auf irgend welche musikalische Genüsse gerechnet hatte, so sehr war er erfreut, gleich am ersten Abend bei Verhulst in Rotterdam in einem zahlreichen Kreise von Künstlern und Kunstfreunden mehrere Quartette von seiner und Verhulst's Composition vortragen zu hören, wobei der ihm von früher befreundete Geiger Tours die erste Stimme mit großer Virtuosität ausführte. Von Rotterdam aus begleitete die Reisenden auf ihrer weiteren Fahrt durch Holland ein ehemaliger Spohr'scher Schüler, Musikdirector Böhm aus Dortrecht, der seine von Jugend auf bewiesene wahrhaft rührende Anhänglichkeit an den verehrten Meister auf's Neue dadurch be-  
thätigte, daß er nicht müde wurde, demselben jegliche Sorge und Beschwerde des Reisens im fremden Land zu erleichtern und auf sich zu nehmen. Den Anordnungen des trefflichen Reisemarschalls, wie Spohr ihn scherzhaft zu nennen pflegte, willig folgend, konnten die Reisenden nun in verhältnißmäßig kurzer Frist sich der reichen Sehenswürdigkeiten in den bedeutenderen Städten Hollands erfreuen, worauf dann noch von Amsterdam aus eine weitere

Fahrt nach dem jenseits des „V“ gelegenen Theil von Nordholland unternommen wurde. Die Fremdartigkeit der ganzen Gegend, die von zahllosen Kanälen und Seen durchschnittenen Wiesen mit weidendem Vieh, die vielen Hunderte von zierlich bemalten Windmühlen, der lachend blaue Himmel, und das leichte Dahinrollen auf prächtiger, gleich einem Parketboden glatt gepflasterten Chaussee, kurz die ganze reizende Fahrt, so wie deren interessante Zielpunkte, die berühmten Orte: Saardam und Broek, gewährten eine Reihe der anmuthigsten Bilder, die jegliche Erwartungen übertrafen und insbesondere Spohr in die heiterste Stimmung versetzten.

Bis Utrecht geleitete der treue Begleiter Böhm die Reisenden zurück, sie dort abermals in guten Händen im gastlichen Hause eines dankbaren Spohr'schen Schülers, des Musikdirectors Kufferath zurücklassend, der ihnen einige höchst vergnügte Tage bereitete. Da die an prächtigen Landstegen und weiten Parkanlagen reiche Umgegend von Utrecht Veranlassung zu genügsamen Spaziersfahrten mit der Familie darbot, und auch die musikalischen Guldungen für Spohr — ein schnell arrangirtes Orgelconcert des Domorganisten Nieuvenhuisen, so wie am Abend eine großartige Fackelmusik — nicht ausblieben, so reichten sich die Eindrücke auch dieser Tage freundlich den vorhergegangenen an.

Auf der Rückreise verweilte Spohr noch einen Tag in Cöln, wo Kapellmeister Hüller schnell ihm zu Ehren ein glänzendes Diner mit darauf folgenden höchst interessanten Musikvorträgen in seinem Hause veranstaltete. Hüller selbst spielte mit großer Bravour eine von ihm neuerlich componirte Claviersonate von enormer Schwierigkeit; auch gab auf Spohr's ausdrücklichen Wunsch der junge Componist Max Bruch, der kurz zuvor durch seine Preisarbeit das Stipendium der Frankfurter Mozartsstiftung erlangt hatte, einige Nummern aus der von ihm componirten komischen Oper: „Scherz, List und Rache“ zu hören, die allgemeine Zustimmung, insonderheit aber auch Spohr's lebhaften Beifall

fanden. Noch am späten Abend folgte dann eine musikalische Ueberraschung, indem der berühmte Kölner Männergesangsverein sich in aller Stille im Gasthof versammelte und, seine schönsten Lieder vor der Thüre des geehrten Gastes anstimmend, denselben durch meisterhaften Gesang so wie durch eine mit begeisterten Ausrufungen begleitete, ehrende Anrede des Professors Bischof hoch erfreute.

So kehrte denn Spohr in jeder Hinsicht befriedigt von der Reise nach Cassel zurück, wo er neu gekräftigt und erfrischt sich mit gewohntem Eifer und Interesse seinen, durch die Theilung mit dem jungen thätigen Kollegen wesentlich verringerten Berufsgeschäften widmete. Schon damals tauchte indessen hier und da das Gerücht auf, man gehe damit um, ihn in Ruhestand zu versetzen; als er aber von befreundeter Seite hierauf aufmerksam gemacht und ihm an Hand gegeben wurde, ob er nicht lieber zuvorkommen und seine Pensionirung selbst beantragen wolle, so erwiderte er mit großer Entschiedenheit: es geböten ihm Pflicht und Neigung, seine Berufsgeschäfte beizubehalten, so lange er dieselben genügend erfüllen könne. So blieb denn Alles beim Alten, bis ihm am 14. November wider Wunsch und Erwarten nachstehendes kurfürstliches Rescript zuging:

„Nachdem Wir den General-Musikdirector und Hof-Kapellmeister bei Unserem Hoftheater Dr. Louis Spohr wegen vorgerückten Alters in den Ruhestand allergnädigst versetzt, ihm auch vom 1. künftigen Monats an eine jährliche Pension von 1500 Thaler aus Unserer Hofkasse bewilligt haben, so hat Unser Oberhofmarschall-Amt hiernach das Weitere zu verfügen. Cassel, den 12. November 1857. Friedrich Wilhelm.“

So schmerzlich nun auch Spohr hiervon berührt wurde, so wußte er mit der ihm eigenen Seelengröße sich über diesen Eindruck zu erheben und der Sache alsbald ihre guten Seiten abzugewinnen, in welchem Sinne er sich damals vielfach in Briefen an auswärtige Freunde aussprach, u. A. bei Beantwortung eines von Ka-

pellmeister Bott bald nachher in andern Angelegenheiten an ihn gerichteten Schreibens, worin er sagte: „Daß ich vom Kurfürsten, ohne mein Verlangen, in den Ruhestand versetzt worden bin, und daß er mich, trotzdem ich mir meinen Gehalt auf Lebenszeit ausbezungen hatte, mit 1500 Thaler pensionirt hat, scheint Du noch nicht erfahren zu haben. Es steht jedoch bereits, so wie auch die Beschreibung der Festivität, mit der ich zum letzten Mal die Fessonda im Theater dirigirte, in allen Zeitungen. Anfangs war es mir fatal, weil ich mich zum Dirigiren der wenigen Opern, die zuletzt noch meinen Antheil bildeten, noch vollkommen rüstig fühle. Bald aber lernte ich meine jetzige Freiheit erkennen und würdigen, und fühle mich nun sehr froh, in jedem Augenblick auf die Eisenbahn gehen und hinfliegen zu können, wohin ich will! Auch habe ich mir den Gehaltsabzug gefallen lassen, weil ich erfuhr, daß ich ohne einen neuen Proceß nicht die Auszahlung des vollen Gehalts würde erwirken können und weil es meinem Gefühle widerstrebte, ohne alle Geschäfte von meiner Seite den vollen Gehalt annehmen zu sollen, da ich auch mit Dreiviertel, mit Hilfe meines Ersparten, sehr gut auskommen kann!“ 1c.

Sobald Spöhr sein Pensionirungs=Rescript erhalten hatte, war es nun seine nächste Sorge, wie es mit dem in den nächsten Tagen bevorstehenden Abonnements=Concert, zu welchem er bereits mehrere Proben gemacht hatte, gehalten werden sollte, und er fragte am folgenden Morgen beim Hofmarschall v. Heeringen deshalb an, worauf er nachstehendes verbindliches Antwortschreiben erhielt: „Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich, im Verfolg unserer heutigen Unterredung ergebenst in Kenntniß zu setzen, daß, Ihrem Wunsche entsprechend, gar nichts im Wege steht, wenn sich das nächste Concert noch Ihres Directoriums zu erfreuen haben wird, daß ich jedoch diese Gelegenheit als einen letzten Abschied von Ihrem so ruhmreich geführten Amte nicht zu betrachten bitte, vielmehr ich dringend hoffe, daß Sie meinem Ersuchen, noch einmal zu diesem Zwecke Ihre schöne Fessonda

uns vorzuführen, entsprechen werden. Der ich stets mit aufrichtigster Hochachtung verbleibe Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebensster v. Seeringen."

Konnte nun Spohr unter den obwaltenden Umständen auch nicht so freudigen Muthes, wie sonst, zum Dirigirpult treten, so ging doch unter seiner Leitung das Concert trefflich von Statten, worauf dann wenige Tage nachher, am 22. November, die Aufführung der „Jessonda“ und eine damit verbundene solenne Abschiedsfeierlichkeit folgte, die freilich bei so unerwünschter Veranlassung allgemein wohl vorherrschend schmerzliche Empfindungen hervorrufen mußte. Auch mochte Spohr sich gern den trüben Eindrücken und Aufregungen dieser Tage bald entziehen wollen, denn schon am folgenden Morgen benutzte er die neu gewonnene Freiheit zu einem Ausflug nach Gattlenburg zu seinem Freund Lüder, und es mußte daher eine ihm noch zuge dachte feierliche Abschieds serenade der Hofcapelle bis nach seiner Rückkehr aufgeschoben werden, wo dann am Abend die sonst gewohnte trauliche Stille seines Gartens durch die lebensfrischen Klänge seines trefflich ausgeführten Notturmo's, und durch das donnernde „Hoch“ der bereits zuvor in lautlosem Schweigen versammelten Zuhörermenge in überraschender Weise unterbrochen wurde.

So hatte denn für Cassel Spohr's eigne Mitwirkung bei Oper und Concerten ihr Ende erreicht! Daß er dennoch, insonderheit den letzteren, nach wie vor sein wärmstes Interesse bewahrte, davon zeugen seine Berichte an auswärtige Freunde; so schrieb er unterm 22. December an Amtsrath Lüder: „Seit wir bei Ihnen waren, haben wir hier das zweite Abonnements-Concert gehabt! Es war dies das erste Concert in Cassel, welches ganz ohne meine Mitwirkung stattfand und welchem ich von Anfang bis zu Ende als Zuhörer beiwohnte. Es brachte sorgfältig eingeübte Musik: die beiden Finale aus „Zemire und Azor“ und aus „Coryanthe“; von Instrumental-Musik die Mozart'sche



C-dur-Symphonie mit der Fuge (Jupiter genannt). Von Concertsachen das Beethoven'sche Violinconcert mit den Joachim'schen Cadenzen, und ein Concertstück von Moscheles für zwei Pianoforte, „Hommage à Haendel“ genannt, von den Herren Reiß und Tivendell sehr genau und effectvoll gespielt. Den Anfang des Concertes machte eine Ouvertüre zu „Rosamunde“ von Schubert, eine Jugendarbeit von ihm, die aber recht ansprechend ist, und mir noch ganz neu war. Reiß hat sich wieder, sowohl durch das Arrangement, wie auch durch das sorgfältige Einüben der Musik viel Ehre erworben.“ Weiter wird dann in demselben Briefe berichtet: „Auch zwei Quartettparthien haben wir wieder gehabt, und ich freue mich, Ihnen melden zu können, daß es mit dem Geigen noch immer geht, nur muß ich mich allerdings einige Tage vorher vorbereiten, was in früheren Jahren nicht nöthig war!“ \*).

Der in dieser Zeit nochmals sich mächtig regende Drang zum Componiren einerseits, und die Sorge, dennoch nichts wirklich Gutes und Neues mehr hervorbringen zu können, andererseits brachten manchen peinlichen Kampf in Spohr's Innerm hervor, — bis er eines Morgens mit freudiger Miene zu seiner Frau in's Zimmer trat, ihr zu verkünden, daß er nun den richtigen Ausweg gefunden habe: ein Requiem wolle er schreiben, wozu schon die schönsten Ideen in seiner Seele auftauchten; er hoffe, dasselbe noch zu vollenden, und seinen zahlreichen Werken als würdigen Schlußstein anreihen zu können. In froher Begeisterung ging er nun gleich an die Arbeit, und schrieb die ersten

---

\*) Diese Quartett-Abende im Kreise weniger befreundeter Familien erreichten Spohr stets zu großer Freude. Alljährlich beim Herannahen des Winters war er zeitig darauf bedacht, sie wieder einzurichten, und pflegte meist im eignen Hause das Kränzchen alsdann zu eröffnen, so weh es ihm auch that, wenn oftmals durch den Tod inzwischen Lücken in dem Mitglieder-Kreise entstanden waren, worunter er namentlich zwei seiner Ältesten und treuesten Freunde, D. G. Direktor v. Schmerfeld und D. Hofmarschall v. d. Malsburg, die in den beiden letzten Jahren abgerufen waren, lange schmerzlich vermißte.

Säge binnen wenigen Tagen, dann aber sollte ihm auch diese Freude, so wie die noch kurz zuvor gerühmte am eignen Quartettspielen gestört werden, indem er am zweiten Weihnachtstag das Unglück hatte, bei seinem täglich gewohnten Weg nach dem Lesemuseum in der Abenddämmerung durch einen Fall auf der am Eingang befindlichen steinernen Treppe den linken Arm zu brechen. Die Heilung ging zwar über alles Verhoffen schnell und glücklich von Statten, und als er nach mehrmonatlicher Unterbrechung in gespannter Erwartung des Erfolgs die Geige wieder zur Hand nahm, um derselben die ersten Töne zu entlocken, so schien zunächst der Versuch auch ganz befriedigend auszufallen; bei den mit großer Ausdauer längere Zeit hindurch fortgesetzten täglichen Uebungen gewann er jedoch bald die leidige Ueberzeugung, daß der Arm die erforderliche Kraft und Elasticität nicht wieder erlangen werde, worauf er dann, als er auch hierin sich selbst nicht mehr zu genügen vermochte, abermals um eines seiner köstlichsten Lebenselemente ärmer geworden, trauernd die geliebte Geige zur Ruhe legte!

Inzwischen bot sich jedoch anderwärts mehrfach erwünschte Veranlassung für Spohr, seinen musikalischen Interessen nachzukommen und sich der Ausführung seiner größeren Werke zu erfreuen. So folgte er, kaum vom Armbruch wiederhergestellt, einer Einladung nach Magdeburg, zu der am Charfreitag stattfindenden Aufführung seines Passions-Oratoriums: „des Heilands letzte Stunden“, worüber er dann äußerst befriedigt an Amtsr. Lüder berichtete: „Orchester, Chöre und Sologesang waren gleich trefflich eingeübt und machten in der für den Klang sehr vortheilhaft gebauten Ulrichskirche einen wirklich himmlischen Effect. Besonders waren die Solostimmen, die größtentheils dem (Seebachschen) Gesangsverein angehörten, herrliche, wohlklingende und kräftige Dilettantenstimmen, die sich, von ihrem Director Mühl-ling angeleitet, ganz in den Geist der Composition hineingebacht hatten, und mich in der That ganz überraschten und entzückten!

Auch die Begleitung der Soloinstrumente bei der großen Arie der Maria im zweiten Theil war vortrefflich, da man den Harfenisten Grimm aus Berlin hatte kommen lassen, und die übrigen Soloinstrumente, Violine, Violoncell und Horn, zufällig bei dem Magdeburger Theater-Orchester durch Virtuosen besetzt sind.“ 1c.

In einem ähnlich berichtenden Briefe an Hauptmann vom 6. April, wo Spohr auch seiner weiteren Reisepläne erwähnt, äußert er dann ferner: „Ob diese Ausflüge alle wirklich stattfinden werden, ist noch nicht entschieden; wohl aber, daß ich für den Rest meines Lebens auf solche Kunstgenüsse beschränkt bin, da ich nun die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ich keine neuen größeren Werke mehr zu Stande bringen kann, denn leider ist auch mein letzter Versuch der Art mißglückt, und mein Requiem ein Fragment geblieben; allein da die Säge bis zum Lacrimosa dies illa, in welchem ich hängen geblieben bin, mir recht gut gefallen und manches neu und gut Erfundene zu haben scheinen, so werde ich es doch nicht vernichten, da ich später lieber einmal wieder ansetzen, und einen Versuch, es fertig zu bringen, machen will.“

Dieser Versuch, dem Spohr kurz nachher noch einen halben Tag in willenskräftiger Ausdauer widmete, blieb dennoch ohne Erfolg, und brachte ihn schließlich zu dem in schmerzlicher Ergebung ausgesprochenen Entschluß: das Componiren nun gänzlich aufzugeben, da er sich außer Stande fände, die ihm immer noch vorschwebenden musikalischen Gedanken zu klarer Gestaltung zu bringen. Am Schlusse des erwähnten Briefes heißt es noch: „Für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage danke ich herzlichst! Trotz meiner jetzigen Verstimmung über meine künstlerische Impotenz habe ich ihn noch ganz lieblich vergnügt verbracht. Dies war wohl eine Folge der glücklich vollbrachten Reise.“

Raum drei Wochen später begab sich Spohr denn auch schon wieder voll froher Erwartung auf die Reise, und zwar diesmal nach Bremen, wo Musikdirector Engel in seinem neuerdings gegründeten

Gesangverein es sich zur Aufgabe gestellt hatte, gleich bei dessen erster öffentlicher Aufführung Spohr's Oratorium: „der Fall Babylon's“ zu Gehör zu bringen, eine große Aufgabe, die dann in so würdiger Weise gelöst wurde, daß Spohr selbst sich auf's Höchste davon überrascht und ergriffen fühlte. Außer den trefflich eingeübten und mit dem Ausdruck wahrer Begeisterung ausgeführten Chören war es namentlich auch die Parthie des Cyrus, welche durch die klangreiche Stimme und den ausdrucksvollen Vortrag des Hofsängers Degele aus Hannover zu vollster Geltung gebracht wurde. Die begeisterte Stimmung, von welcher schon während der Aufführung Mitwirkende und Zuhörer sichtlich befeelt waren, fand ihren Ausdruck dann in Trinksprüchen und Reden auf Spohr und sein eben vernommenes Werk sowohl während des unmittelbar nachfolgenden Festmahls, wie auch bei dem Tags darauf für ihn veranstalteten Feste des dortigen Künstlervereins, dessen Feier mit einem ihn besonders erfreuenden Festgruß begann, worin nach der poetisch ausgeführten Aufzählung seiner größeren Werke nachstehende ansprechende Zeilen folgten:

„Wer schaut auf einen solchen seltenen Reichtum  
Mit Staunen nicht und mit Bewund'ung hin?  
Wem fällt mit Ehrfurcht sich die Seele nicht,  
Wenn mannigfache Bildung, edle Sitte,  
Wenn treue, feste, männliche Gesinnung,  
Die oft genug im Leben sich erprobte,  
Sich eng noch solcher Schöpferkraft vereint?

Und dieser Meister, der so Großes schuf,  
Der schon so oft mit seinen mächt'gen Klängen  
Uns hinriß, weil in unsrer Mitte heute,  
Wir sehen ihn zu unsrer Freud' und Nahrung  
Noch geistesfrisch und kräftig unter uns,  
Und neigen demuthsvoll vor ihm das Haupt.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,  
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt  
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“  
Mit diesem Spruch des Dichters, dessen Sängen  
Du Deiner Töne Zauber oft gefellst,  
Begrüßen wir mit tiefbewegter Brust

In unsrer Künstlerhalle Dich, o Spohr!  
 Nun word sie erst ein rechtes Heiligthum  
 Der Kunst, der treu wir unsern Dienst gelobten,  
 Und wir betreten sie mit größter Andacht,  
 Seit Du durch Deine Gegenwart sie weifest! 2c.

Dem „Festgruß“ folgte in trefflicher Ausführung Spohr's Quartett E-moll und sein Doppelquartett D-moll, worauf dann ein glänzendes Souper den Schlußstein des festlichen Abends, so wie des in allen Richtungen hochbefriedigenden Bremer Aufenthaltes bildete.

Für Anfang Juli hatte Spohr eine Einladung nach Prag, wo das fünfzigjährige Jubiläum des dortigen Conservatoriums durch drei große Musikaufführungen — darunter auch seine Oper „Jessonda“ — verherrlicht werden sollte. Nach der am ersten Morgen vorausgegangenen kirchlichen Feier folgte Abends ein großes Concert im Theater. Dasselbe begann mit einer neuen Symphonie von Kittl, dem Director des Conservatoriums, welche, gleichwie die übrigen Ensemblestücke, von den im Institute befindlichen Schülern ausgeführt wurde, während zu den Solovorträgen sich auswärtige, ebenfalls dort ausgebildete Künstler, u. A. die berühmten Geiger Dreyschock und Laub, eingefunden hatten. Zum zweiten Abend hatte man, wie es in dem darüber berichtenden „Tagesboten aus Böhmen“ hieß, „nicht nur um den anwesenden berühmten Tonmeister zu ehren, sondern um den Abend jedem wahren Kunstfreunde zu einem wahren Festabend zu machen, „Jessonda“ von Dr. Louis Spohr zur Festvorstellung gewählt, und Prag hatte diesmal die Freude, den geistig noch frischen Greis sein Werk selbst leiten zu sehen“. . . „Als Spohr an das mit Lorbeer umzogene, und mit einem solchen Kranze gezielte Pult trat, empfing ihn der donnernde Jubel des massenhaft gefüllten, mit allen Notabilitäten der Kunst besetzten Hauses. Bei jedem schönen Momente, deren die reizende Jessonda, das noch nicht übertroffene Muster der deutschen lyrischen Oper, eine ununterbrochene Perlenkette ist, galt die freudige Acclamation erst

dem Meister, dann den Sängern. Nach dem zweiten Act rief der Enthusiasmus den greisen Londichter auf die Bühne, ebenso nach dem letzten Acte, wo ein neuer prachtvoller Lorbeerfranz dem Gefeierten zuslog. . . . Die Leitung des verehrten Meisters Spohr hat noch volle Rüstigkeit und Aufmerksamkeit für jedes Detail, sein Tactschlag ausgeprägte Eigenthümlichkeit" u. Das für den dritten Abend veranstaltete „concert spirituel“, dessen Hauptnummer die neunte Symphonie von Beethoven bildete, machte den Beschluß der eigentlichen musikalischen Feier; doch kam bei dem am folgenden Tage stattfindenden großen Festmahl noch eine Reihe außerlesener Musikstücke zur Ausführung, wobei man die Gelegenheit wahrnahm, sowohl durch den mit lauten Acclamationen aufgenommenen Vortrag der Jessonda-Duvertüre, wie auch in jeder sonst erdenklichen Weise Spohr, dem Nestor der zahlreich versammelten Kunstjünger, gleichsam als König des Festes zu huldigen. Nicht minder als all solche Auszeichnung erfreute ihn aber die mit freundlicher Zuvoorkommenheit an ihn gesandte Einladung zum Besuch des durch Mozart's längeres Verweilen geweihten Landhauses in der Nähe von Prag, wohin der gegenwärtige Besitzer, Herr Popelka, ihn selbst begleitete um ihn in die auch von Spohr als wahres Heiligthum betrachteten Räume, wo Mozart seinen „Don Juan“ componirte, einzuführen.

Weniger glücklich erging es Spohr auf der Rückreise hinsichtlich der Erfüllung eines langgehegten Lieblingswunsches. Seit Jahren hatte er nämlich vergebens danach gestrebt, die ihm nur im Clavierauszug bekannte Mozart'sche Oper: „Idomeneo“, deren Aufführung er in Cassel nicht durchzusetzen vermochte, auf auswärtigem Theater zu hören, und zu gleichem Zwecke auch jetzt schon im Beginn des Sommers, unabhängig von dem erst später zugesagten Besuch in Prag, eine Reise nach Dresden projectirt, da ihm — so äußerte er damals brieflich an seinen Freund Lüder — „bei der immer größeren Dürre auf dem modernen

Opern-Repertoire eine noch unbekannte Oper von Mozart ein viel zu wichtiges Ereigniß für sein Kunstbedürniß sei, als daß er nicht mit Freuden eine selbst noch weitere Reise darum machen sollte.“ Lange zuvor hatte er deshalb an den ihm befreundeten Kapellmeister Reißiger geschrieben, und glaubte nun endlich vor oder nach dem Prager Musikfest seine Hoffnung in Dresden verwirklicht zu sehen. Leider konnte jedoch wegen Abwesenheit der Hauptsänger die Oper abermals nicht zu Stande kommen, und so reiste er, einstweilen auf den Herbst vertröstet, von dort ab, den Weg nach Alexandersbad einschlagend, wo er während eines achttägigen vergnügten Aufenthaltes sich nach den Anstrengungen der vorhergegangenen Reise erwünschter Ruhe und Erholung erfreute.

War nun auch Spöhr höchst befriedigt und offenbar erfrischt von dieser abermals so schönen Reise heimgekehrt, so trat doch von da an immer häufiger jene trübe, nachdenkliche Stimmung bei ihm hervor, die früher seinem Wesen durchaus fremd gewesen. Er pflegte dann wohl zu seiner Frau, die vergeblich Alles aufbot, ihn zu erheitern, nach langem ernstem Schweigen zu sagen: er sei dies Leben müde, da er nichts mehr wirken könne, er habe ausgenossen, was das Erdenleben eben zu bieten vermöge, und namentlich eine so weit verbreitete Anerkennung und Liebe für seine Musik erlebt, wie er es kaum je hätte hoffen können, — nun wünsche er sehnlich sein Ende herbei, ehe Altersbeschwerden ihn völlig niederbrückten. Dennoch fühlte er sich immer wieder freudig angeregt durch die Aufforderungen zu neuen Reisen und Kunstgenüssen, wozu sich noch für den Herbst verschiedene eingefunden hatten, z. B. für September nach Wiesbaden zum mittelhheinischen Musikfest und für den October nach Leipzig zu Auführungen seiner eignen und anderer ihn besonders interessirender Werke im Gewandhaus-Concert, im Conservatorium und in der Kirche, — wo er dann wirklich an beiden Orten den zahlreichen Musikaufführungen mit ausdauernder Theilnahme und Freude

folgte, und daneben die in ausgedehntester Weise ihm dargebrachten Huldigungen mit froher Genugthuung hinnahm. Hatte auch sein sehnliches Verlangen, bei Gelegenheit dieser Leipziger Reise nun endlich auch in Dresden den „Idomeneo“ zu hören, abermals nicht erfüllt werden können, so war ihm dagegen eine große Freude durch die Zuborkommenheit der Frankfurter Theater-Intendanz bereitet, die nämlich auf seinen desfalls geäußerten Wunsch sogleich für den Tag seiner Durchreise von Wiesbaden die Oper „Medea“ von Cherubini ansetzte, deren classisch schöne Musik ihm dann einen hohen Genuß gewährte.

Da mit den abnehmenden Tagen und dem trüben Winterwetter die Schlaflosigkeit und Nervenaufregung während der langen Nächte, die auch in Leipzig ihn störend heimgesucht, von da an langsam aber bemerklich zunahm, und am Tage meist Abspannung und Mißbehagen zur Folge hatte, so wollte keine rechte Heiterkeit mehr bei ihm eintreten. — Kurz nach dem Besuch in Leipzig, wo ihn die Orchestervorträge unter Niek's trefflicher Leitung ganz besonders entzückt hatten, schrieb er an Hauptmann u. A.: „... Ich kann Ihnen nicht sagen, wie uns diesmal Alles, was wir von Musik in Leipzig hörten, gefallen hat. . . . Bei dem frommen Eindruck, den Ihre Motette am Sonntag auf uns machte, beneide ich Sie nicht wenig, daß Sie noch so rüstig fortarbeiten können, während ich mit allem Schaffen und Selbstmusizieren leider völlig am Ende bin! . . . Gestern bekam ich vom musikalischen Kritiker Zellner aus Wien die Nachricht, daß daselbst eines meiner Oratorien aufgeführt werden soll, und er lud mich Namens der Unternehmer ein, die Direction desselben selbst zu übernehmen. Vor einer Reihe von Jahren hatte der österreichische Verein die Absicht, meinen „Fall Babels“ als Musikfest in der kaiserlichen Reitschule zu geben; damals war aber selbst mit Hülfe Metternichs der Urlaub für mich nicht auszuwirken. Jetzt, wo ich abkommen könnte, muß ich, da ich invalide bin und die Reise zu weit und beschwerlich ist, von Neuem ver-



zichten. Ich werde daher ablehnen und mich mit kleineren Reisen in der guten Jahreszeit begnügen. Allein Kämpfe und Verstimmung sind bei solchen Gelegenheiten unausbleiblich! und so möchte man das Loos mehrerer persönlicher Bekannten beneiden, die in den letzten Tagen unerwartet gestorben sind. . . .“ Mit eben so schmerzlichen Gefühlen und nicht ohne innere Kämpfe schrieb Spohr den Absagebrief auf die in jener Zeit an ihn ergehende Einladung zum 100jährigen Handelsfest in Königsberg, wo er auferkoren war, den herrlichen „Messias“ und eines seiner eignen Werke zu dirigiren, und wo man beabsichtigte, „auf ihn, als einzig würdigen Repräsentanten des großen Handel, alle Liebe und Verehrung, die man Jenem nicht persönlich erweisen könne, — in aller Fülle und Wärme überströmen zu lassen“. — \*)

Da Spohr seit langen Jahren von der ganzen musikalischen Welt als oberste Autorität in Allem, was seine Kunst anging, anerkannt wurde, so verging selten ein Tag, wo nicht Anliegen, Anfragen und Bitten verschiedener Art, oft aus fernen Gegenden einliefen, die seine wahrhaft aufopfernde Gefälligkeit nie unberücksichtigt gelassen hatte, — die er aber nun, wenn auch schweren Herzens, mehr und mehr abwehrend, zurückweisen mußte. Einer Zuschrift jedoch mag hier erwähnt werden, die in besonders günstigem Moment eintreffend, noch einmal seine Lust zu einem letzten Compositionsversuch ansachte, der dann auch wirklich der allerletzte geblieben ist! Schon seit Jahren nämlich zu wiederholten Malen durch Herrn Chr. Schab, Herausgeber des deutschen Musen-Almanachs, in oftmals unwiderstehlichen Worten ersucht, kleine Lieder für denselben zu schreiben, hatte Spohr dann jedesmal

---

\*) Zu den mannigfachen Ehrenbezeugungen, welche Spohr auch noch in diesem, seinem letzten Lebensjahre zu Theil wurden, gehörte auch die Ernennung zum Ehrenmitglied der kurz zuvor gestifteten „musical Society“ in London. Eine bei dieser Veranlassung vorgenommene Zählung der schon vorhandenen Ehrendiplome ergab eine Anzahl von 38, worunter auch eins aus Newyork, aus Buenos-Ayres, aus Petersburg, aus Stockholm, zwei aus Rom und zwei aus Holland.

die Freude, daß solche willig gewährte kleine Gaben mit ganz außergewöhnlichem Beifall aufgenommen wurden. Noch im Herbst 1857, da er schon mit Bagen an die von Herrn Schab dringend gewünschte Composition des alten Liedes: „die verschwiegene Nachtigall“ von Walther v. d. Vogelweide ging, ward ihm in einem sehr poetischen Dankschreiben „die Bewunderung über die innige und sinnige musikalische Auffassung des schönen Liedes“ ausgedrückt und hinzugefügt: „Eine große Genugthuung ist es für ein deutsches Gemüth, zwei Meister seiner Nation, trotzdem sie über sechshundert Jahre auseinanderliegen, in einer so edlen, einfachen, harmonischen Form von Wort und Ton den reichen Schatz ihres Innenlebens fassen zu sehen u. s. w. . . .“ Jetzt nun, December 1858, ein halbes Jahr nachdem er sein unvollendetes Requiem als letzten Compositionsversuch bei Seite gelegt, erhielt er ein abermaliges Schreiben, mit den Worten beginnend: „Ihre verschwiegene Nachtigall, die in den dichten Lauben des vorjährigen Musen-Almanachs ihr klangreiches Nest gebaut, hat gerade um ihrer beredten Verschwiegenheit willen den lautesten Beifall bei der deutschen Nation gefunden. Wer auch noch wüßte seelenvollere Klänge anzuheben, wer bewegte ein deutsches Herz tiefer und reiner, als der liebe, treffliche Meister Spohr! Kein Wunder, wenn ich auch heuer wieder bei Ihnen anklopfe. Ich komme ja im Namen und im Auftrag von mehr als achtzig der besten deutschen Köpfe und Herzen, die mich als ihren Fahmenträger für eine edle, vaterländische Sache gutheißen. . . . Ich lege drei der schönsten Göthe'schen Lieder unmaßgeblich zur Auswahl vor und gebe mich der fröhlichen Zuversicht hin, daß eine oder andere von Ihrer Meisterhand in melodisches Gewand gehüllt zu sehen. . . .“ Und wirklich, schon am folgenden Morgen hörte seine Frau mit freudiger Rührung aus seinem Zimmer herübertönend die lang verstummten Klänge seines Claviers und seines immer noch so wohlklingenden Gesanges. Nach wenig Stunden dann kam er in froher Bewegung, sie zu holen, um ihr das neue Lied: „Herz,

mein Herz, was soll das geben“ von Göthe, sogleich vorzusingen, nachdem es in der Hauptsache schon fertig war, nur der Rhythmus und der Schluß sich noch nicht recht gestalten wollte und ihm noch länger zu schaffen machte. Als seine Frau, erfreut über das lebensvolle, schöne Lied, doch dabei die Bemerkung nicht unterlassen konnte, daß es sehr auffallende Aehnlichkeit mit Beethoven's Composition desselben Textes hätte, versicherte er, dieselbe nicht zu kennen, wenigstens durchaus keine Erinnerung davon zu haben, wünschte aber deren Herbeischaffung, um sich von der Aehnlichkeit selbst zu überzeugen. — Mit seinem eignen Liede war er nun ziemlich zufrieden und äußerte, gewiß mit Recht, daß es wohl ganz gute Wirkung machen werde, wenn nicht die Vortragenden, wie dies bei seinen Compositionen so oft geschähe, durch schleppendes Tempo es verdürben, eine Bemerkung, die deshalb charakteristisch ist, weil Spohr, so oft er auswärts oder nicht unter seiner eignen Leitung eingeübt seine Werke hörte, sich stets durch manches zu langsam darin genommene Tempo, nicht leicht aber durch ein zu rasches unangenehm berührt fühlte. Als nun das neue Lied von seiner Nichte Emma Spohr, die, mit schöner Stimme begabt, solche Lieder in den Familienzirkeln vorzutragen pflegte, — unter seiner Aufsicht einstudirt ward, sang er selbst in lebendigster Bewegung und fast athemloser Hast die drei, ohne Zwischenspiel sich aneinander schließenden Strophen ihr vor, um sie zu gleichem Vortrag zu ermuntern. — Nach wenigen Wochen aber, da ihm das Manuscript wieder zu Gesicht kam, erklärte er mit trauriger Miene das Lied für eine werthlose Arbeit, und bereute, es für den Druck im *Musen-Almanach* abgeschickt zu haben!

Als charakteristisch für seinen noch immer nicht rastenden Drang nach nuzensiftender Thätigkeit mag hier nur eines Umstandes erwähnt werden: Da er nach seinem Armbruch mit dem Aufgeben des eignen Violinspiels glaubte, auch als Lehrer seines Instruments nicht mehr genügen zu können, so hatte er damals

seine letzten Violinschüler, unbemittelte junge Leute, die er aus Menschenliebe und Kunstseifer bis dahin noch unterrichtet, — verabschiedet. Nun aber, im December 1858, tritt er nochmals als lehrender Wohlthäter auf, worüber er in einem Brief an Hauptmann äußert: „Um in der Kunst doch noch einigermaßen thätig sein zu können, habe ich angefangen, einem jungen Mädchen, die sich zur Clavierlehrerin ausbilden will, gratis Clavierunterricht zu geben. Wenn es darauf ankommt, der Schülerin etwas vorzuspielen, muß ich freilich meine Frau oder Schwägerin zu Hülfe rufen“ u.

\* \* \*

So war denn der diesmal besonders gefürchtete Winter, — sein letzter, — herbeigekommen! Nach einer schlaf- und ruhelosen, in höchst peinlicher Aufregung verbrachten Nacht nahm er am Neujahrsmorgen 1859 die Wünsche seiner Angehörigen und Freunde in ernster Schweigsamkeit an, — blickte aber immer noch hoffend auf einen „recht schönen Frühling und Sommer“ hin, den er dann theils daheim bei seinen lieben Blumen, theils auf kleinen Reisen noch einmal möglichst vergnügt zu verleben gedachte. Zu solchen, von den Freunden stets als „kleine Triumphzüge“ bezeichneten Reisen lagen längst wieder die lockendsten Einladungen von weit und breit her vor, von denen er freilich nur die leicht zu erreichenden noch annehmen konnte. Wenn er bei solchen Gelegenheiten in einem Anflug dankbarer Genugthuung wohl äußerte: „es kommt mir manchmal so vor, als wenn alle Welt nur darauf sänne, mir vor meinem Ende noch recht viel Freude zu bereiten,“ so folgte leider der traurige Zusatz: „es weiß aber Niemand, wie elend ich mich fühle, und kann Niemand meine Leiden von mir nehmen.“ — Mit fast krankhafter Ungebuld sah er nun zunächst dem Frühjahr entgegen, wo er auf die specielle Bitte des nunmehr zu Meiningen angestellten Hofkapellmeisters Jean F. Bött die Leitung eines daselbst zum Besten der Wittwen-Unterstützungs-kasse veranstalteten Concerts zugesagt hatte. Leicht und bequem ging dann in wenigen Stunden die Fahrt auf der

kaum eröffneten Werrabahn von Statten, und beim Empfang auf dem Bahnhof zu Meiningen erfreute sich Spohr besonders des Wiedersehens seiner beiden Lieblingsschüler Grund und Bott, die mit dem Ausdruck inniger Herzensfreude den verehrten Meister empfingen, und auch während der folgenden Tage nicht müde wurden, demselben in aller Weise ihre dankbare Liebe thätig zu beweisen. Gleich am ersten Abend war zur weiteren feierlichen Bewillkommnung eine großartige Fackelmusik veranstaltet, wobei unter Bott's Leitung Spohr'sche Weisen, von vierstimmigem Männerchor und voller Harmoniemusik abwechselnd ausgeführt, erklangen und zum Schluß, im Augenblick des jubelnd erschallenden „Hoch“, plötzlich eine in rothem Feuer erglänzende Sonne emporflammte und die ganze Menschenmasse weithin, so wie den gegenüberliegenden schönen Park magisch beleuchtete. Bei der Concertprobe am folgenden Abend fand Spohr alle Musikstücke durch Bott so sicher und seinen Intentionen gemäß eingeübt, daß er mit freudiger Zuversicht der Aufführung am andern Abend entgegensehen konnte, um so mehr, da die beiden Kapellmeister Grund und Bott sich eine besondere Freude daraus machten, unter ihres Meisters Leitung die seit Jahren nicht mehr innegehabten Plätze als mitwirkende Geiger im Orchester einzunehmen und demselben so die kräftigste Stütze zu verleihen. Ueber den Verlauf des Concerts selbst berichtet das „Meininger Tageblatt“ wie folgt: „Auf der Bühne war zwischen Palmen- und Lorbeergrün die kolossale Büste Spohr's aufgestellt, den Dirigentenpult hatten zarte Hände sinnreich mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt. Das überfüllte Haus erwartete mit gespannter Miene den großen Moment, der den berühmten Altmeister einführen sollte. „„Er kommt!““ . . . so flüsterte es durch die weiten Hallen und ein tausendstimmiges Jubelwillkomm begrüßte den Gefeierten. Wenige Minuten darauf hatte er den Stab zum Dirigiren ergriffen, — eine feierliche Stille trat ein, und einige Augenblicke nachher quollen die ersten Klänge von der Symphonie:

„die Weihe der Thne“ hervor. Alle Blicke waren auf den Restor der Tonkunst gerichtet, der das Bild des Olympischen Jupiters — *omnia supercilio moventis* — uns vergegenwärtigte. Alle darstellenden Mitglieder fühlten die große Stunde und leisteten Vollkommenes. Dieselbe Ruhe, die überall aus den Werken dieses Tondichters spricht, zeigte er uns auch in seinem Dirigiren. Kein Tacttheilchen ging verloren — allüberall war Dirigent, Kapelle und Künstler ein siegreiches Ganze, dem nach jeder Píece Triumphe zu Theil wurden. Der gefeierte Tondichter dirigitte neben seiner großartigen Symphonie noch fünf andere Werke von sich, und zwar mit so fester Hand, daß das überfüllte Haus von hoher Bewunderung tief ergriffen war.“ . . . Dieser Theil des Concerts, worin Spöhr zum letzten Male den Dirigentenstab führte, enthielt u. A. auch dessen Concertante in H-moll, die vom Kapellmeister Bött und Concertmeister Müller meisterhaft vorgetragen, ihm ganz besondere Freude machte, und zum Schluß folgte in sinniger Wahl die Ouvertüre zum „Berggeist“, womit vor 34 Jahren zu Cassel die Festvorstellung zur Vermählung des Herzoglichen Paares eröffnet worden. Gleich wie damals, so schien auch jetzt das hohe Paar den Tönen des Meisters freudig zu lauschen, und bekundete ein warmes Interesse nicht nur durch die Anwesenheit in der Concertprobe und Aufführung, sondern außerdem noch durch die ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten, so wie der Herzog auch das vor längeren Jahren an Spöhr verliehene Ritterkreuz des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens bei dieser Veranlassung gegen das Großkreuz desselben umtauschte. — Der letzte Abend in Meiningen wurde für Spöhr noch durch ein großartiges Fest der Freimaurerloge verherrlicht, das ihm eben so große Genugthuung gewährte, wie auch ein vom Intendanten der Hofkapelle, Herrn v. Liliencron, an ihn gerichtetes herzliches Dankschreiben, aus welchem, da es Spöhr's letztes Auftreten als Dirigent betrifft, hier einige bezeichnende Worte verewigt werden mögen: „Das bis auf den letzten Platz gefüllte

Haus, die begeisterten Zurufe, die Blumen und Kränze haben es Ihnen gestern gezeigt, wie ergriffen wir Alle von Ihren Tönen, wie tief bewegt von dem Anblick des geliebten hochgefeierten Meisters wir gewesen sind. Wird der schöne Abend unvergeßlich in der Erinnerung aller Theilnehmenden bleiben, so wird der milde Zweck, dem das Concert galt, das Andenken Ihres Auftretens unter uns weit über uns selbst hinaus erhalten, und noch in späten Jahren, wenn Einer nachlies't, was am 12. April 1859 den Wittwen und Waisen der Meininger Kapelle geschenkt ward, wird es heißen: das war der Tag, an dem Spohr, der Meister, unter uns den Stab geführt." u.

Eine kurz nachher angetretene zweite Reise führte Spohr nach der freundlichen kleinen Residenzstadt Detmold, wo ihm abermals von einem dankbaren Schüler, Kapellmeister Kiel, und dessen kunstsinningem Fürsten in ganz ähnlicher Weise, wie in Meiningen, ein paar schöne Fest- und Ehrentage bereitet waren. Die ihm angetragene eigne Leitung eines großen, nur aus seinen Compositionen zusammengesetzten Concertes hatte er entschieden abgelehnt, und konnte nun als Zuhörer um so ungestörter sich dem Genuß seiner in wohlgefügter Ausführung ihm vorgeführten Musik hingeben, wobei ihm zwei Nummern insbesondere zur großen Freude gereichten: die von seinen früheren Schülern, Kapellmeister Kiel und Concertmeister Bargheer in trefflichem Zusammenspiel vorgetragene A-moll-Concertante und die Symphonie: „die Jahreszeiten“ — ein Glanzpunkt der Detmolder Hofkapelle — die er auf vorhergegangene Anfrage selbst vorzugsweise ausgewählt hatte.

Nach einer in Kunst- und Naturgenüssen froh verlebten Woche abermals nach Cassel zurückkehrend, konnte leider Spohr sich nicht länger verhehlen, daß selbst diese kleinen Reisen für ihn nunmehr gar manche Beschwerde, namentlich noch vermehrte nächtliche Aufregung zur Folge hatten. Dennoch ging bald seine Sehnsucht wieder hinaus ins Weite und zwar vorzugsweise nach

seinem lieben Alexandersbad, wo er von einem längeren Aufenthalt in der herrlichen Luft und Gegend noch einmal Verbesserung seines Zustandes und namentlich Wiedererlangung des nächtlichen Schlafes zuversichtlich hoffte. Bestärkt in diesem Glauben durch die Zustimmung seines fortwährend in wärmster Theilnahme um ihn sorgenden Arztes Dr. Ad. Garnier \*) trat er Anfangs Juli wohlgemuth mit seiner Frau die Reise an, und zwar auf dem nächsten Weg über Hildburghausen, wo er zu übernachten gedachte. Da die Kunde hiervon im Voraus dorthin gedrungen war, so wurde er zu seiner Ueberraschung nicht nur am Bahnhof von Musikdirector Mahr mit einer Equipage erwartet, die ihn dem Gasthof zuführen sollte, sondern auf dem Wege bis dahin von jungen Mädchen mit Blumen und Kränzen im Wagen förmlich überschüttet. In dem ebenfalls festlich bekränzten Salon des Gasthofes ward er dann von den Musikfreunden der Stadt begrüßt, Abends ihm ein Ständchen des Gesangsvereins, und am andern Morgen früh ein zweites der Gymnastasten, mit ergreifendem Choralgesang beginnend, dargebracht. — Am folgenden Tag in der Wasserheilanstalt zu Alexandersbad in ähnlicher Weise festlich und herzlich empfangen — verlebte er daselbst noch einmal unter der sorgenden Obhut des ihm ebenfalls verwandten Arztes, Dr. Th. Pfeiffer, recht gemüthlich heitere Tage und ruhigere, erträgliche Nächte. Als nach einigen Wochen eine bei der ganzen Kurgesellschaft sehr beliebte Familie aus Dessau ihre Heimreise antreten wollte, wurden auf Spohr's Vorschlag und unter seiner Leitung von dem musikalischen Theil der Anwesenden einige passende vierstimmige Lieder zur Abschiedsfeier eingeübt, die dann am Morgen der Abreise in der grandiosen Vorhalle des Hauses vorgetragen, von ihm dirigirt und durch seine

---

\*) Sohn des zwei Jahre zuvor verstorbenen Geh. D. Medicinalrathes, — und Bruder des Obergerichts-Anwalts Dr. Rich. Garnier, der in seinem Fache ebenwohl Spohr's besonderes Vertrauen genoß, und auch den bekannten Urlaufsprozeß in den Jahren 1852—55 für ihn durchgekämpft hatte.



ausdrucksvolle Bassstimme — die da zum letzten Mal für dieses Leben erklang — unterstützt, alle Gemüther mit tiefster Rührung durchdrangen.

Als Spöhr dann bald darauf an die eigne Abreise denken mußte, um Ende Juli sein Oratorium: „die letzten Dinge“ in Würzburg zu hören, ward ihm eine Abschiedsfeier veranstaltet, die eben so sinnvoll als großartig arrangirt, ihm eine wahre innige Freude gewährte, — denn nach einem ihn begrüßenden ergreifenden Chorgesang kam diesmal Euterpe selbst (in wahrhaft klassischer Schönheit durch eine junge Dame aus Augsburg dargestellt) vom Olymp herab, um nach einer höchst ehrenvollen poetischen Ansprache ihm den Lorbeer auf's Haupt zu setzen, — und als endlich der Moment des Scheidens herbeikam, hatten Garten, Feld und Wald der ganzen herrlichen Gegend ihre schönsten Spenden liefern müssen, um von vielen liebevollen Händen mannichfach verbunden, seinen Reisewagen reich zu schmücken, und die dankbarste Erinnerung an manches Lieblingsplätzchen noch lange wach zu erhalten. — In Würzburg ebenfalls feierlich und ehrenvoll empfangen, hatte Spöhr dort namentlich den Bemühungen des Directors am königl. Musik-Institut, Herrn Bratsch, einige genüßreiche Tage zu verdanken. Die größte Befriedigung gewährte ihm die Aufführung seiner „letzten Dinge“ im großen Saale des Instituts, in dessen Mittelpunkt er, auf schön betränztem Sessel thronend, mit wehmuthsvoller Freude seinen eignen Löhnen lauschte, deren Eindruck, gehoben durch den unschuldsvoll reinen Klang der meist ganz jugendlichen Stimmen ein wahrhaft heilig ergreifender war. Als aber am Schlusse nach kurzen Momenten stiller Rührung der laute Beifallsjubel ausbrach, als Pauken und Trompeten schmetterten, um ihn zu feiern, Gedichte, Dankreden, Kränze und Blumen sich über ihn ergossen, — da war seine Kraft fast erschöpft; und wie er dann mühsam durch die Tausende, die noch auf der Straße stehend, mit entblößten Häuptern ihm ehrfurchtsvoll nachblickten, zu seinem Wagen geführt ward,

— da mochte er wohl schon ahnend fühlen, daß dieses sein letzter derartiger Triumph gewesen war. Der allzugroßen Aufregung folgte zunächst völlige Erschöpfung, — und dann eine schreckliche Nacht, deren qualvolle Ruhelosigkeit im folgenden Nachtquartier zu Frankfurt sich wiederholte, und zwar dergestalt, daß er nun auch seine letzte und größte Freude, die am Reisen, für die Zukunft bedroht sah! —

Im September erlebte Spöhr in Cassel noch ein frohes Familienfest, die Hochzeit seiner ältesten Enkelin Mathilde Wolff mit dem Freiherrn Reinhard v. Dalwitz. — Die von Pfarrer Falkenheiner gehaltene schöne Trauungsrede sprach ihrem ganzen Inhalt nach ihm sehr zu Herzen, und froh überraschte es ihn, wie darin auch seiner als Großvater gedacht wurde, als „des ehrwürdigen herrlichen Meisters, in welchem der vor 100 Jahren geschiedene Tondichter des Messias gleichsam neue herrlichere Gestalt gewonnen hat,“ — und wie der Redner weiter sagte: „Wie sind doch in den erschütternden Klängen seines „Fall von Babylon“, seiner „letzten Dinge“, heiliger Glaube und heitere Kunst so innig vermählt! Feiert doch seine Tonkunst, durch die überall ein ernster, fast wehmüthiger Zug hindurchgeht, erst mit den Formen geistlicher Dichtung verbunden, ihre wahre Ehe mit dem Wort.“ Obwohl übrigens still, ja scheinbar theilnahmslos, ruhte Spöhr nicht eher, bis er dem Redner noch während des Hochzeitmahles seine Freude über diese Auffassung seiner Musik ausgesprochen, — denn nichts war ihm lieber, als wenn gerade Geistliche (wie das häufig geschah) von seinen Tonwerken einen Rückschluß auf seine Gemüthsart und Religiosität machten. Seine Kunst war ihm ja auch heilig wie die Religion, und Musik bei ihm eng verbunden mit Glaube, Liebe, Hoffnung. Von der Fortdauer der Seele war er fest überzeugt, doch äußerte er öfters noch in seinen letzten Jahren: er könne sich keine Seligkeit im bloßen Anschauen und Anbeten Gottes denken, es müsse vielmehr der Geist auch jenseits fortstreben

und wirken können, — auch müsse es jedenfalls dort Musik geben, obwohl sie anders als die unsrige sein werde. Wenn dann seine Frau aus vollem Herzen ihm antwortete: „ja, wohl anders, aber nicht schöner als die deinige kann sie sein“, — dann flog ein Lächeln froher Befriedigung und seliger Hoffnung über sein Antlitz; und wer ein solches Lächeln in seinen zu dieser Zeit meist schwermüthigen Zügen gesehen hat, der wird es niemals vergessen können! — Die Freude an guter Musik blieb ihm bis an sein Ende, weshalb er niemals ein Concert ver- säumte, und auch das Theater häufig besuchte, wo dann vor Allem die seinem Herzen so befreundeten Klänge der Mozart'schen Opern ihn immer von Neuem mit jugendfrischem Entzücken erfüllten. — Zu Hause beschäftigte er sich nunmehr den größten Theil des Tages mit Lesen; doch waren es nicht mehr wie früher die politischen Zeitungen und wissenschaftlich belehrende Werke, die sein Interesse erregten und fesselten, — jetzt waren es vielmehr gemüthvolle Unterhaltungsschriften, einfache, zum Herzen sprechende Novellen u. dgl., die ihn momentan seinen unbehaglichen Zustand vergessen ließen. — Dazwischen ließ er sich oft und gern von seiner Frau etwas vorspielen, wozu er vorzugsweise die Claviermusik von Bach und Mendelssohn zu proponiren pflegte, ohne jedoch darum den Erzeugnissen der neueren Componisten sein Interesse zu entziehen.

Eine freundliche Diversion in seinem immer farbloser sich gestaltenden Alltagsleben gewährte ihm in den ersten Tagen des October ein Besuch, den er der Prinzessin Anna, Gemahlin des heftigen Thronfolgers Prinz Friedrich, auf die an ihn ergangene Bitte, während ihres mehrtägigen Aufenthaltes zu Cassel im Schloß Bellevue abstattete. Freudig angeregt erzählte er bei seiner Rückkehr von der lebenswürdigen Zuvorkommenheit der Prinzessin, die sich, in Rücksicht auf Spohr's größere Bequemlichkeit, mit Gemahl und Kind — dem fünfjährigen Prinzen Wilhelm — zu seinem Empfang in ein Zimmer gleicher Erde

begeben hatte, wo dann nach längerer anziehender Unterhaltung mit dem fürstlichen Paare, schließlich in gewinnender Freundschaft die Bitte an ihn gerichtet ward, sich zum Andenken mit einigen Zeilen in das Album der Prinzessin einzuzichnen. Auch diesen Wunsch gern erfüllend, schrieb er (am 7. October), obwohl mit schwacher zitternder Hand, dennoch in gewohnter Bereitwilligkeit eine vorzugsweise erbetene Stelle des bekannten Duetts aus Jessonda in das ihm in's Haus geschickte kostbare Album.

Sonntag, den 16. October, zeigte sich eine, anfangs kaum bemerkbare Veränderung bei ihm: ein lange nicht gesehener Ausdruck ruhiger Zufriedenheit lag in seinen Zügen; trotz der vorausgegangenen ruhelosen Nacht, der offenbar fortbauernnden körperlichen Beschwerden und zunehmenden Schwäche, kam keine Klage mehr über seine Lippen, doch war er noch stiller als sonst, und beantwortete jede Anrede zwar freundlich, aber so kurz wie möglich. Mittags nach Tische stand er lange in der offenen Hausthür, sinnend in die herbstlich bunte Blumenfülle seines Gartens hinausschauend, — antwortete aber auf den Vorschlag seiner Frau, draußen in der Laube den Kaffee einzunehmen, „er wünsche, daß dies heute in seinem Zimmer geschähe, und sie dann mit ihrer Schwester ihm etwas vorspielen möchte“, — was natürlich mit Freuden alsbald ausgeführt ward. Nachdem er dann einige vierhändig arrangirte Symphonieen, — anscheinend wie in halbem Traume, aber aus mancher eingeworfenen Bemerkung zu schließen, dennoch mit Aufmerksamkeit, angehört hatte, — erbat er sich zum Schluß noch sein neuestes Quintett (Op. 144, G-moll), dessen vierhändiger Clavierauszug ihm erst kürzlich bekannt geworden, und dem er nun mit vollem Interesse und sichtlichlicher Befriedigung lauschte. Nach dem letzten Satz fragte er: „Wie lange mag es wohl her sein, daß ich das geschrieben habe?“ und als seine Frau, der die Jahreszahl nicht gleich gegenwärtig war, erwiderte, es möchten wohl 3—4 Jahre sein, — da sagte er seufzend: „Also

da habe ich das noch zu Stande gebracht? und jetzt kann ich doch gar nichts mehr!“ Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Sessel, um sich zu dem täglichen Abendgang nach dem Lesemuseum zu rüsten, den er auch trotz aller Schwäche und einiger Abmahnung seiner Frau, dennoch, langsam von dieser hinge-  
leitet, ausführte. Da jedoch bange Sorge um ihn ihr zu Hause keine Ruhe ließ, so sandte sie den, in aufopfernder Treue ihm ergebenen Diener viel früher, als derselbe zum Abholen bestellt war, schon hin, um nach ihm zu sehen, worauf er sich sofort im Zustand äußerster Erschöpfung nach Hause, und bald nach seinem frugalen Souper zu Bette bringen ließ. Nach dem ge-  
wohnten Abendkuß sagte er dann zu seiner Frau: „er hoffe bei der großen Müdigkeit endlich einmal eine gute Nacht zu haben“, — und fiel gleich darauf in sanften Schlummer, von dem er erst am andern Morgen mit heiterer Miene wieder erwachte. Die ersehnte Ruhe hatte er gefunden, kein irdisches Leiden empfand er mehr, das zeigte der Friede in seinem Antlitz von nun an bis zum letzten Athemzuge! Aufstehen wollte er nicht, auch nicht frühstücken, bat aber seine Frau, sich zu ihm an's Bett zu setzen, ergriff ihre Hand und küßte sie voll Zärtlichkeit, mit einem Aus-  
druck in seinen liebevollen Augen, der ihr mehr sagte, als tau-  
send Worte vermocht hätten. Bald nachher kam sein getreuer Arzt, und erkannte alsbald, daß jetzt eine höhere Macht die oft ersehnte Ruhe gewährt hatte. Die Familie ward auf die na-  
hende herzerreißende Trennung vorbereitet, — Kinder und Enkel, nahe und ferne Freunde eilten herbei, Jeder wollte so lange wie möglich das verehrte Antlitz schauen, Jeder gern noch einen Blick seiner freundlichen treuen Augen erhaschen! — So lag er, umgeben von Allen, die im Leben ihm am näch-  
sten standen, in stillem Frieden da, von Tag zu Tag bewußtloser, vielleicht mit dem Geist schon höheren Welten angehörnd, — bis Sonnabend den 22. Abends  $\frac{1}{2}$  10 Uhr seine müden Augen sich für immer schlossen! — —

Die frommen Töne, die einst in heiliger Begeisterung seiner reinen Seele entquollen — denen er selbst noch vor wenig Wochen in stiller Andacht gelauscht, — sie klangen trauernd nun an seinem Grabe, und schmerzvoll, doch tröstlich zugleich haßt' es nah und fern in allen Herzen wieder:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an in Ewigkeit. Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!“

---

# Inhalt.

## Erster Band.

	Seite.
1784—1799 Kinderjahre in Seesen und Braunschweig . . . . .	1
1799 Anstellung in der Kapelle zu Braunschweig . . . . .	12
1802 Reise mit Franz Ed nach Petersburg . . . . .	13
1803 Anstellung als Kammermusikus in Braunschweig . . . . .	68
1804 Kunstreise nach Leipzig, Dresden, Berlin . . . . .	72
1805 Anstellung als Concertmeister in Gotha . . . . .	91
Mit Prinz Louis Ferdinand beim Manöver zu Magdeburg . . . . .	93
1806 Verheirathung mit Dorette Scheidler . . . . .	102
1807 Kunstreise nach Weimar, Leipzig, Dresden, Prag, München, Frankfurt, Stuttgart, Heidelberg . . . . .	109
1808 Harzreise mit den Schülern . . . . .	121
Oper Alruna componirt . . . . .	124
Congreß in Erfurt . . . . .	126
1809 Kunstreise nach Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg . . . . .	137
1810 Musikfest in Frankenhausen . . . . .	150
1811 Zweites Musikfest in Frankenhausen . . . . .	161
Oper: Zweikampf mit der Geliebten in Hamburg aufgeführt . . . . .	165
1812 Oratorium: Das jüngste Gericht beim Musikfest in Erfurt . . . . .	169
Kunstreise nach Leipzig, Prag, Wien . . . . .	171
1813 Anstellung als Kapellmeister beim Theater a. d. Wien . . . . .	189
Faust componirt . . . . .	192
1814 Cantate: Das befreite Deutschland componirt . . . . .	196
1815 Reise nach Bräun, Breslau, Carolath . . . . .	218
Drittes Musikfest in Frankenhausen . . . . .	223
Kunstreise nach Würzburg, Nürnberg, München . . . . .	226
1816 Frankfurt, Strassburg . . . . .	232
Aufenthalt in der Schweiz . . . . .	250
Reise nach Mailand . . . . .	269
Reise nach Venedig . . . . .	284
Reise nach Bologna, Florenz, Rom . . . . .	303
1817 Abreise von Rom . . . . .	347

# **3weiter Band.**

	Seite.
1817 Aufenthalt in Neapel . . . . .	1
Beseignung des Besuchs . . . . .	3
Abreise von Neapel nach Rom . . . . .	34
Miserere in der Sixtinischen Kapelle . . . . .	37
Atreise von Rom . . . . .	43
Nachlese zur italienischen Reise . . . . .	50
Aufenthalt in Holland . . . . .	56
Anstellung als Kapellmeister in Frankfurt . . . . .	57
1818 Die Oper: Zemire und Azor componirt . . . . .	61
Reise zum Musikfest in Mannheim . . . . .	62
1819 Abgang von Frankfurt . . . . .	69
Kunstreise nach Berlin, Dresden, Leipzig, Cassel . . . . .	71
Aufenthalt in Brüssel . . . . .	73
1820 Uebersahrt von Calais nach London . . . . .	77
Erstes Concert in d. philharm. Ges. . . . .	87
Spohr's Concert in New Argyll Rooms zu London . . . . .	100
Musikinstitut von Logier . . . . .	104
Rückkehr nach Deutschland . . . . .	109
Musikfest in Quedlinburg . . . . .	111
Reise über Frankfurt und Heidelberg nach Paris . . . . .	113
1821 Rückkehr nach Sandersheim . . . . .	143
Concerte in Alexisbad und Pyrmont . . . . .	145
Uebersiedelung nach Dresden . . . . .	147
1822 Anstellung als Kapellmeister beim Hoftheater zu Cassel . . . . .	150
1823 Stiftung des Cäcilienvereins . . . . .	157
Jessonda componirt und zuerst in Cassel aufgeführt . . . . .	159
1824 Jessonda in Leipzig aufgeführt . . . . .	164
1825 Jessonda in Berlin aufgeführt . . . . .	167
Der Berggeist componirt und in Cassel zuerst aufgeführt . . . . .	168
1826 Das Oatorium: Die letzten Dinge componirt und zuerst in Cassel aufgeführt . . . . .	171
Musikfest in Düsseldorf . . . . .	173
1827 Die Oper: Pietro v. Abano componirt und in Cassel zuerst aufgeführt	175
1828 Musikfest in Halberstadt . . . . .	176
1829 Musikfest in Nordhausen . . . . .	178
1830 Die Oper: Der Alchymist componirt und in Cassel zuerst aufgeführt	179
Julirevolution . . . . .	180
1831 Verfassungsfeier . . . . .	184
Spohr's Silberhochzeit . . . . .	185
Violinschule beendet . . . . .	189
1832 Symphonie: Die Weihe der Töne componirt . . . . .	191
Goldne Hochzeit von Spohr's Eltern . . . . .	193
1833 Musikfest in Halberstadt . . . . .	196



	Seite.
1834 Reise nach Marienbad . . . . .	198
Tod von Frau Dorette Spöhr . . . . .	201
1835 Das Oratorium: Des Heilands letzte Stunden beendet und in Cassel zuerst aufgeführt . . . . .	202
Reise nach Bandorf in Holland . . . . .	203
1836 Spöhr's zweite Verheirathung . . . . .	209
Reise nach Leipzig, Dresden und der sächsischen Schweiz . . . . .	210
Musikfest in Braunschweig . . . . .	212
Tausendjähriges Jubiläum in Paderborn . . . . .	213
1837 Beabsichtigtes Musikfest in Cassel . . . . .	216
Reise nach Prag zur Direction des Berggeist, Wien, Salzburg &c. . . . .	218
1838 Tod von Theresie Spöhr . . . . .	222
Reise nach Carlsbad . . . . .	224
X Fortsetzung der Biographie durch die Angehörigen . . . . .	225
1839 Historische Symphonie componirt . . . . .	230
Reise zum Musikfest nach Norwich . . . . .	235
1840 Reise zum Musikfest in Aachen . . . . .	248
Reise nach Lübeck und Hamburg . . . . .	250
1841 Reise über Stuttgart und Hechingen nach der Schweiz . . . . .	256
Musikfest in Luzern . . . . .	260
Doppelsymphonie componirt . . . . .	262
Mozartsfeier in Cassel . . . . .	265
1842 Reise nach Carlsbad . . . . .	266
Näthselaufgaben von Spöhr: 1) Kanone, None, Ranne, Canon. 2) Betteln, Bettel, Bett, Bet'. 3) Dislant . . . . .	267
1843 Ruf nach Prag . . . . .	270
Reise nach London (Fall Babylons) . . . . .	273
1844 Die Oper: Die Kreuzfahrer componirt . . . . .	284
Reise nach Paris . . . . .	285
Reise zum Musikfest in Braunschweig . . . . .	286
1845 Kreuzfahrer zuerst in Cassel aufgeführt . . . . .	289
Reise nach Oldenburg, Carlsbad, Berlin (Kreuzfahrer) . . . . .	291
Reise nach Bonn zur Feier des Beethovenedenkmals . . . . .	299
1846 Reise nach Leipzig und Carlsbad . . . . .	305
1847 Spöhr's 25jähriges Jubiläum als Kapellmeister zu Cassel . . . . .	311
Reise nach England (Spöhr's Oratorien) . . . . .	317
1848 Revolution in Frankreich &c. . . . .	323
Reise zur Nationalversammlung nach Frankfurt . . . . .	326
Volkfest in Cassel . . . . .	327
1849 Reise nach Leipzig und Carlsbad . . . . .	329
1850 Spöhr's Fall auf dem Glatteis . . . . .	332
Symphonie: Die Jahreszeiten componirt . . . . .	332
Reise nach Leipzig, Breslau und Berlin . . . . .	334
Politische Ereignisse in Kurhessen (Cassel) . . . . .	337
1851 Reise nach der Schweiz und Italien . . . . .	345

	Seite
1851 Reise nach Göttingen . . . . .	347
1852 Proceß über die wegen Spohr's Reise ohne Urlaub über ihn verhängte Geldstrafe . . . . .	349
Reise nach London zur Aufführung des Faust . . . . .	351
Anstellung eines zweiten Kapellmeisters (Dott) zu Cassel . . . . .	355
1853 Reise nach London zur Aufführung der Jessonda etc. . . . .	358
1854 Reise nach der Schweiz, München, Alexandersbad . . . . .	363
1855 Reise nach Hannover . . . . .	368
Reise nach Hamburg und Lübeck . . . . .	371
1856 Reise zum Sängerkunst nach Braunschweig und nach Wernigerode . . . . .	375
Anstellung des Kapellmeisters Reiß an Dott's Stelle . . . . .	377
1857 Reise nach Holland . . . . .	381
Spohr's Pensionirung . . . . .	383
Sein Armbruch . . . . .	387
1858 Reise nach Magdeburg (des Heilands letzte Stunden) . . . . .	387
Reise nach Bremen (Fall Babylons) . . . . .	388
Reise nach Prag zum Jubiläum des Conservatoriums . . . . .	390
Reise nach Wiesbaden zum mittelhheinischen Musikfest . . . . .	392
Reise nach Leipzig . . . . .	393
Letzte Composition . . . . .	395
1859 Reise nach Weiningen, Spohr's letztes Dirigiren . . . . .	398
Reise nach Detmold . . . . .	400
Reise nach Alexandersbad und Würzburg (letzte Dinge) . . . . .	401
Spohr's letzte Krankheit und Ende . . . . .	405

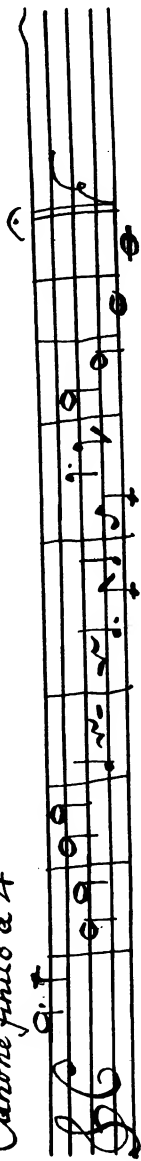
# Alphabetisches Verzeichniß der in beiden Bänden vorkommenden namhaftesten Persönlichkeiten.

	Seite.		Seite.
Arndt, Moritz . . . . .	II. 326	Menbelssohn . II.	202, 225, 268, 303, 306, 321
Beethoven . . . . .	I. 197, 213	Methfessel . . . . .	II. 62
Boß, Jean II.	256, 366, 377, 398	Meyerbeer I.	302, 333, II. 294, 298
Bruch, Max . . . . .	II. 382	Molique . . . . .	I. 228
Catalani . . . . .	II. 27	Moscheles . . . . .	II. 330, 363
Cherubini . . . . .	II. 141	Müller, Gebrüder . . . . .	II. 249
Clementi . . . . .	I. 42	Napoleon . . . . .	I. 126
Curschmann . . . . .	II. 169, 172	Owen, Professor . . . . .	II. 353
Dingelstedt . . . . .	II. 226	Die Bull . . . . .	II. 223
Düssel . . . . .	I. 85, 93	Paganini . . . . .	I. 299, II. 180
Festa . . . . .	I. 207, 241	Pott, August . . . . .	II. 291, 301
Fiebig . . . . .	I. 43	v. Raumer . . . . .	II. 2
v. Gagern, Heinrich . . . . .	II. 326	Raupach . . . . .	II. 198
Göthe . . . . .	I. 109, 124	Ries, Ferdinand . . . . .	II. 80, 172
Grabbe . . . . .	II. 203	Ries, Hubert . . . . .	II. 298
Grund, Eduard . . . . .	II. 110, 398	Rochlitz . . . . .	I. 81, II. 170, 200
Hauptmann, Moritz . . . . .	II. 182, 146, 267	Robe . . . . .	I. 66, 173
Hesse, Adolph . . . . .	II. 211, 223, 337	Romberg, Andreas I.	145, 226
Hermstedt . . . . .	I. 133, 150, 166, 171, II. 144	Romberg, Bernhard . . . . .	I. 84
Hiller, Ferdinand . . . . .	II. 382	Schmidt, Aloys . . . . .	I. 170
Holmes, Alfred u. Henry II.	373	Schumann, Rob. II.	225, 231, 334
v. Humboldt, Alexander II.	298	Schwenke . . . . .	I. 145
Immermann . . . . .	II. 203	Spontini . . . . .	II. 166
Joachim . . . . .	II. 307, 320, 369	Taylor, Professor Ed.	II. 235, 280
Kämpel, August . . . . .	II. 317	Tief, Ludwig . . . . .	II. 293
Körner, Theodor . . . . .	I. 191	Wagner, Richard . . . . .	II. 271, 305
Kreutzer . . . . .	I. 269, II. 115, 120	v. Weber, E. Maria . . . . .	I. 117, II. 150
Kaube, Heinrich . . . . .	II. 306	Wichmann, Professor . . . . .	II. 297
Käst, Franz . . . . .	II. 264, 300, 376	Wieland . . . . .	I. 109, 125
		Winter . . . . .	I. 113

+ Buchs, Franz. II. 66



Canone finito a 4



Doppel Canon - a 4.



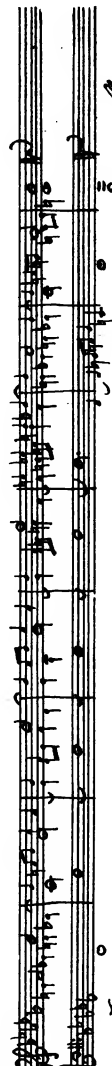
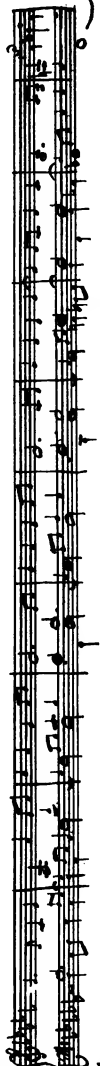
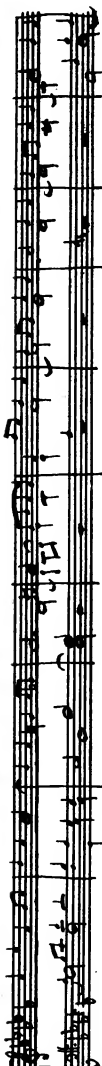
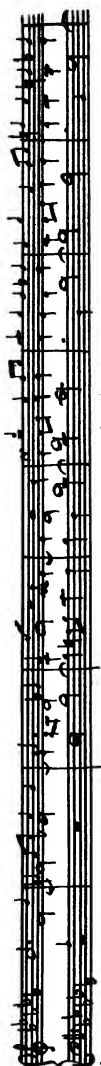
Dr.

Dresden d. 25. 9. 1819

Carl Maria von Weber

Mosente

6



London. 2. 21. June. 1875.

Mr. Fanning  
 29, Pall Mall  
 & Henry L. Chapman

Coron - June 20, 1820: *Myself*



These Coron are presented by the  
 author of the *Book* as a mark of  
 the esteem his talents are held  
 in by him - London 20: June 1820

5



Handwritten musical score for a choir, featuring five staves with lyrics in Latin. The lyrics are: *Gloria in excelsis Deo*. The notation includes various musical symbols such as notes, rests, and bar lines. The lyrics are written below the staves, with some words appearing on multiple staves. The score is written in a cursive, handwritten style.

Lyrics: *Gloria in excelsis Deo*

Staff 1: *Gloria in excelsis Deo*

Staff 2: *Gloria in excelsis Deo*

Staff 3: *Gloria in excelsis Deo*

Staff 4: *Gloria in excelsis Deo*

Staff 5: *Gloria in excelsis Deo*

ne le - gen - ti - am Do - mi - ne.  
 le - gen - ti - am Do - mi - ne.  
 mi - ne le - gen - ti - am Do - mi - ne.  
 ne le - gen - ti - am Do - mi - ne.  
 le - gen - ti - am Do - mi - ne.

fine

à m<sup>r</sup> Spohr in segno di stima  
 di venerazione, e d'amicizia  
 della parte dell'autore

Parigi li 24 Gennaio 1826

*Canone aperto all'infinito, che mostra sempre l'undeno, all'8.<sup>a</sup> inferiore, alla 5.<sup>a</sup> superiore, e alla 4.<sup>a</sup> superiore.*

Handwritten musical score for a canon in G major, 4/4 time. The score consists of three staves, each with a vocal line. The lyrics are written below the staves. The first staff begins with a treble clef and a key signature of one sharp (F#). The second staff begins with a treble clef and a key signature of one sharp. The third staff begins with a treble clef and a key signature of one sharp. The lyrics are: "Guarda bene di non stonar / vò montando d'into — no / vò montando d'into — no / vò ma". The score includes various musical notations such as notes, rests, and bar lines.

